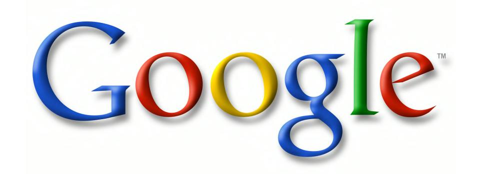
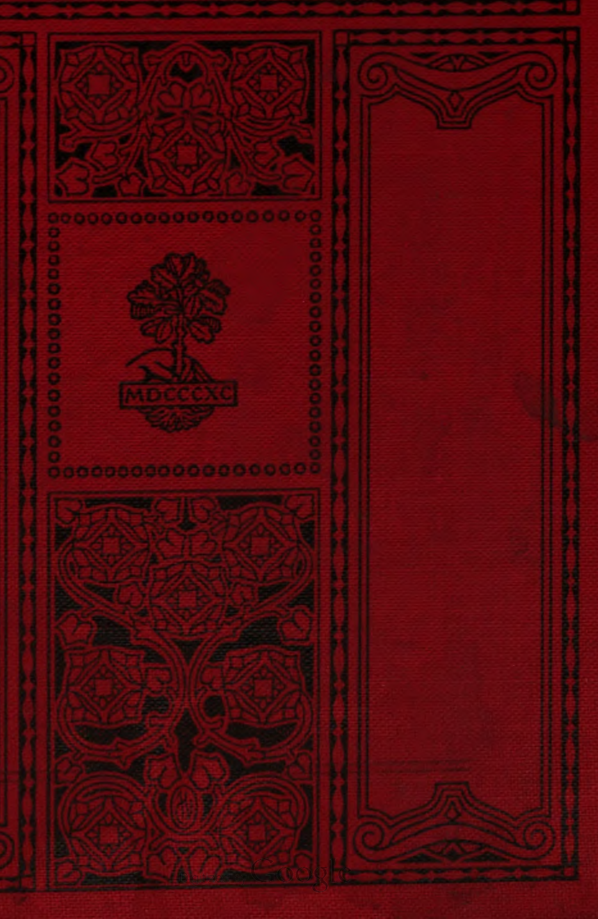


BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS



Bücher-Sammlung

von



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



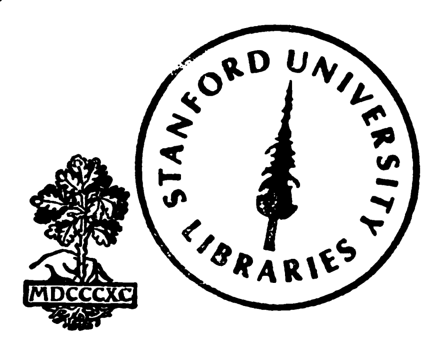


Zu der Erzählung „Fix und Argus“ von W. Harb. (S. 20)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

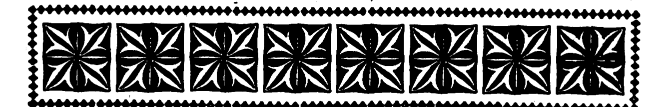
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1913 ◆ Dritter Band



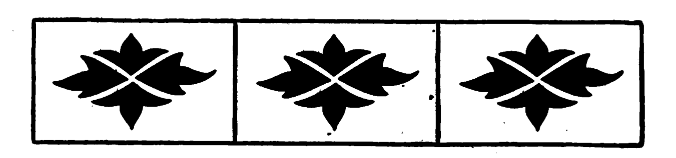
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Fix und Argus.

Eine Detektivgeschichte von W. Harb.

Mit Bildern
von Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

In der großen Hafenstadt gab es zwei bedeutende Detektivinstitute. Das eine hieß „Kriminalbureau Fix“ und machte seinem Namen alle Ehre, das andere „Detektivei Argus“, und es war wachsamer und hellhöriger als der berühmte hundertköpfige Riese des Altertums.

Fix und Argus waren erbitterte Konkurrenten. Jeder von beiden behauptete, die am weitesten verzweigten Verbindungen, die erprobtesten Kräfte und die großartigsten Erfolge aufzuweisen.

In beiden Bureaus herrschte eines Tages große Aufregung.

Ein Hochstaplergenie trieb seit Monaten sein Unwesen an allen Hauptplätzen Europas. Das war ein ganz gerissener und mit allen Hunden gehetzter Bursche, ein höchst gemeingefährlicher Kerl, den man um jeden Preis dingfest machen mußte. Das liebe Publikum, das geschädigte und nichtgeschädigte, war schon recht ungeduldig.

Über einige besonders gelungene Streiche des großen Unbekannten hatte man zuerst gelacht und sich amüsiert, dann murrte man und erlaubte sich höchst abfällige Kritiken von beleidigender Geringschätzung

über das gesamte, doch so vorzüglich organisierte und pflichtgetreue Kriminalbeamtentum.

Ja, zum Auswachsen war es! Der aalglatte Kerl war nicht zu fangen, trotzdem die findigsten und bewährtesten Kräfte Tag und Nacht auf der Jagd waren. Er geigte seine Stücklein weiter, bald hier, bald da, und führte die hohe Polizei an der Nase herum.

Allem Anschein nach war der Kerl nicht allein, sondern hatte Genossen und Helfershelfer, die ebenso vorsichtig „arbeiteten" wie ihr Herr und Meister.

In allen möglichen Verkleidungen und unter den verschiedensten falschen Namen traten sie auf und wußten ihre Opfer mit so verblüffender Sicherheit zu umgarnen und zu übertölpeln, daß nicht nur harmlose Leute hereinfielen. Auch erfahrene, mißtrauische Füchse.

Die Zeitungen hatten Stoff in Hülle und Fülle und wußten was zu erzählen. Und der Chef der Detektivei Argus — Krause nannte sich das kleine, unansehnliche Männlein mit den tiefliegenden Augen und der charakteristischen Hakennase — schlief keine Nacht mehr ruhig. „Daß nur nicht der Bäumer mir den Preis und die Ehre abjagt!" war sein ständiger Gedanke.

Bäumer war das Oberhaupt des Kriminalbureaus Fix.

Man konnte sich kaum einen größeren Gegensatz denken als diese beiden Konkurrenten. Krause vom Argus war ein Fachmann allerersten Ranges, der aus Liebe zum Beruf Detektiv geworden war und von der Pike auf gedient hatte. Es gab für ihn kein größeres Vergnügen, als eine möglichst verwickelte Sache zu entwirren und einem schlau angelegten Anschlag mit noch größerer Schlauheit zu begegnen. Tauchte ein besonders schwerer und interessanter „Fall" auf, dann

war er immer selbst auf dem Posten und überließ die Nachforschungen keinem seiner Angestellten.

Ganz anders Bäumer, der den Fix leitete. Von seinen kriminalistischen Fähigkeiten hatten seine Untergebenen eine ziemlich geringe Meinung, und außerdem gab es noch jemand, der sie geradezu auf Null einschätzte — das war seine eigene Frau.

Bäumer war ein gemütlicher Thüringer. Er hatte die Witwe des Begründers des Fix geheiratet und betrachtete das Unternehmen nur vom geschäftlichen Standpunkt. Da es recht gute Zinsen abwarf und da Bäumer von Haus aus auch vermögend war, gestattete er sich ein behagliches und vergnügtes Leben, das bei ihm vortrefflich anschlug, denn er setzte reichlich Fett an und war in seiner körperlichen Erscheinung das gerade Gegenteil seines dürren Konkurrenten, der wie ein gehetzter Hirsch von seinem Berufsehrgeiz durch Stadt und Land gejagt wurde.

Die kriminalistische Kleinarbeit überließ Bäumer gern seinem gutgeschulten und gutbezahlten Personal. Er dirigierte gleichsam alles nur aus der Vogelperspektive.

Das war sein Glück. Aber es war auch ein Verdienst seiner Gattin, die gar bald erkannt hatte, wie wenig Anlage ihr zweiter Mann zum Geheimpolizisten hatte. Und darum hatte sie nicht geruht, bis sie ihm den falschen Ehrgeiz ausgeredet hatte, es seinem Kollegen Krause vom Argus gleichtun zu wollen.

Nur zuweilen trat er in Aktion, und dann mußte man ihn gewähren lassen.

Wenn eine „delikate“ Sache vorlag, ein Auftrag, der mehr Takt und Diskretion erforderte als Gerieben-heit und Schlagfertigkeit, dann übernahm der Chef des Fix persönlich die Erledigung.

„Das ist meine Domäne," pflegte er zu sagen. „Dafür besitze ich in hohem Grade die erforderlichen Eigenschaften."

— — — — — — — — — — — — — —

Es war in der Zeit, als die besten Kräfte der beiden Detektivinstitute wie die Spürhunde unterwegs waren auf der Fährte des gemeingefährlichen Hochstaplers, da kehrte Bäumer eines Abends sehr spät heim. Gattin und Abendessen warteten schon seit geraumer Zeit.

„Sehr spät, Artur," bemerkte die Gattin, doch ohne Vorwurf und Unruhe. „Aber du machst ja ein recht vergnügtes Gesicht. Habt ihr den Kerl endlich erwischt?"

„Das nicht," sagte Bäumer und machte sich mit gesegnetem Appetit über die leckeren Speisen des reichbesetzten Tisches her. „Aber mir ist ein sehr ehrenvoller Auftrag geworden, den ich selber ausführen muß. Ich reise mit dem Nachtschnellzug nach München."

„Du? Mit dem Nachtschnellzug?"

„Jawohl, meine Liebe. Eine sehr wichtige und sehr delikate Sache." Er goß sich ein Glas Wein ein und schlürfte es mit Behagen.

„Kann denn nicht Brunner oder ein anderer —"

„Ganz unmöglich. Brunner ist fort — der arme Mensch fängt an trübsinnig zu werden, weil er trotz allen Bemühens wieder in einer Sackgasse endigte — und die anderen eignen sich nicht. Wenn ich mit Essen fertig bin, werde ich ausführlich erzählen. Jetzt laß mich in Ruhe!"

Endlich legte Bäumer Messer und Gabel beiseite.

„Also — es war dicht vor Geschäftschluß, da wurde ich ans Telephon gerufen. Hotel Imperial klingelte an. Eine vornehme und hochgestellte Persönlichkeit wünsche mich zu sprechen und verlange meine Dienste. Ich möge

mich ins Hotel bemühen. Ich entsprach dem Wunsche, und man führte mich in eines der elegantesten und teuersten Logis, wo ich einen hochfeinen Herrn antraf — ich weiß das Falsche vom Echten zu unterscheiden, liebe Frida — einen Grafen Clausewitz-Brandenfels, der



mich scharf und kühl musterte und mich mit einer kurzen Handbewegung zum Sitzen einlud.

‚Man hat mir Ihr Institut als sicher und verschwiegen empfohlen,‘ begann er.

Ich verbeugte mich. ‚Herr Graf dürfen sich in jedem Punkte auf mich verlassen.‘

Er nickte kaum merklich. ‚Eine traurige und peinliche Familienangelegenheit zwingt mich, Ihre Hilfe anzurufen. Offen gesagt, es ist mir nicht angenehm,

fremden Beistand in Anspruch zu nehmen, aber ich bin leidend und den unvermeidlichen Anstrengungen und Aufregungen nicht gewachsen.‘

In der Tat sah der Graf sehr blaß und angegriffen aus. Es war meinem Blick auch nicht entgangen, daß er das eine Bein nachzog und hinkte.

‚Ich begreife vollkommen, Herr Graf,‘ sagte ich, ‚doch erlaube ich mir zu bemerken, daß derlei Aufträge schon oft an mich herantraten, und daß ich sie alle zur Zufriedenheit meiner Gönner erledigte.‘

‚Es handelt sich um folgendes. Mein Sohn‘ — ein tiefer Schatten glitt über des Redenden Gesicht — ‚bereitet mir großen Kummer. Er führt ein leichtsinniges Leben und vergißt ganz und gar, was er mir und dem alten Geschlecht, dem er entsprossen ist, schuldig ist. Als Vater und als Oberhaupt der Familie habe ich alles versucht, mit Strenge und mit Güte, ihn auf den Weg der Pflicht und der Ordnung zurückzuführen. Es hat nichts gefruchtet. Auch die Tränen der Mutter sind vergeblich gewesen.‘

Düster starrte der Graf vor sich hin und schwieg eine Weile. Ich wagte nicht, den ergreifenden Schmerzensausbruch zu stören.

Der Graf nahm sich zusammen.

‚Eine Person niederen Ranges, irgend eine berechnende Kokette, die sich und ihre Leistungen für Geld zeigt und alle Abend vor einem Beifall klatschenden Publikum steht, hat ihn neuerdings in ihre Netze gezogen. Ich denke über derartige Dinge sehr streng, Herr —‘

‚Bäumer,‘ fiel ich ein, als er mich fragend ansah.

‚Aber eine vorübergehende Passion und Verirrung hätte ich meinem Sohne gern verziehen, wenn er bereut und seinen Irrweg verlassen hätte. Allein

er ist mit der Person heimlich entwichen und gedenkt sogar sie zu heiraten.'

Jetzt bedeckte der Graf sein Gesicht mit der Hand, als habe er ein Schandmal zu verbergen, das die Liederlichkeit seines Sohnes ihm aufgedrückt hätte.

‚Heiraten?' fragte ich.

‚Es klingt unglaublich und ist doch buchstäblich so. In einem Briefe, den er mir zu schreiben wagte, teilte er mir seinen festen Entschluß mit. Im ersten Augenblick des Zornes wollte ich mich von ihm lossagen. Aber ich scheue den Skandal und — Sie werden mich verstehen, Herr Bäumer — mein Herz hängt trotz des Leichtsinns und der Abwege an dem Jungen. Man hat ihn verführt, falsche Freunde haben sein ursprünglich gutes Herz verdorben. Nein,' fuhr er auf, ‚ein Clausewitz-Brandenfels darf nicht untergehen! Die rettende Hand soll ihm noch einmal geboten werden!'

‚Sie tun recht daran, Herr Graf —'

‚Aber ich kann's nicht, und einen Freund, der sich eignete, besitze ich nicht. Es widerstrebt mir im Innersten, mit der hergelaufenen Person zu unterhandeln und zu feilschen. Weiß Gott, ich bin der denkbar schlechteste Vermittler, mein Jähzorn reißt mich zu schnellem Wort und unbedachter Tat hin und —'

‚Sie sehen mich bereit, Herr Graf,' sagte ich zuvorkommend.

‚Besten Dank,' erwiderte er aufatmend. ‚Auf Ihre Beredsamkeit und Kunst muß ich mich stützen und verlassen, wie ein Spieler sein Glück auf eine letzte Karte setzt. Sie erweisen mir einen größeren Dienst, als Sie vielleicht ahnen. Seien Sie versichert, daß ich Sie nicht nur reichlich mit Geld entlohnen werde, wenn Sie meinen Sohn in meine Arme zurückführen, nein —

meine Dankbarkeit und Ergebenheit sind Ihnen sicher, solange ich lebe.‘

Er schwieg erschöpft. Die Leidensfalten auf seiner Stirn vertieften sich.

‚Sagen Sie mir, was ich tun soll, Herr Graf,‘ bat ich.

‚Sie werden noch diese Nacht abreisen, Herr Bäumer — Sie selbst, wenn ich bitten darf, und keiner Ihrer Leute. Ihre Zeit erlaubt es doch?‘

‚Sie steht ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Graf.‘

‚Das ist gut. Ich weiß bestimmt, daß mein Sohn sich in München aufhält. Sogar das Hotel ist mir bekannt, in dem er abgestiegen ist. Ein Zufall verriet mir das. Sie werden sich in das Hotel begeben, gleich morgen früh werden Sie meinem Sohn gegenübertreten als mein Bevollmächtigter. Sollte er aber schon weitergereist sein, so werden Sie seine Spur aufnehmen und nicht ruhen, bis Sie ihn erreichen.‘

‚Sehr wohl, Herr Graf.‘

‚Sie werden auf meinen Sohn einzuwirken suchen, daß er von dem Mädchen läßt. Es wird nicht leicht sein, denn das Mädchen soll sehr schön sein, und junge Leute sind blind und toll in der Leidenschaft. Aber stellen Sie ihm mit grellen Farben vor die Augen, was ihm bevorsteht, wenn er nicht sein unsinniges Vorhaben aufgibt. Lassen Sie nicht ab mit Mahnungen und Vorhaltungen, bis Sie gesiegt haben. Ich glaube fest, Sie sind der rechte Mann für eine solche Aufgabe.‘

Dies Lob konnte ich mit gutem Gewissen annehmen, Frida. Ich bin überzeugt, daß es mir gelingen wird, den jungen Grafen zu überreden. Der Auftrag ist so recht nach meinem Geschmack.“

Frau Bäumer schüttelte den Kopf. „Du hast sonderbare Passionen, Artur. Den meisten anderen

Menschen, dünkt mich, wäre die Rolle sehr unangenehm und unerquicklich."

„Diskrete und delikate Sachen sind mein Fall," erklärte Bäumer mit Freude. „Glaubst du wohl, Frida, daß mich die Sache des Grafen im Augenblick weit mehr interessiert als die Jagd auf den großen Schwindelmeier, die das Tagesgespräch bei uns ist vom Aufstehen bis zum Schlafengehen? — Aber höre, was der Graf weiter sagte. ‚Sie werden dann auch mit dem Mädchen reden, Herr Bäumer. Sie werden ihr Geld bieten — gleichviel wie hoch. Ich gebe Ihnen Vollmacht, bis zwanzigtausend Mark zu gehen und darüber, wenn es sein muß — ich will das Opfer gern bringen. Mit Geld macht man solche Personen gefügig. Sie werden sehen, daß es ihr nur darum zu tun ist, möglichst viel aus dem gewinnverheißenden Verhältnis herauszuschlagen.'

‚Und wenn sie das Geld nicht nimmt, Herr Graf? Wenn sie Ihren Sohn wirklich liebt?'

‚Tun Sie nur, was ich Ihnen sage. Sie kommen damit am ehesten zum Ziel. Ich gebe Ihnen eine Anweisung auf die Deutsche Bank. Ja so — Sie können ja das Geld jetzt in der Nacht nicht mehr vor Ihrer Abreise erheben. Das ist sehr schade. Da müßte also eine unliebsame Verzögerung eintreten.'

‚Herr Graf —'

„Was wollten Sie sagen? Können Sie es vorschießen? Haben Sie eine Summe in der angegebenen Höhe flüssig? Es ist mir sehr viel daran gelegen, daß keine Minute verloren geht.'

‚Geben Sie mir den Scheck, Herr Graf. Ich werde noch diese Nacht reisen,' sagte ich."

„War das nicht gewagt, Artur?" fiel Bäumers Gattin ein. „Du kennst doch den Grafen nicht und hattest noch nie mit ihm geschäftlich zu tun!"

„Verzeihung, meine Liebe. Aber ich glaube, du hältst mich doch für recht dumm und leichtgläubig. Wozu hat man im Geschäft sein Auskunftsbureau? Das erste, das ich tat, als ich noch einmal zum Fix zurückkehrte, war genaue Erkundigung über die Verhältnisse des Grafen. Sie sind glänzend und über jeden Zweifel erhaben. Sein Bankkonto zeigt eine sehr beträchtliche Summe.“

„Dann ist es gut, Artur.“

„Jedoch auch ohne die Auskunft hätte ich gewußt, daß dieser Mann echt war. Man hat das im Gefühl, Frida. Die Erfahrung lehrt es. So gut, wie ich echtes Geld vom falschen zu unterscheiden verstehe auf den ersten Blick, so leicht wird es mir, den Edelmann zu scheiden vom Glücksritter. — Graf Clausewitz entließ mich endlich mit vielen Dankesworten, und ich eilte hierher, seinen Schein in der Tasche und eifrig darüber nachgrübelnd, wie ich es am besten anstelle, dem Vater den Sohn zurückzugewinnen. Es ist doch eine schöne Sache, Segen stiften und Familienglück wiederherstellen zu dürfen.“

Die Gattin sah nach der Uhr.

„Du mußt in einer halben Stunde fort. Dein Gepäck wird sofort bereit liegen.“

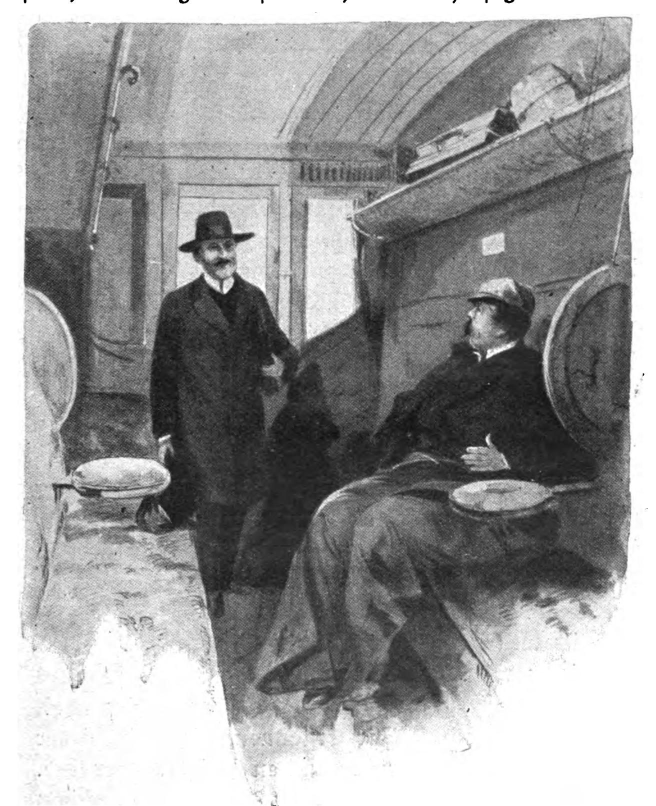
Sie klingelte und gab dem Mädchen, das eintrat, ihre Aufträge.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Nachtschnellzug stand zur Abfahrt bereit. Er war wenig besetzt, und Bäumer, der reichlich früh gekommen war, hatte die Wahl unter den Plätzen. Er wählte den besten Platz und machte es sich so bequem wie möglich. Luftkissen, Plaid, Reisemütze und wärmende Decke hatte die vorsorgliche Gattin ihm mitgegeben.

Er gähnte herzhaft und streckte sich behaglich.

Wenn nur kein Bekannter kam, der sich bemüßigt fand, die lange Reise durch ein nichtssagendes Ge-



spräch zu verkürzen. Etwa über Politik oder gar über den unvermeidlichen großen Unbekannten, über den ihn jeder ausholte, als ob ein Detektiv jedem Dritten seine Geheimnisse preisgeben könnte.

U—ah! Er gähnte wieder ausgiebig.

Gott sei Dank, es ging endlich vorwärts! Die Räder bewegten sich langsam — immer schneller und schneller.

„Guten Abend, Herr Kollege!“

Neben dem Auffahrenden stand lächelnd Herr Krause von der Detektivei Argus, der eben aus dem Korridorgang in das Abteil eingetreten war.

Der Chef des Fix schaute ihn verblüfft an.

„Erlauben Sie, daß ich es mir hier an der anderen Seite bequem mache,“ fuhr Krause fort. „Wir machen doch die ganze Reise zusammen. Ich sah Sie vorhin eine Fahrkarte nach München lösen. Lassen Sie sich im übrigen nicht stören — ich habe auch Schlaf nötig. Das war für mich ein heißer Tag heute — und morgen gibt's wieder Arbeit genug.“

„Gewiß, Herr Kollege — das ist ja unser Geschäft.“ Bäumer hatte sich aufgerichtet. „Sie denken dort einen Fang zu tun?“

Krause nickte und bereitete sich seinerseits ein Lager, so gut es ging. „Einen ganz vortrefflichen sogar. Endlich ist es uns gelungen — wir haben ihn — Sie wissen schon, wen ich meine —“

„Waas?“ Bäumer wickelte sich aus der Decke und setzte sich aufrecht.

„Die Herren vom Fix kommen einen Posttag zu spät — ja, ja,“ sagte Krause, sich an der Verlegenheit Bäumers weidend. „Ihr Erstaunen zeigt mir, lieber Bäumer, daß wir Ihnen diesmal an Fixigkeit über sind. Ja, wir haben ihn! Das Netz ist schon halb über ihm zugezogen, und morgen werfen wir es ihm vollends über den Kopf. Er ist gerade wieder beim Gimpelfang. Sie dürfen mir gratulieren, Herr Kollege.“

Bäumer schwieg mit süßsaurer Miene.

„Ganz besonders schlau dachte er's diesmal anzu-

fangen, und ein ganz seltenes Opfer hat er sich ausgesucht. Sie werden aus den Wolken fallen, Kollege, wenn Sie morgen hören, wer diesmal zur Ader gelassen werden soll."

„In München? — Wir sind hier ja ganz unter uns, Herr Kollege — natürlich interessiert mich die Sache außerordentlich und —"

„Tut mir leid — bis morgen müssen Sie sich schon gedulden, Herr Bäumer. Ich pflege kein Geschäftsgeheimnis preiszugeben, bevor ich nicht ganze Arbeit gemacht habe. Meinen Sie nicht auch, Verehrter?"

Bäumer ärgerte sich. Er glaubte in den Zügen des nicht gerade übermäßig geliebten Konkurrenten heute ein besonders spöttisches Lächeln wahrzunehmen. Ganz gewöhnliche Schadenfreude war das über die leider wahrscheinliche Tatsache, daß der Argus über das Bureau Fix den Sieg davongetragen hatte.

Bäumer legte sich wieder und hüllte sich in seine Decke.

Mochte jener triumphieren und sich aufs hohe Pferd setzen. Der Fix machte morgen auch kein schlechtes Geschäft. Die Summe, die der Graf ausgesetzt hatte, gleichviel ob die Rettung des verlorenen Sohnes gelang oder nicht, überstieg bei weitem die üblichen Sätze.

Friedlich schlummerten die Herren nebeneinander, und als es Tag wurde und das Reiseziel näher und näher kam, stand jeder von ihnen am entgegengesetzten Fenster und betrachtete angelegentlich die graue Morgenlandschaft, durch die der Zug dahinsauste.

In München angelangt, trennten sie sich — besser gesagt: Krause war plötzlich von der Seite Bäumers verschwunden, als ob ihn die Erde verschluckt hätte.

„Mir schon recht," brummte der Inhaber des Fix.



„Läßt er sich nicht in die Karten gucken — ich zeige ihm meine auch nicht.“

Und er machte sich daran, seinen Auftrag in Ordnung zu bringen.

Zwar war es noch früh am Morgen, aber immerhin schon möglich, den Ausreißern einen Besuch abzustatten.

Im bezeichneten Hotel erkundigte er sich. Er erhielt den Bescheid, daß daselbst keine Gäste unter dem Namen der Gesuchten logierten. Dadurch läßt sich aber kein Kriminalist verblüffen. Das Pärchen reiste eben unter falscher Adresse.

Bäumer zog den Hotelwirt ins Vertrauen, und dieser war zu jeder Hilfe bereit, als er erfuhr, wer der stattliche joviale Herr sei und um was es sich handelte. Oberkellner und Zimmermädchen wurden ausgefragt.

Auf Nr. 18 und 19 wohnten ein Herr und eine Dame, auf die wohl die Beschreibung des jungen Grafen Brandenfels und seiner Begleiterin passen konnte. Bäumer besaß zwar keine Photographie, war aber durch die genaue Beschreibung des alten Grafen wohl orientiert.

Bäumer ließ sich melden und den jungen Herrn um eine Unterredung ersuchen.

Ein schlanker, flott aussehender, hübscher Mensch, den Jünglingsjahren weit näher als dem gereiften Mannesalter, trat ihm entgegen und musterte den Besucher finster und mißtrauisch.

„Herr Graf,“ begann der Detektiv ohne Umschweife, „ich komme zu Ihnen im Auftrage eines trauernden Vaters, einer jammernden Mutter —“

„Halt!“ sprach der junge Mann kurz. „Wer sind Sie und was beabsichtigen Sie, mein Herr? Sie irren sich — ich bin nicht der, den Sie suchen.“

„Sie sind es, Herr Graf, und die Dame, die Sie bewogen haben, mit Ihnen ins Ungewisse, vielleicht in Verderben und Schande hinauszugehen, ist Fräulein Sylvia Moletti — so heißt sie wenigstens mit ihrem Künstlernamen. Sie sehen, ich bin gut unterrichtet. Verstellung fruchtet nichts.“

„Ich will Sie nicht anhören!“ rief der junge Mann, der wohl einsah, daß er die Maske nicht beibehalten konnte.

„Sie werden es, Herr Graf,“ antwortete Bäumer ernst und fest. „Sie werden der Stimme der Vernunft und Wahrheit nachgeben und eine übereilte Tat, die Ihr ganzes Leben und Ihre Zukunft zerstören wird, rückgängig machen. Ihr Herr Vater, der mit Schmerzen des abtrünnigen Sohnes gedenkt, nimmt Sie mit offenen Armen wieder auf, wenn Sie eingedenk bleiben des alten Namens, den Sie führen, des vornehmen Geschlechtes, dem Sie entsprossen sind. Ihnen das zu sagen, bin ich —“

„Nicht weiter, mein Herr. Sie dürfen Ihre Worte sparen, denn sie sind in die Luft geredet. Ich will nicht untersuchen, mit welchem Rechte Sie glauben, in diesem Tone mit mir reden zu dürfen. Aber wenn mein Vater selbst hier stände, er machte mich nicht wanken. Mein Entschluß ist gefaßt, und die Brücken sind hinter mir abgebrochen. Ich kehre nicht zurück. Ich zimmere mir mein Glück und meine Zukunft selbst, und niemals werden veraltete Vorurteile, die ich fortgeworfen habe, meinen freien Entschluß hindern.“

„Man hat Sie umgarnt, Herr Graf. Bedenken Sie die Bande des Blutes —“

„Bande der Liebe sind stärker als die des Blutes,“ erwiderte der junge Graf feurig. „Sagen Sie meinem Vater —“

Hier wurde er unterbrochen.

Durch die Verbindungstür, welche die beiden anstoßenden Zimmer voneinander schied, eilte ein blendend schönes junges Weib, so dämonisch bestrickend in ihrer eigenartig südländischen Schönheit, daß Bäumer die Worte vergaß, die er auf die Erklärungen des jungen Mannes erwidern wollte, und das Mädchen unverwandt mit Bewunderung anstarrte. Ja, er begriff, daß dies Geschöpf imstande war, mit ihren verführerischen Augen einen jungen Menschen vom Wege der Pflicht abzulocken.*)

Das schöne Fräulein stellte sich an die Seite des Grafen, der wie schützend den Arm um sie legte.

„Man will uns auseinander reißen, Robert?“ rief sie leidenschaftlich, Tränen in den dunklen Augensternen. „Aber du gehörst zu mir, und ich lasse dich nicht. Du hast mir dein Wort gegeben — das wirst du deiner Sylvia nicht brechen.“

„Beunruhige dich nicht, Sylvia. Unsere Unterredung wird schnell zu Ende sein. — Mein Herr, Sie sehen, daß Sie hier nichts auszurichten imstande sind.“

Sylvia hing sich an seinen Arm und sah glücklich lächelnd zu ihm auf.

Bäumer wurde es schwül. So schwer hatte er sich die Lösung seiner Aufgabe nicht gedacht. Aber er verzagte noch nicht. Erst mußte der Versuch gemacht werden, das Fräulein umzustimmen. Er bat um ein Gespräch mit ihr unter vier Augen.

„Das gestatte ich nicht,“ sagte Brandenfels schroff.

„Warum nicht, Robert?“ erwiderte die Schöne siegesgewiß. „Der Herr mag sagen, was ihm aufgetragen ist, und meine Worte dagegen vernehmen, daß

*) Siehe das Titelbild.

er deinem Vater zurückmelden kann, was er hier sah und hörte. — Treten Sie hier ein, mein Herr."

Unter dem Bann der strahlenden Augen, die das Mädchen auf ihn gerichtet hielt, sprach Bäumer zuerst unsicher und, wie er zu seinem Ärger fühlte, ohne jede Wirkung. Mit einem Lächeln entwaffnete sie seine Gründe, und der Kampf zwischen kalter Vernunft und Berechnung gegen Jugend, Schönheit und Liebesraserei schien ein klägliches Ende zu nehmen.

Aber bald wurde er wärmer, redete er überzeugender. Die rechten Worte flossen ihm zu. Das Mädchen wurde nachdenklich und ließ den schönen Kopf sinken. So war in diesem Weibe doch noch nicht das Gefühl für Recht, Ehre und Sitte erstorben. Schwankte sie? War sie zum Opfer, zum Verzicht zu bewegen?

Bäumer stellte dar, daß es ihre Pflicht sei, den jungen Grafen freizugeben. Wenn sie ihn in Wahrheit liebe, könne sie seinen Ruin, sein und seiner Familie Unglück nicht wollen. Nur an ihr liege es, wenn der alte Graf fortan ein kummervolles Leben führen müsse, wenn das Mutterherz breche in Schmerz über die leichtsinnige Vernichtung eines zu Großem in der Welt bestimmten Menschendaseins.

„Ich kann nicht!" flüsterte sie. „Ach, lassen Sie mich und bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung! Was soll dann aus mir werden?"

Tränenvollen Blickes sah sie Bäumer an.

Der rückte mit seinem schwersten Geschütz vor.

„Der Herr Graf ist erbötig," erklärte er, als er den Boden so gut bereitet sah, „Sie vollauf zu entschädigen, mein Fräulein. Sie haben Einbuße erlitten an Ihrer Stellung in der Welt, an Ihrem Ruf, an Ihrer künstlerischen Ehre. Es ist nur billig, daß die gute Tat, die Sie tun, wenn Sie eine Hoffnung fahren lassen,

die Sie jetzt als trügerisch erkannt haben, einen Widerhall findet in dem Vaterherzen, das Sie heilen und beglücken."

Würde sie das Geld nehmen? Würde sie mit der Abfindungssumme zufrieden sein, den Ansprüchen des Herzens entsagen?

Der alte Graf war doch ein brillanter Menschenkenner. Das, was Bäumer nach der feurigen Liebesszene fast als ein Ding der Unmöglichkeit betrachtet hatte, geschah wirklich.

Sylvia Moletti wußte offenbar den Wert des Geldes zu schätzen. Die gewichtigen Scheine, die Bäumer, einen nach dem anderen, bis die zwanzigtausend voll waren, auf den Tisch legte, waren die wirksamste Unterstützung seiner eindringlichen Rede.

Sylvia Moletti versprach, sofort und spurlos aus der Nähe des jungen Mannes zu verschwinden. Sie unterzeichnete ein Schreiben, in dem sie förmlich und feierlich allen Ansprüchen auf den jungen Grafen gegen Empfang der angebotenen Summe entsagte. Sie erklärte dem sehr zufriedenen Bäumer, daß sie ins Ausland gehen werde, und daß sie allen etwaigen Versuchen einer Wiederanknüpfung des Verhältnisses energisch begegnen werde.

Ohne Abschied vom Grafen — der hätte ja alles in Frage gestellt — verließ sie das Zimmer.

Es war gelungen.

Bäumer wischte sich die Stirn, denn die Verhandlung mit dem Mädchen hatte ihm warm gemacht.

— — — — — — — — — — — — — —

Der junge Brandenfels ging unruhig auf und ab. Die Unterredung dauerte ihm zu lange.

Endlich erschien der Detektiv wieder. Aber allein.

„Wo ist sie?" rief er ihm aufgeregt entgegen.

„Setzen Sie sich, Herr Graf, und hören Sie mich gütigst an. Nachdem Fräulein Sylvia eingesehen hat —“

„Ich will wissen, wo sie ist? Sie haben sie mit Ihren Reden kopfscheu und verwirrt gemacht. Augenblicklich sagen Sie mir, was ist geschehen?“

„Sie ist fort, Herr Graf. Sie werden sie nicht wiedersehen. Aus eigenem Antrieb ist sie von Ihnen gegangen, einsehend, daß der unbedachte Jugendstreich zu keinem glücklichen Ende führen kann. Sehen Sie hier die Schrift, die sie unterzeichnete.“

Die Züge des Grafen schienen wie erstarrt. Er warf einen kurzen Blick in das inhaltschwere Blatt. Dann lachte er schneidend auf. „Aus eigenem Antrieb? Hahaha! Mit Ihren teuflischen Künsten haben Sie das unerfahrene Herz betört und für Ihre Zwecke gewonnen! Null und nichtig ist das, was da geschrieben steht! — Geld!!“ — er machte eine verächtliche Gebärde — „um Geld, um schnödes Geld hat sie mich verraten!“

Er wollte zur Tür stürzen, aber Bäumer hielt ihn fest am Arm zurück.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Graf. Ich habe gesorgt, daß Sie ihre Spur nicht finden. Seien Sie vernünftig wie das Mädchen, und fügen Sie sich in das Unvermeidliche. Erfreuen Sie Ihren alten Vater, und kehren Sie heim in die Arme der Mutter!“

Es war kein leichtes Stück Arbeit, den jungen Mann zu beruhigen.

Aber — lag es nun an Bäumers Beredsamkeit, oder hatte der leichte Abfall Sylvias Robert enttäuscht — die Kraft des Widerstandes wurde tatsächlich in ihm gebrochen.

Bäumer war im stillen verwundert, daß alles

verhältnismäßig so glatt ging. Nicht ohne Selbstbefriedigung sagte er sich, daß er doch ein hervorragendes



Talent habe, delikate und schwierige Sachen zu einem guten Ende zu führen.

Ja, dies Gebiet war seine ureigenste Domäne, darin war er Meister!

Auch hier erlangte er ein bindendes Versprechen. Der junge Graf schien Reue zu empfinden. Er reichte Bäumer die Hand und sagte, daß er mit ihm die Rückreise antreten wolle. Sie wollten unten im Speisesaal miteinander essen und mit dem nächsten Schnellzuge fahren.

Bäumer rieb sich die Hände.

Das machte ihm keiner nach. Auch Kollege Krause vom Argus nicht! Der hatte wohl zu früh renommiert mit seinem Gaunerfang! Ungefangene Fische!

Der junge Graf ging Arm in Arm mit Bäumer nach dem Speisesaal.

Als sie auf der Treppe waren, die in den Hotelflur führte, lösten sich zwei Gestalten aus den Winkeln, in denen sie gestanden hatten, und gingen dicht hinter ihnen die Treppe hinab. Auch auf der Treppe selbst stand ein Mann, der sie zu erwarten schien. Und ganz unten — Bäumer überzeugte sich durch einen zweiten Blick, daß er nicht falsch gesehen — lehnte in lässiger, abwartender Haltung der Kollege Krause.

Was hatte denn der hier zu tun?

In die anscheinend harmlose Gruppe kam aber plötzlich Leben, als der junge Graf plötzlich seinen Arm aus dem Bäumers löste, mit einer Körperkraft, die man ihm kaum zugetraut hatte, den einen der Leute umrannte und die Treppe hinabstürmte. Hier erlag er aber nach einer kurzen, aufregenden Hetzjagd der Übermacht.

Man legte ihm Fesseln an.

„Ah, guten Tag, Herr Kollege!“ Krause maß den Konkurrenten mit spöttischem Blick.

„Was bedeutet das? Sie begehen da einen unverantwortlichen Mißgriff!“ rief Bäumer.

„Mitnichten, wie Sie sich sofort überzeugen werden. Vielleicht erweisen Sie mir die Ehre und trinken mit mir eine Flasche Wein. Bei dieser Gelegenheit könnte ich auch das angenehme Geschäft abmachen und Ihnen die zwanzigtausend Mark zurückgeben, die wir dem sauberen Fräulein zu rechter Zeit abnahmen.“

Bäumer war aus allen Wolken gefallen. Errötend vor Wut mußte er hören, daß er sich auf die frechste Weise hatte täuschen lassen. Der Graf, der alte sowohl wie der junge, samt der vorgeblichen Künstlerin Sylvia Moletti — die ganze schlaue Gesellschaft hatte unter einer Decke gespielt. Nun saßen alle glücklich hinter Schloß und Riegel, denn der alte Graf, der es so vorzüglich verstanden hatte, die Rolle eines bekannten Großmagnaten zu spielen, war bereits kurz nach der Unterredung mit dem Chef des Fix verhaftet worden. Er war kein anderer als der große Unbekannte, der so lange vergeblich gesucht worden war.

„Auf Ihr Wohl, Herr Kollege!“ sagte Krause, nachdem er berichtet hatte.

Bäumer machte das sauerste Gesicht seines Lebens. Mit sehr gemischten Gefühlen nahm er die Scheine entgegen, die ihm der Kollege gerettet hatte. Sie wären auf Nimmerwiedersehen verschwunden gewesen.

Der Gedanke, daß er, der Meister in diskreten und zarten Angelegenheiten, eine über alle Maßen klägliche Rolle gespielt hatte, vor allem auch Krause gegenüber, der nun von allem wußte und den letzten Geniestreich des Verbrechers erst hatte reifen lassen, bis er zur Verhaftung schritt, verdarb ihm die Laune gründlich.

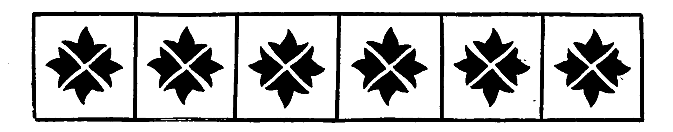
„Übrigens ein ganz verteufelt hübsches Frauenzimmer, das Fräulein Sylvia,“ bemerkte Krause gemütlich. „So was zum Feuerfangen, Herr Kollege — wie?“

Aber Bäumer hatte keine Freude an Neckereien und harmlosen Späßen. Der Fix war unsterblich blamiert, und der Argus saß triumphierend hoch zu Roß. Die Gerichtsverhandlung, bei der der Chef des Fix eine nicht gerade erbauliche Zeugenaussage würde machen müssen, würde auch nicht dazu beitragen, das Ansehen dieses Instituts zu erhöhen.

Darum reifte in Bäumer auf der langen Rückfahrt ein löblicher Entschluß. Er nahm sich vor, auch die delikaten Sachen an den Nagel zu hängen. Fortan ließ er alles durch seine Leute machen.

Seine Gattin war's zufrieden, und der Fix stand sich gut dabei.





„Ave, carissima!"

Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Scholastika Müller marschierte schnell und ohne Herzklopfen ihres Weges. Was hatte sie denn groß zu verlieren? Die bleiche Furcht war nie ihre Sache gewesen.

Nachdem sie gehört, daß der Principe noch in der Bibliothek sei, verbat sie sich eine Anmeldung in der durchaus richtigen Voraussetzung, daß sie dann nicht vorgelassen werden würde, klopfte tapfer an und trat mit der größten Selbstverständlichkeit ein.

Nelio Rocca de' Serpi saß an dem großen Tisch in der Mitte und fuhr beim Anblick seines Besuches mit blitzenden Augen in die Höhe. „Sie, Signorina?" rief er schneidend. „Oh, ich sehe, Sie haben sich in der Tür geirrt! Haben Sie die Güte, sich zu entfernen, oder ich würde mich genötigt sehen, von meinem Hausrecht Gebrauch zu machen."

„Wäre eine rechte Großtat, ein altes Weib wie mich durch solch einen Lümmel von Lakaien hinauswerfen zu lassen," erwiderte Scholastika seelenruhig. „Höchstselbst würden Sie sich doch wohl nicht bemühen — nicht wahr? Ein römischer Kavalier, der sich an einer fremden Dame vergreift — das wäre schon was Neues. Lassen Sie einen doch erst mal den Mund aufmachen! — Also Ave hat mir eben gesagt, daß ich Sie beleidigt

hätte, und da komme ich, um Ihnen zu sagen, Altezza, daß ich nicht anstehe zu erklären, es wäre besser gewesen, wenn ich geschwiegen hätte."

„Und das nennen Sie eine Entschuldigung?" fragte er nach einer Pause höhnisch.

„Ist's etwa keine?" gab sie prompt zurück und setzte sich an den Tisch. „Sind Sie schon mal so weit gegangen, das einzugestehen? Gedanken sind auch hierzulande zollfrei."

Der Principe sah eine kleine Weile auf das bißchen Menschheit herab, das so gemütlich dasaß, als ob es einen ganz freundschaftlichen Besuch machte, dann setzte er sich auch — und lachte.

„Ich habe in meinem ganzen Leben noch kein solches Original gesehen, wie Sie eines sind, Signorina," rief er mit aufrichtiger Bewunderung. „Ich bin immer ein Verehrer von Ihnen gewesen — warum zum Teufel mußten Sie diese guten Beziehungen unheilbar zerstören?"

„Nun," versetzte Scholastika mit einer ihrer unglaublichen Grimassen, „es passiert dem klügsten Menschen schon einmal, daß er sich verhaut. Es war eine Dummheit von mir, mich in meiner sehr natürlichen Parteinahme festzufahren, statt entweder zu schweigen oder zu Ihnen zu gehen und Ihnen zu sagen: So, nun ist's genug. Sie waren betrunken — reden wir nicht weiter davon, sondern überlegen wir mal, wie wir zwei beiden das Loch wieder flicken können. Man kann nämlich die größten Löcher wieder flicken, Altezza. Ich habe eine alte Teekanne, der die Schnauze abbrach. Die habe ich kitten und verklammern lassen, und nun hält sie bombenfest und wird mich wahrscheinlich überleben. Gelt, das leuchtet Ihnen doch ein?"

Der Principe kreuzte die Arme und sah Fräulein Müller eigen an. „Wenn mir das ein anderer gesagt hätte —“ begann er, aber sie unterbrach ihn mit einer Grimasse.

„Altezza, sprechen Sie doch nicht immer vom Rausschmeißen,“ sagte sie zuredend. „Das wird auf die Dauer langweilig. Nachdem wir uns vier Jahre kennen, zieht so was nicht mehr. Herrgott ja, ich bin bloß ein altes Gesteck, und Sie sind ein römischer Magnat — wenn Sie wollen, geb' ich's Ihnen schriftlich. Reiten Sie bloß nicht immerzu darauf herum, sondern bleiben wir bei der Sache.“

Der Principe mußte wieder lachen. Der Löwe, dem die Maus die Leviten zu lesen kam, hätte auch lachen müssen.

„Also statt am Loche flicken zu helfen, hab' ich womöglich noch geholfen, es weiter zu reißen,“ fuhr Scholastika unbeirrt fort. „Es fällt mir ja gar nicht im Traume ein, die verschüttete Milch ins Töpfchen zurücklöffeln zu wollen — jeder würde sich dafür bedanken, sie als eine Milch anzusehen. Und der Rauch, der zum Fenster hinausgeflogen ist, den kriegt kein Mensch mehr wieder. Es ist ein Jammer, aber ich kann's leider nicht mehr ändern. Vielleicht wär's geglückt ohne mein dummes Dreinfahren, vielleicht auch nicht. Wahrscheinlich nicht. Es ist keine Schande, das einzugestehen. Stellen Sie sich nun mal an meine Stelle, Principe Rocca de' Serpi, und schlagen Sie sich an die Brust, und dann sagen Sie mal aufrichtig: hätten Sie's nicht gemacht wie ich, die ich doch in der weiten Welt nur das arme Kind zum Lieben habe? Sie wollen doch ein Kavalier sein, und ein solcher muß sich auch mal auf den Standpunkt eines anderen stellen und ihm gerecht werden können.“

„Nun — und wenn ich das täte?“

„Ei, dann müssen Sie sagen: ja, ich hätt's gerade so gemacht, denn ich bin ja auch nur ein Mensch, dem die Galle überlaufen kann, und der dann auch eine Dummheit zuwege bringt. Und wenn Sie das mal einem anderen zubilligen können — können Sie das, Principe?“

„Gewiß kann ich das, aber ich kann mich nicht auf den Standpunkt eines Weibes stellen, das — das —“

„Lassen wir das Weib aus dem Spiele, Altezza. Ich weiß schon, wen Sie damit meinen. Mich nicht. Gut also, Sie können sich auf meinen Standpunkt stellen — nun, dann wird es Ihnen nicht mehr schwer werden zu sagen: Scholastika Müller, Sie sind zwar ein greuliches altes Reff, aber ich brauche Sie ja gottlob nicht zu heiraten. Folglich können Sie meinetwegen nach Jericho oder, wenn Ihnen das wirklich lieber ist, auch mit Ave nach Castello Rocca del Serpe gehen!“

„Aha! Also darauf läuft es hinaus!“ rief der Principe grimmig.

„Dahinter kommen Sie jetzt erst?“ fragte sie ehrlich erstaunt zurück. „Erlauben Sie mal, Altezza, Ihren Verstand in Ehren, aber das mußten Sie doch wissen, wie ich hier hereintrat! — So was! Läßt einen Dreiviertelstunden reden, daß einem der Mund weh tut und fällt dann — aus den Wolken!“ setzte sie laut denkend hinzu.

Und nun lachte der Principe zum dritten Male, krampfhaft fast, aber unwiderstehlich, denn eine solche Unterhaltung war ihm denn doch noch nicht vorgekommen. „Himmel — das ist ja zum Schießen!“ rief er, und mit demselben lachenden Munde fuhr er fort: „Ich bedaure, Signorina. Wenn Sie nach Jericho

gehen wollen, will ich Sie sogar begleiten, aber nach Rocca del Serpe — nein!“

„Warum?“ erkundigte sich Scholastika Müller.

„Ich habe meine Gründe —“

„Das kann ich mir denken. Wenn sich die Katze auf die Mauer legt, hat sie auch ihren Grund: sie will den Garten rechts und den Garten links im Auge haben. Also welchen Grund haben Sie, nein zu sagen?“

„Nun, ich wünsche nicht, daß gegen mich konspiriert und von dort nach hier und umgekehrt getratscht wird.“

Scholastika faltete die Hände auf dem Tisch und sah den Principe mit ihren kleinen ehrlichen Augen kopfschüttelnd an. „Wenn Sie sich das überlegen, Altezza, dann müssen Sie sich selbst sagen, daß diese Gründe — grundlos sind. Ave und konspirieren! Himmlischer Vater! Lebt der Mann vier Jahre mit einer Frau und hat's noch nicht heraus, daß sie die Offenheit und Geradheit selber ist. Als ob sie dazu erst nach Rocca del Serpe zu gehen brauchte! Bliebe also das ‚Tratschen‘, womit ich natürlich gemeint bin. Mit wem sollte ich hier ‚tratschen‘ und was? Mit der Marchesa Scarpadoro? Ich denke, ich stehe nicht auf dem Tratschfuße mit Ihrer Eccellenza, der nichts mehr wurscht ist, als was ihre Tochter tut und treibt. Bliebe also Donna Lucrezia, und die weiß allein, wie der Hase läuft. Also, wenn Sie mich schon für ein altes Tratschweib halten, dann wäre es immer noch klüger, mich in Rocca del Serpe gut aufzuheben, als mich nach Deutschland reisen zu lassen, wo ich's, wenn ich Lust hätte, allen Leuten erzählen könnte, wie der Principe Rocca de' Serpi seine Frau — mit seiner Frau steht!“

Scholastika Müller sah mit einem Blick, daß sie ins Schwarze getroffen hatte, wenn schon ihr Gesicht nichts

davon verriet. Sie wußte ja, daß sie ein hohes Spiel hier spielte.

Der Principe sah lange schweigend vor sich hin, und sie ließ ihn dabei, aber doch nicht so lange, daß es den Anschein erwecken konnte, als ob sie ihre Rede wirken lassen wollte.

Sie klopfte mit der Hand auf den Tisch und rief zuredend: „Na, nur mal 'raus mit der Katze aus dem Sack, Altezza! Fackeln Sie doch nicht so lange! Und ganz unter uns: ein kleines Pflaster sind Sie Ave doch gerechterweise schuldig — nicht wahr?“

„Hat Ave Sie zu mir geschickt?“ fragte er mißtrauisch.

Scholastika drehte sich halb nach rechts und zeigte dem Principe eine Stelle an ihrem Kleid, wo der Rock sich von dem festen Gürtel ein Stück abgetrennt hatte. „Das hat sie mir ausgerissen, weil sie mich nicht gehen lassen wollte,“ sagte sie lachend. „Sie hatte Angst, daß Sie mir was tun könnten!“

Über sein Gesicht zog eine dunkle Röte, aber sie sah gleich, daß es nicht der Zorn war, der sein mattes Gesicht färbte.

„Desto besser, wenn er sich schämt!“ dachte sie. Sie hätte eher denken sollen, „desto schlimmer“, denn wenn ein Mann vom Schlage Nelio Rocca de' Serpis sich schämt, dann müssen es meist die fühlen, vor denen er eine solche Schwäche bekennen muß. Scholastika war eben nicht genügend Menschenkennerin, wenigstens war dieser Typus ihr fremd, und darum schöpfte sie Hoffnung aus dieser verräterischen Röte, von der sie übrigens tat, als bemerkte sie sie nicht.

Und wieder dachte er finster und lange nach, während sie mit den Berlocken ihrer Uhrkette spielte, bis sie auch das satt hatte, und ihr Taschentuch herausziehend, sich trompetenartig schneuzte.

Der Principe lehnte sich in seinen Stuhl zurück, steckte die Hände in die Taschen und sah Fräulein Müller mit halbgeschlossenen Augen an. „Sie sind eine hartnäckige Person,“ begann er. „Aber wenn Sie denken, daß ich zu allem ja sagen werde, nur um Sie loszuwerden, so irren Sie sich. Gesetzt indessen, daß ich geneigt wäre, Sie mit Ave nach Rocca del Serpe gehen zu lassen, würde ich meine Bedingungen stellen. Zum Beispiel müßten Sie mir Ihr heiliges Versprechen geben, Familienangelegenheiten, welcher Art sie auch seien und Ihnen unter die Augen kommen, weder mit Ave zu besprechen noch auch brieflich oder mündlich weiterzugeben. Ich meine damit, wenn Ave sich an Sie um Rat und Tat wendete, einfach jedes Wort darüber abzulehnen unter dem Hinweis, daß dies die Bedingung ist, unter der Sie bei ihr bleiben dürfen. Ist Ihnen das klar?“

„Wie dicke Tinte!“ versicherte Scholastika aufmerksam. „Aber das schadet nichts, denn ich habe mit Ave nie ihren Ehejammer besprochen, weil davon anzufangen taktlos gewesen wäre, weil ich kein Heul- und Klageweib bin und — weil Ave selbst nie ein Wort davon gesagt hat. Sie ist nämlich nicht von der Art. Sympathie hat sie nur ihrer Kinder wegen bei mir gesucht und gefunden. Ihr Name, Altezza, war wie auf Verabredung ein Thema, das wir nie berührt haben. Es gibt nämlich auch unter Frauen, die sich verstehen, Dinge, über die sie nicht sprechen.“

„Desto besser,“ erwiderte der Principe kalt. „Trotzdem wünsche ich Ihr Versprechen für den Fall, daß Ave doch Lust haben könnte, Familienangelegenheiten mit Ihnen zu besprechen.“

„Gut,“ erklärte Scholastika nach einem kleinen Nach-

denken. „Ich gebe Ihnen dieses Versprechen. Es soll kein Wort über meine Lippen kommen.“

„Und Sie müssen sich weigern, Ave darüber anzuhören. Versprechen Sie das?“

„Ich verspreche es,“ sagte sie nach einem unmerklichen Zögern.

„Schwören Sie mir, dieses Versprechen zu halten!“ forderte der Principe.

Aber nun wurde es ihr zu bunt. „Altezza,“ rief sie und schlug mit der Hand auf den Tisch, „werden Sie, bitte, nicht melodramatisch! Ich bin aus einem Lande, wo man seine Seele nicht wegen jedem Dreck mit einem Schwur belastet. Ein anständiger Mensch hält, was er verspricht — und damit Punktum!“

Scholastika Müller hatte dem Principe eigentlich vom Anfang ihrer Bekanntschaft an imponiert — in ihrer Art. Sie imponierte ihm auch jetzt. Ein starker Wille und ein entschiedenes Auftreten üben immer einen gewissen Einfluß auf gewisse Naturen. Rachsüchtig, wie der Principe war — eines der furchtbarsten Erbteile seiner Rasse — wütend, wie sie ihn gemacht hatte, Auge in Auge mit der grotesken alten Person mit dem jungen, für alles Schöne begeisterten, uneingedorrten Herzen empfand er weder Wut noch Rachsucht, sondern eine Art von Respekt, von Zuneigung sogar. Er hatte vorgehabt, bei ihrer Weigerung zu schwören, mit einem abschließenden Nein zu antworten — und sprach es jetzt nicht aus. Er machte sogar eine zustimmende Kopfbewegung. Im Grunde seines Herzens war er überzeugt, daß Scholastika Müller nie ein trennendes, sondern im Gegenteil ein linderndes und versöhnendes Element sein konnte; er wollte sie eigentlich seiner Frau ja nur entziehen, weil er Ave haßte und sie quälen und kränken wollte.

Aber er hatte noch andere, tiefer liegende Gründe, die ihn Scholastika Müllers Rechtsbewußtsein fürchten ließen.

„Schön, ich bin ganz Ihrer Meinung,“ sagte er darum. „Würde es aber gegen Ihre Prinzipien sein, mir Ihr Versprechen schriftlich zu geben?“

Jetzt lachte sie zum ersten Male, seit sie hier im Zimmer war. „Sie sind ja der reine Shylock,“ sagte sie erleichtert. „Meinetwegen — warum auch nicht? Schwarz auf weiß kann so was nicht mehr gedreht werden, trotzdem das eigentlich unter ehrlichen Leuten — zu denen ich mich nämlich rechne — unnötig wäre. Geben Sie mir Feder und Papier — na, wo zum Kuckuck habe ich denn wieder meine Brille?“

„Wo sie sich meist befindet, wenn sie nicht auf Ihrer werten Nase sitzt — auf Ihrer Stirn nämlich,“ half er ihr gutgelaunt aus, während er ihr die Schreibmaterialien zuschob. „Schade, daß ich zu spät geboren worden bin, Signorina, sonst hätte ich Sie geheiratet.“

„Wäre Ihnen ganz gesund gewesen,“ brummte sie, die Feder eintauchend.

Nach einer kleinen Weile des Nachdenkens schrieb sie: „Ich, Endesunterzeichnete, gebe hierdurch das Versprechen, mit der Principessa Ave Rocca de' Serpi über deren Familien- und Eheangelegenheiten niemals zu sprechen und auch etwaige Mitteilungen derselben in dieser Richtung nicht anzuhören. Scholastika Müller.“

„So,“ sagte sie, Streusand auf das Geschriebene schüttend, „jetzt wären wir im reinen, und Zeit wär's auch damit. Herr des Himmels, was doch die Männer für Umstandsräte sind — das läßt sich ja gar nicht auf eine Kuhhaut schreiben! Also — ich gehe mit Ave nach Rocca del Serpe und damit Schluß!“

Der Principe las das Blatt langsam durch, faltete es und steckte es in seine Brusttasche zu dem anderen.

„Ich stelle Ihnen also anheim, mit der Principessa nach Rocca del Serpe zu gehen — jetzt, oder wann es Ihnen beliebt. Es steht dem von meiner Seite nichts im Wege," erwiderte er mit einer Verbeugung.

„Na also — und darüber hat man sich den Mund schief reden müssen!" brummte sie, indem sie etwas mühsam aufstand. „Da ich manchmal auch höflich sein kann, so danke ich Ihnen schön, Altezza. Ihr oder auch Aves oder mein guter Engel mag Ihnen das bei unserem Herrgott zu Ihren Gunsten anschreiben. Sie können's brauchen. — Guten Morgen!"

„Wollen Sie mir nicht die Hand geben, Fräulein Müller?"

Sie blieb stehen und sah ihn über die Brille weg an. „Principe," sagte sie feierlich, „ich bin eine alte Person, meine Tage sind gezählt, meine Hand ist rein geblieben mein Lebtag und brauchte sich nicht zu scheuen, Ihre unschuldigen Kinder in ihre kleinen Särge zu legen und sie mit Blumen zu schmücken. Waschen Sie die Ihrige im Quell der Erkenntnis, und ich werde die erste sein, die Ihnen die Hand reicht!"

Damit wandte sie sich ab und verließ das Zimmer. Aber hinter der geschlossenen Tür mußte sie sich an die Wand anlehnen, weil ihr die Knie zitterten.

„Gott verzeih mir die Sünde — wenn's eine ist!" faßte sie ihr Aufatmen in charakteristische Worte. „Solch eine Minute wie die, während er den wertlosen Wisch las, mag ich nicht mehr durchmachen. Ich dachte, er müßte meine Zähne klappern hören. — Ob er's jetzt wieder zurücknehmen wird, weil ich ihm die Hand nicht gegeben habe? Dann ist alles verloren. Aber ich kann's nicht ändern — ich kann's nicht! Ihn

mit seinen eigenen Worten auf ’n Gänsedreck führen, na, wenn das eine Sünde ist, dann muß ich sie eben auf meine arme Seele laden, aber dem Scheusal die Hand geben — nein, das tue ich nicht mal des armen Kindes wegen. Ich tu’s nicht! Wenn wir nur erst heil aus dem Unglückskasten hier heraus wären!“

Sie hätte keine Angst zu haben brauchen, die brave Scholastika, denn in vereinzelten Fällen gelingt es doch manchmal der selbstlosen Klugheit, die raffinierteste List zu überlisten. Der Principe hatte ihr die Verweigerung ihrer Hand nicht übelgenommen — zu seiner eigenen Verwunderung — und die von ihr geflissentlich gewählten Worte „sprechen“ und „anzuhören“ nur im Sinne einer allgemeinen Bezeichnung gelesen und war befriedigt davon. Mit dieser Vorsichtsmaßregel war er sicher, eine Großmut üben zu dürfen, die ihm sowohl Ave als auch Fräulein Müller verpflichtete, und ihm von der Welt den Vorwurf ersparte, daß er seine Frau allein und freundlos in die Einöde verbannte. Jedermann in Rom, im Rom seiner Kreise, kannte Fräulein Müller nun zur Genüge — in ihrer Obhut war die Principessa gut aufgehoben und wohlversorgt, und keine Lästerzunge konnte mehr fragen: „Was treibt sie dort so allein? Eine so schöne junge Frau — hm — die wird sich wohl zu trösten wissen und so weiter.“ — Nein, es lag dem Principe und seinen Plänen nichts ferner, als Ave den Lästerzungen auszuliefern. Die Fürsten von Rocca del Serpe waren immer sehr ängstlich in betreff des Leumundes ihrer Gemahlinnen gewesen, kein Stäubchen durfte auf ihnen haften — wie die Geschichte der Urgroßmutter des Principe Nelio bewies. Eheirrungen waren nur für die Männer da — und in der Ordnung natürlich.

Nelio Rocca de' Serpi wünschte sich Aves zu entledigen, die er längst, längst schon satt hatte, aber nicht durch die Scheidung, nicht durch ihre moralische Unmöglichmachung, nicht auf dem Wege seiner Urgroßmutter, nicht durch irgend einen wohlvorbereiteten Unglücksfall. Er war kein Mörder, und daß er in der sonst ungewohnten Trunkenheit fast einer geworden wäre, erfüllte ihn mit Schrecken und Ekel. Und während er nach dem Wege suchte, der ihm den ständigen lebenden Vorwurf seiner brutalen Tat aus den Augen schaffen konnte, kam es von selbst, und durchschoß ihn ein Einfall, der wie ein Blitz die dunklen Irrgänge seiner haßerfüllten Seele erleuchtete.

So ging es, mußte es gehen, ohne daß er seine eigenen Hände befleckte. —

Der braven Scholastika wurden die Treppen zur Wohnung von Donna Lucrezia rechtschaffen sauer, denn sie hatte sich durch ihren sogenannten Gang nach Kanossa geistig verausgabt, und ihre armen alten, sonst noch so flinken Beine mußten die moralische Spannung büßen.

Endlich kam sie aber doch hinauf, und in das Zimmer tretend, in dem Ave neben dem Sessel Donna Lucrezias kniete und zum ersten Male ihr Leid ausgeweint hatte, sank sie auf das Sofa nieder, riß sich die Brille mit dem erleichternden Liebesnamen: „Dummes Gestell!“ von der Nase, trocknete sich die Stirn ab und schneuzte sich energisch.

„Gefehlt — natürlich gefehlt, meine arme Scholastika — nicht wahr?“ sagte Donna Lucrezia sanft und teilnehmend.

„Schums, lieber, lieber Schums,“ rief Ave den Kopf emporhebend, „du bist ja so schrecklich lange geblieben! Ich dachte schon —“

„Er hätte mich gefressen — was?“ polterte Scholastika unwirsch heraus. „Dazu bin ich doch selbst für seine guten Zähne zu zähe. Wir gehen zusammen nach Rocca del Serpe, Herzel! Da hast's mit sechs Worten!“

„Gott sei Dank!“

„Aber Schums — wie hast du denn das fertig gebracht!?“

Es ward gleichzeitig ausgerufen und gefragt, und ein solcher Jubel lag in der jungen wie in der alten Stimme, daß es Scholastika Müller mit einem Male die Kräfte wiedergab.

Muschelförmig die Hände vor den Mund haltend, um Donna Lucrezia von der erbaulichen Vorstellung auszuschließen, streckte sie die Zunge gegen Ave heraus und machte ihr dann eine lange Nase.

„So fragt man die Bauern aus!“ sagte sie danach schmunzelnd und zum ersten Male, seit sie die Bibliothek verlassen, mit einem wundervollen Gefühl des Triumphs und der selbstlosesten Glückseligkeit. „Du brauchst mich gar nicht so mitleidig anzusehen. Ich bin nicht etwa zu Kreuze gekrochen — darüber kannst du ruhig sein. Ich hätt's für dich getan, aber es war nicht nötig. Blech mag ich ja geredet haben, aber das hat ihn so betäubt, daß er froh war, mich um den Preis loszuwerden — ja, er hat mir sogar die Hand geben wollen. Schließlich hätte er mich gar noch geküßt, und das wäre mir denn doch für meine Jugend zu genierlich gewesen.“

* * *

Sechs Tage später bestieg Ave mit ihrer alten Freundin an einem leuchtenden Frühlingsnachmittage das Automobil, das sie, so weit es ging, in ihre „selbst-

gewählte“ Verbannung bringen sollte. Das Gepäck war vorausgeschickt worden, die Zelte abgebrochen, die Schiffe hinter ihr verbrannt, als Ave für lange Zeit — vielleicht für immer, wie sie hoffte — die Treppe des Palazzo Domiziani hinabstieg. Der Abschied von ihrer Mutter war kurz und schmerzlos gewesen. „Meine Tochter, die Principessa Rocca de' Serpi, geht für ein paar Wochen oder Monate auf das Kastell, um sich von ihrer schweren Krankheit zu erholen,“ hatte die Marchesa überall und mit einigermaßen berechtigter Überzeugung erzählt, denn etwas anderes war ihr selbst ja auch nicht gesagt worden. Wozu auch? Es hätte keinen Zweck gehabt, denn die Marchesa Scarpadoro war im Palazzo Domiziani ebenso eine Fremde wie jede andere beliebige Dame der römischen Gesellschaft.

„Vielleicht kann ich dich mal besuchen, falls du noch nicht wieder da bist, wenn ich von Trouville zurückkehre,“ hatte sie lächelnd und sorglos gesagt und war davongeflattert, denn heute nachmittag war ein Gartenfest bei den „lieben Colonnas“, und dieses Scheusal von einer Modistin hatte ihr den Hut noch nicht geschickt, ein Wagenrad von Gott weiß was und einer Ladung Glyzinien darauf, daß eine Kuh davon gestorben wäre, falls sie imstande gewesen wäre, sie zu fressen.

Der Abschied von Donna Lucrezia war auch kurz, aber inhaltreich, vielleicht — wahrscheinlich für immer.

Die Dienerschaft ahnte etwas von der wahren Ursache dieser Abreise ohne Begleitung, mehr als die Marchesa Scarpadoro, die alles nur für ein kleines Ehemißverständnis hielt. Ergeben, wie diese Leute zweifellos ihrem angestammten Herrn waren, sahen sie die Principessa doch nun mit tiefem, dumpfem Be-

dauern scheiden. Sie waren ja anfänglich der Fremden mit Mißtrauen entgegengetreten, ihre stets gleichmäßige Güte und Teilnahme hatte sie aber bald mehr auf ihre Seite gebracht, als sie sich's in ihrer Loyalität gegen ihren zwar heftigen, aber sonst guten Herrn eingestanden. Die Domiziani waren großmütige und freundliche Herren für ihre Diener, diese Tugenden waren nur für ihre Frauen nicht vorhanden.

Einmütig aber bekannte sich die Dienerschaft des Palazzo Domiziani zu Scholastika Müller, die mit ihnen schwatzte, Spaß machte, freundlich bat und dankte, sich um ihre Familienangelegenheiten sorgte und doch die „Signorina“ blieb.

Ave stieg die Treppe des Palazzo Domiziani am Arm des Principe hinab, denn er war gekommen, um sie zu holen.

„Wem spielen wir diese Komödie vor?“ fragte sie gequält. „Uns? Den Dienstboten?“

„Den Dienstboten und damit halb Rom,“ erwiderte er.

Sie gab nach, mußte nachgeben. Nach der Begegnung in der Bibliothek hatten sie kein Wort mehr gewechselt, und der Majordomo war es, der ihr die Nachricht brachte, daß im Castello Rocca del Serpe alles zu ihrem Empfange bereit sei. Der Mann hatte sie dabei sonderbar angesehen und gezögert, als erwartete er, von ihr gefragt zu werden, oder als wüßte er nicht, ob er selbst ein Wort ungefragt wagen dürfe oder nicht. Ohne es gesprochen zu haben, zog er sich zurück, und Ave kämpfte einen Augenblick mit der Versuchung, ihn zurückzurufen, um es schließlich doch nicht zu tun. Doch sie war die Principessa und durfte keine Neugierde zeigen.

Den dicken Autoschleier vor dem Gesicht stieg sie in

das Gefährt, der Principe küßte ihr die Hand zur Erbauung der Gaffer, half dann Fräulein Müller beim Einsteigen, zog den Hut — und fort rollte lautlos das Fahrzeug.

Aus einem Fenster des zweiten Stockwerks flatterte ein Taschentuch zu einem letzten Gruß; aber Ave sah es nicht, denn sie wendete sich nicht um. Der Principe aber bemerkte es und nickte hinauf, denn es war Donna Lucrezia, die gewinkt hatte, und da er wußte, daß sie traurig war, stieg er sofort hinauf zu ihr.

„So, Tantchen, nun sind wir wieder allein," rief er, bei ihr eintretend.

„Ja, Nelio, zum letzten Male allein," erwiderte sie leise. „Mein Wagen fährt in einer halben Stunde vor. Ich gehe auch."

Jetzt erst sah er, daß sie den Hut auf hatte und die Handschuhe in der Hand hielt.

„Tante!" rief er betreten.

„Ich wollte mir den Abschied ersparen und dir schreiben, aber da du kommst, so muß ich schon selbst lebewohl sagen," fuhr sie schmerzlich fort. „Ich — ich habe Ave geliebt und mit ihr gelitten — nein, ich will dir auch heute den Vorwurf nicht machen, der die ganze, lange Zeit nicht über meine Lippen gekommen ist. Du mußt das allein mit dir ausmachen. Nur — siehst du — ich kann nicht mehr bei dir bleiben. Zwischen dir und mir steht deine mißhandelte Frau, steht der winzige Sarg mit dem Erben deines Namens — es ist mehr, als ich ertragen kann. Ich bin nur so lange geblieben, als ich Ave hier etwas sein konnte. Nun sie fort ist, gehe auch ich, um im Kloster der Benediktinerinnen am Campo Marzio den Schleier zu nehmen und für dich zu beten."

Wortlos stand er vor der hohen, vornehmen Gestalt

im weißen Haar wie erstarrt. Er wußte, daß er hier nicht mehr zu bitten, vorzustellen, als Chef seines Hauses zu befehlen das Recht hatte, und er wußte auch, warum er es nicht mehr wollen durfte. Wortlos kniete er vor ihr nieder und küßte den Saum ihres Kleides, wortlos stand er auf, machte ihr eine tiefe Verbeugung und ging seines Weges.

Tante Lucrezia hatte sich von ihm gewandt, Tante Lucrezia verließ ihn! — War das möglich? Auf der Treppe hatte er einen Anfall von Reue und schwankte für den Pulsschlag einiger Sekunden, ob er den Stationsvorsteher des letzten Eisenbahnörtchens vor Rocca del Serpe antelephonieren sollte, damit er das Automobil, das dort über die Schienen mußte, anhalte und zurückbeordre, denn wenn Ave erst einmal in Rocca del Serpe war, dann — dann war nichts mehr zu ändern.

Aber was half das gegen jenes Etwas, das immer zwischen ihm und Tante Lucrezia stehen mußte, denn eine Aussöhnung mit Ave war ja ein Ding der Unmöglichkeit geworden, das hatte er in ihren Augen gelesen und sie in den seinen. Sie würde nur irgendwo anders hingehen, und der — der Riß zwischen ihm und Donna Lucrezia blieb — blieb bis zum Ende. Aber er hätte doch moralisch einen Schimmer der Rechtfertigung vor sich selbst, wenn er vor Donna Lucrezias Bild in seinem Zimmer stand und den sanften dunklen Augen sagen konnte — — —

Ha, nun konnte er auch noch den Verlust des einzigen Wesens, das er wirklich geliebt und wie ein Heiligenbild verehrt, vor Aves Schwelle legen, und sein Haß gegen sie stieg ins Sinnlose. Der Stationsvorsteher blieb unangerufen, das Automobil mit Ave rollte unaufgehalten Rocca del Serpe entgegen.

In seinem Zimmer klingelte er und befahl, daß sofort ein dichter seidener Vorhang vor dem Bild von Donna Lucrezia angebracht werden sollte.

Dann aber lief er hinaus aus dem Hause, das zwei für ihn nun Tote eben verlassen hatten, ging in seinen Klub und spielte bis in die tiefe Nacht hinein Bakkarat und gewann, bis er schließlich nicht mehr wußte, wo er das Geld und die Banknoten hineinstopfen sollte.

Glück im Spiel — Unglück in der Liebe! Der alte Spieleraberglaube hatte sich an ihm bewährt, und als er in sein einsames Haus zurückging, aus dem er allein, er und sein unseliges Domizianitemperament hinausgetrieben hatten, was ihn geliebt, lieben gewollt und lieben gekonnt hätte, da verscheuchte er mit Gewalt zwei Bilder aus seinem ermüdeten und erhitzten Gehirn: die düster drohende Silhouette von Castello Rocca del Serpe und die Klosterpforte auf dem Campo Marzio.

* * *

Ahnungslos davon, daß ihr Gatte für einen kurzen Augenblick seinem guten Engel Gehör gegeben und nahe daran gewesen war, sie zurückzurufen von dem eingeschlagenen Wege, flog Ave durch die weite, stille Campagna ihrem Ziel entgegen.

Die engen Gassen des inneren Roms durchkreuzend, durch die breiteren Straßen mit ihrem scheinbar unentwirrbaren Chaos von Fuhrwerken aller Art sich windend, mündete das Automobil im Corso, vorbei an der wundervollen Säule Marc Aurels, der schönen kleinen Kirche S. Marcello, vor der Cola di Rienzis, des letzten Tribunen, Leiche verbrannt wurde, Santa Maria in Via lata mit ihrem antiken Säulenvestibül,

dem prächtigen Palazzo Doria Pamfili, gewann es die Piazza Venezia, an dessen Ecke der Palazzo Bonaparte liegt, in dem Madame Mère, die Mutter Napoleons I., den Cäsarentraum ihres großen Sohnes begrub und die müden Augen schloß. Die Piazza durchquerend, auf dem die modernen Vandalen, die in Rom jetzt herrschen, rücksichtslos den wundervollen Palazzino neben dem Palazzo Venezia, dem Sitz der österreichisch-ungarischen Botschaft, niedergerissen haben, um von dem nie ganz fertig werdenden Nationaldenkmal für Viktor Emanuel II. nur ja kein Stückchen von seiner protzigen Pracht zu verstecken, nahm das Auto den Weg am Trajansforum vorbei und durch die enge, belebte Via Alessandria, das Forum des Augustus mit seinen wenigen, aber majestätischen Säulen links liegen lassend, zum Kolosseum, dessen gigantische Umrisse sich imponierend, gedankenerweckend vom tiefblauen Himmel abhoben. Dann vorbei an einer Reihe moderner Bauscheusäler, über die der einer mittelalterlichen Burg gleichende, höchst malerische, hochgelegene Bau des Klosters und der Kirche der Quattro Coronati sich erhebt, in die eingeschlossen die dreifache Basilika von S. Clemente liegt, gewann das Auto den Lateranplatz mit dem ältesten Obelisken der Welt, der seine eigene Sprache redet, und wandte sich, die Scala Santa links und die mächtige Kathedrale von S. Giovanni in Laterano zur Rechten, der breiten Ebene an den alten Stadtmauern zu, von denen man eine so wunderbare Aussicht über die Campagna gegen die Albaner Berge genießt.

Durch die Porta S. Giovanni, vor der sich das römische Volksleben so malerisch entfaltet, ging es noch auf staubiger, reizloser, von hohen Mauern und elenden Häusern eingefaßter Straße eine Weile hin, immer

an der Tramlinie nach Frascati und Albano entlang, an der malerischen Porta Furba vorbei, endlich in die freie Campagna. Erst unterhalb Grottaferrata, dem uralten befestigten Kloster des heiligen Nilus, wo die Trambahn sich zu den Castelli Romani mit ihren wunderbaren Seen von Albani und Nemi wendet, gekrönt von Rocca del Papa und dem schönen Monte Cavo, flog das Auto nun ungehindert dem Volsker Gebirge entgegen durch die Pontinischen Sümpfe, die um diese Jahreszeit ihr Schreckgespenst, die Malaria, noch nicht entsenden, um die Bevölkerung zu dezimieren und den Rest fürs Leben zu zeichnen.

„Sieh dort das Meer!“ rief Scholastika Müller, indem sie auf den silberschimmernden Streifen deutete, der vor ihnen den Horizont begrenzte. Sie hatten bisher noch kein Wort gewechselt; die Fahrt, auf der sie sich befanden, bedeutete ja den Beginn einer neuen Epoche im Leben Aves — einen Abschluß, wo andere ihres Alters noch kaum angefangen.

Solange sie neben menschenbeladenen Trams voll Touristen, Landleuten, Bewohnern der Castelli Romani, die in Rom ihre Besorgungen gemacht hatten und ihren Geschäften nachgegangen waren, dahinfuhren, hatten die beiden Damen nichts zu sagen gefunden, die eine beschäftigt mit ihren leidvollen Gedanken, die andere ihr Schweigen respektierend. Aber nun die großartige, weite Einsamkeit der Campagna sie umfing, da fiel die Fessel wie von selbst.

Ave schlug mit einem tiefen Atemzug ihren dichten Schleier zurück und ließ die scharfe, prickelnde Luft über ihr blasses Gesicht streifen.

„Das Meer!“ wiederholte sie. „Wir fahren ihm entgegen! Das muß also die Richtung nach Ostia sein.“

„Nach Nettuno-Anzio,“ berichtigte Scholastika. „Wir waren ja vor vier Jahren einmal dort mit der Bahn, die links von der Straße hinzieht. Wo die Villa der Kaiserin Agrippina stand, in der Neros Henkersknechte seine Mutter mit Knütteln niederschlugen, nachdem sie dem Tode durch das Anbohren ihrer Galeere entgangen war — —“

Sie hielt ein, denn von jener Agrippina leiteten die Domiziani ja ihre Herkunft her.

„Ich weiß,“ sagte Ave ruhig. „Und im Hafen von Anzio wurde die wunderbare Statue des Mädchens im Museo Nazionale delle Terme gefunden —“

„Das meiner unmaßgeblichen Meinung nach ein Bub ist,“ fiel Scholastika energisch ein.

„Ja — du hast diese Ansicht ausgesprochen, ehe andere dasselbe behaupteten,“ erwiderte Ave mit einem leisen Lächeln. „Damals lachten die Leute über dich, heute hast du schon deine Gemeinde. — Oh, sieh nur, dieses silberne Licht, das über der ganzen Landschaft liegt — es versilbert ja förmlich die Schafherde dort und den Hirten, der mit seinem spitzen Hut und übergeschlagenen Mantel und seinen mit Ziegenfellen umwickelten Beinen so malerisch mitten drinnen steht! Warum bin ich nur diese ganzen vier Jahre so selten in der Campagna gewesen und niemals in diesem Teil?“

„Hm — wahrscheinlich, weil die Villa Domiziani nach der entgegengesetzten Richtung liegt und deine Repräsentationspflichten dir keine Naturschwärmereien gestatteten,“ brummte Scholastika mehr für sich hin.

„Verlorene Zeit um ein Nichts!“ meinte Ave traurig. „Ich will ja nicht sagen, daß ich nicht viele liebenswürdige und liebenswerte Menschen dabei kennen gelernt habe, aber im ganzen hat dieser gesellige Trubel doch nur eine fürchterliche Leere hinterlassen.

Ich fasse es nicht, wie meine Mutter so darin aufgehen kann."

„Wo schon Leere ist, da macht ein bißchen mehr oder weniger keinen Unterschied," dachte sich Scholastika mit einer ihrer Grimassen, die sie immer schnitt, wenn von der Marchesa Scarpadoro die Rede war, deren zweiten Gatten sie ebenso herzlich bedauerte wie ihren ersten.

„Ob Tante Lucrezia schon jetzt den Palazzo verlassen hat?" begann Ave nach einer Weile wieder. „Ob — ob er sie hat ziehen lassen?"

„Donna Lucrezia spricht nicht viel, aber wenn sie redet, dann kann keines etwas dagegen einwenden. Ich hoffe, es ist ihm recht unangenehm —"

„Ich habe immer gefürchtet, er würde die Erlaubnis, dich mit mir gehen zu lassen, rückgängig machen," flüsterte Ave mit einem Schauer. „In letzter Stunde noch — um mich zu kränken."

„Ich hab's auch gefürchtet, aber nur die ersten Tage, nachdem ich mit ihm geredet," bekannte Scholastika ehrlich. „Dann nicht mehr. — Aber lassen wir das. Ich habe ihm versprechen müssen, nie mit dir über Familienangelegenheiten zu reden noch auch dich darüber reden zu lassen. Ich mußte es ihm sogar schriftlich geben."

„Schums, lieber Schums — was hast du da getan!" rief Ave erschrocken. „Er hat dich sicher mit dieser schriftlichen Erklärung in eine Falle gelockt!"

„Nee — ich ihn!" kicherte Scholastika behaglich. „Und er hat's gottlob nicht gemerkt. Ich habe mich nur zum Nichtreden und Nichtanhören verpflichtet. Von schriftlichen Mitteilungen zwischen dir und mir war keine Rede, und ich bin auch nicht so dumm gewesen, ihn darauf zu bringen —"

„O, Schums, solch ein diplomatischer Schachzug! Ist das auch ehrlich?“

„In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt,“ entgegnete Scholastika schmunzelnd. „Ich habe darauf gebrannt, es schriftlich zu geben, wußte aber nicht, wie ich's anbringen sollte, um ihn nicht mißtrauisch zu machen und mit der Nase auf den feinen Unterschied zu stoßen. Da kam er selbst damit und schien mächtig zufrieden, daß ich mich nicht lange dagegen sperrte. Gemerkt hat er nicht ein Jota, daß ich ihn so fein hinters Licht geführt. Also, wenn du was zu sagen hast, dann schreibe es auf, und ich werde dir ebenso antworten, damit sind wir schön 'raus. Es ist ja umständlich, sich wie zwei Taubstumme zu verständigen, aber erstens handelt es sich ja nur um ein gewisses Thema, und zweitens ist es besser, als wenn wir getrennt wären, schon weil ich den Verdacht habe, daß wir dann Briefe schreiben würden, ‚die uns nie erreichen‘. Ich gedenke übrigens mein schriftlich gegebenes Versprechen bis aufs Tüpfelchen zu halten, wie sich das für einen anständigen Menschen schickt.“

Zum ersten Male seit langer Zeit mußte Ave wieder einmal lachen.

„Wie du nur gleich darauf gekommen bist!“ rief sie verwundert.

„Grütze!“ erwiderte Scholastika, sich auf die Stirn tippend. „Ich bin nie ein Treppengenie gewesen und — der Einsatz war halt zu groß.“

„Und wenn er nun doch noch merkt, daß er eingegangen ist —“

„Er wird sich in acht nehmen, es nachträglich einzugestehen oder mich darauf aufmerksam zu machen, wie ich mein Versprechen umgehen kann, ohne es zu verletzen. Merkt er das, dann glaubt er sicher,

daß ich allein die Dumme war, die in der Aufregung dem Deixel Leib und Seele verschrieben hat, ohne den feinen Unterschied zu wissen. Nun hat's ja kein Mensch gern, wenn ein anderer ihn für den Dummen hält, aber in diesem Falle nehme ich die Eselshaut mit Wonne auf mich. — Hast du dir genug Bleistifte mitgenommen, Herzel? Damit geht's schneller, und man braucht kein Löschpapier, was eine Schnüffelnase gegen den Spiegel halten kann, um zu lesen, was die Signora Principessa geschrieben hat. Dann laß dir das gesagt sein: wir werden droben mit solchen Schnüffelnasen rechnen müssen."

„Du meinst — Spione?" fragte Ave empört.

„Mhm!" machte Scholastika gleichmütig. „Es wäre zum Lachen, wenn er das — vergessen hätte — ich glaub's nicht."

„Eine überflüssige Maßregel. Ich habe nichts zu verbergen," rief Ave mit blitzenden Augen und fliegendem Atem. „Hättest du wirklich recht, so erniedrigt das ihn, nicht mich."

„Das Geschäft des Sicherniedrigens hat er bisher so erfolgreich und schwunghaft betrieben, daß meine Annahme nur folgerichtig wäre. Ich glaube nicht, damit ins Blaue geschossen zu haben," erwiderte Scholastika gleichmütig. „Ich werde die Augen schon offen halten, darum keine Sorge — und was dich betrifft, so laß dir gesagt sein, daß Vorsicht die Mutter der Porzellantöpfe ist. Übrigens würde sich die Frage lohnen, ob das, wovon wir reden, nicht eigentlich auch Familienangelegenheiten sind und unter die Sonderrubrik ‚Aufhetzen' gehören."

„Das hast du nie getan."

„Nein — und einmal ist keinmal. Wenn wir schon Sophistik treiben wollen, dann dürfen wir ja bloß

das Wörtchen ‚Warnung‘ davor setzen — was ich damit auch gemeint haben wollte, denn ich wüßte nicht, was in dir noch Besonderes ‚aufgehetzt‘ zu werden brauchte.“

Ave konnte darauf nichts erwidern. Mit einem müden Lächeln, in das sich jedoch wie ein blasser Sonnenstrahl ein Abglanz längst entschwundener Schelmerei stahl, streichelte sie leise die runzelige Wange der alten Freundin.

„Das hätte ich dir eigentlich gar nicht zugetraut, Schums meines Herzens,“ sagte sie zärtlich. „Hast du dich deiner Hintergedanken nicht selbst geschämt?“

„Wie ein Pudel,“ gab Scholastika ohne weiteres zu. „Niederträchtig, hundsgemein, ruppig kam ich mir vor. Aber ich habe mich seitdem getröstet, denn es ist in extremen Fällen wirklich der Zweck, der die Mittel heiligt. Übrigens muß man anerkennen, daß die Verwandten des Principe sich sehr gut gegen dich benommen haben; Donna Lucrezia hat ihnen freilich ein glänzendes Beispiel gegeben, aber immerhin schien mir das Lager doch nicht sehr geteilt zu sein, sondern entschieden auf deiner Seite zu stehen, trotzdem du eine ‚Fremde‘ bist.“

„Sie waren alle sehr gütig zu mir, besonders meine Schwägerinnen, die mir sehr liebevolle Briefe schreiben. Übrigens Verwandte — Tante Lucrezia sagte mir, daß ein Vetter von ihr Guardian des Kapuzinerklosters bei Rocca del Serpe ist oder doch war. Sie wußte nicht genau, ob er noch dort ist. Er hieß in der Welt Graf v. Aquafredda und galt als das schwarze Schaf der Familie, weil er ein wilder, unruhiger Kopf war und als Garibaldianer gekämpft hat. Als solcher wurde er schwer verwundet und lag lange dem Tode nahe. Nachdem er ganz wider alles

Erwarten genesen, ging eine große Wandlung in ihm vor: er warf die rote Bluse von sich und zog die Kutte der Kapuziner an, wurde Priester und ein feuriger Prediger. Tante Lucrezia meinte, es sei ein Jammer, daß seine vielleicht zu rücksichtslose, aber gewaltige Eindrücke hinterlassende Begabung in dem einsamen Kloster vergraben worden sei, wo er anderseits freilich auch viel Gutes unter der armen Bevölkerung gestiftet und wahrhaftige Werke christlicher Nächstenliebe geübt habe. Sie war begierig zu wissen, ob ich ihm in Rocca del Serpe begegnen würde."

„Himmel, was gibt's doch für Menschenschicksale!" meinte Scholastika interessiert. „Ein einziger Augenblick wirft ein ganzes Leben um und drängt es in eine andere Richtung, und nirgends vollzieht solch ein Wechsel sich jäher als hier im Süden, wo das Blut nicht träge in der zerstörten Bahn über Trümmer weiterfließt, sondern sich, unbekümmert darum, was die Leute sagen, ein neues Flußbett bahnt. Es ist —"

„Oh, schau dorthin — was ist das doch für eine seltsame, stille Stadt?" unterbrach Ave sie, indem sie nach links deutete. Das Auto hatte eben die Bahnlinie bei der kleinen Station gekreuzt, an der es um ein Haar zur Umkehr angehalten worden wäre, und stieg nun die schmale Straße den Volsker Bergen entgegen hinauf. In der Ebene, dem Auge wohl erkennbar, lag an einem kleinen See die vielgetürmte Stadt, der Ave die Bezeichnung „still" gegeben hatte, denn es rauchte kein Schornstein in ihr, kein Zeichen menschlichen Lebens war um sie bemerkbar — nur ein Zug Krähen zog über sie hin und ließ sich auf den Wipfeln der Bäume nieder, die in den Häusern zu wachsen schienen. Keine Glocke hing in den ragenden, von Efeu, Immergrün und Schlinggewächsen umsponnenen Kampanilen — ein Hauch

von Einsamkeit und Verlassenheit schien sie mit den aus dem See aufsteigenden Nebeln zu umziehen wie eine Mauer, von der eine geheimnisvolle Warnung wie eine versteckte Drohung ausging.

„Das ist Ninfa, Altezza," sagte der Chauffeur, der das Fahrzeug auf einen Befehl Aves angehalten hatte.

„Ninfa — Dornröschens Schloß!" bemerkte Scholastika. „Ich wollte dich immer einmal hinführen, denn dort spinnt und webt die Poesie einen Zauber ohnegleichen mit Blumen und einem Grün, wie es nur hier möglich ist. In den stillen Straßen von Ninfa, in den dachlosen Kirchen und Palästen verstummt auch bei den seltenen Besuchern das Wort, denn dort redet die Vergangenheit allein und erschüttert einem die Seele."

„Aber wer — wer wohnt in dieser Stadt?" fragte Ave beklommen.

„Flora, die Entthronte, wohnt darin und schreitet blumenstreuend durch die stillen Gassen, über die grasbewachsenen Plätze und hält Zwiesprache mit Pan, dem Ewigjungen, mit ihrer und seiner Schwester, der Poesie — und mit dem Würgengel der Pontinischen Sümpfe, der Malaria, die sich Schritt vor Schritt in Ninfa ihren Tyrannenthron erobert und — befestigt hat. Menschen wohnen schon seit langen Zeiten nicht mehr dort. Die nicht fliehen konnten vor dem tödlichen Hauch jener Nebel dort, weil sie keine andere Zuflucht hatten wie die Besitzer der Paläste — sie sind gestorben, alle, alle!"

Ave fröstelte es, daß ihr die Zähne zusammenschlugen, während sie wie gebannt auf die wunderbare Silhouette der toten Stadt hinübersah.

„Alle! Alle!" wiederholte sie leise.

Von der Sonne beschienen, ragten die Ruinen

mit ihren scheinbar unerschütterlichen Türmen wie eine Fata Morgana aus dem durchsichtigen, wogenden Nebelgürtel heraus, dem Auge, das sie einmal so gesehen, unvergeßlich, das Wahrzeichen des unerbittlichen, mit einem Blumenkranze ohnegleichen gekrönten Todes. Der gleißende Schienenstrang der Eisenbahn, das kleine, elende Stationsgebäude mit seinem fröstelnden, von der Malaria gezeichneten Beamten, der sich dort sein elendes Brot mit dem sicheren frühen Tode verdiente, versank neben der wie eine Vision aus dem kleinen, die giftige Moskitobrut züchtenden See auftauchenden Stadt, die manches Malers Auge begeistert, manches Dichters Herz mit fremden, bangen Schauern erfüllt.

„Hier ist der Grenzstein der Malaria," sagte Scholastika italienisch.

„Das glauben die Fremden, Signorina," rief der Chauffeur mit einer unnachahmlichen Bewegung, indem er ausspuckte. Bei uns hätte er natürlich geschwiegen — in Italien ist nichts dabei und nicht gegen den Respekt, wenn die Dienerschaft sich auch einmal am Gespräch beteiligt.

„Es ist wahr, die Malaria kann von hier da herauf nicht mehr aufrecht gehen, aber sie schleicht weiter, weiter, bis nach Rocca del Serpe. Natürlich nicht bis aufs Kastell, denn auf den Felsen hinauf kommt sie nicht mehr, aber bis zum Fuße doch. Die Leute im Dorf und die Kapuziner von Santo Francesco können ein Lied davon singen. Sie tun, was sie können, für die Kranken, aber es ist ein ungleicher Kampf. Ich sollte es wissen, denn ich bin in Rocca del Serpe geboren. Als kleines Kind, nachdem meine beiden Eltern" — hier lüftete der Mann seine Kappe — „an der Malaria gestorben waren, brachten mich die

Kapuziner nach Rom zu guten Leuten und sorgten, daß ich was Ordentliches lernte. Es sind brave Männer, die Kapuziner, denn sie fürchten den Tod nicht, um den Armen beizustehen, nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat. Wo's einer nicht mehr schaffen kann, bestellen sie ihm sein bißchen Gartenland, melken und füttern die Ziegen, kochen das Essen, geben ihm Medizin, flicken die Kleider — solange sie selbst noch stehen und gehen. Von der Herrschaft hat seit Menschengedenken niemand mehr im Kastell gewohnt," schloß er mit einem eigenen Blick auf Ave, die immer noch nach Ninfa hinübersah. „Der Herr Principe kam wohl früher ab und zu hinauf — ist aber auch lange nicht mehr dagewesen."

Scholastika Müller hatte den Blick gesehen und las eine Meinung darin, die zu verstehen sie etwas darum gegeben hätte. Was war es nur? Mitleid? Neugierde? Erwartung? Es lag ihres Erachtens nach von allem etwas darin. Sie war sonst die harmloseste Person von der Welt, aber sie hatte sich vorgenommen, nachdem sie den ersten Schritt vom Wege getan, die Augen offen zu halten und damit lieber mehr zu sehen, als wirklich zu sehen war, nur um das nicht zu übersehen, was von Wichtigkeit war im Hinblick auf Ave. Denn sie traute dem Principe nicht. Sie hätte um die Welt nicht sagen können, in welcher Richtung ihr Mißtrauen lag, aber es war einmal da, ungreifbar, verschwommen wie die giftigen Nebel da drüben, die den Gürtel so todsicher um Ninfa zogen.

„Avanti!" rief Ave, aus ihrem Hinüberschauen aufschreckend und das Auto setzte sich wieder in Bewegung.

Langsam, aber stetig stieg der Weg empor, durchschnitt einen Olivenhain, wand sich zwischen Mais-

feldern und unfruchtbarem, steinigem Gelände wechselnd in weiten Kurven um steile, kahle Höhen, verschwand dann in einem dichten Gehölz von Steineichen und Pinien und kreuzte, daraus hervorgehend, über eine kühngewölbte alte Römerbrücke einen brausenden, schäumenden Gebirgsbach und zog sich nun stracks durch mühsam dem Erdreich abgerungene Flecken bebauten Landes einem einsam in dem wilden Felsentale gelegenen Bergkegel entgegen, auf dem wie eine jedem Feinde trotzende Festung ein graues, verwittertes Schloß mit trotzigen Türmen und gezinnten Umfassungsmauern lag — eines jener typischen Felsenschlösser des feudalen Mittelalters, dem die wilde, gefahrvolle Zeit der Renaissance den ebenso typischen Zusatz der damaligen, charakteristischen Hyperkultur hinzugefügt. In diesen Kastellen in den Albaner, Sabiner und Volsker Bergen verschanzten sich die großen Baronialgeschlechter Roms, wenn ihnen dort einmal, wie's oft genug geschah, der Boden zu heiß wurde, und wenn sie einen ihrer vielen Anschläge gegeneinander vorhatten, sobald eine innere Familienangelegenheit blutige Erledigung finden sollte. Nicht, daß für eine solche die römischen Paläste ungeeignet gewesen wäre — zahlreiche, historisch beglaubigte Fälle beweisen das Gegenteil — aber es gab doch Sonderfälle, in denen die römischen Barone vorzogen, fern von Rom von dem Rechte ihrer „Jurisdiktion" Gebrauch zu machen, und kein Hahn krähte danach. Nur wenig Fälle sind bekannt, in denen er doch einmal krähte — der der Herzogin von Paliano und jener der Cenci — aber im großen und ganzen verhallten die meisten Todesseufzer hinter den Mauern eines römischen Feudalkastells ungehört und ungerochen.

Der guten Scholastika Müller fielen alle diese Ge-



schichten aus den Chroniken der römischen Barone ein, als Castello del Serpe vor ihr lag — ein graues, drohendes Geheimnis im gloriosen Abendsonnengold. Darin lag schließlich nichts Besonderes — alle diese in den Bergen um Rom verstreuten Feudalschlösser lösen die Erinnerungen an ihre Chronik aus, wenn man davor steht und sich nicht nur denkt: „Wenn diese Mauern reden könnten,“ sondern sie einfach reden läßt. Denn die Steine sind nicht stumm, sie haben ihre Sprache für den, der sie verstehen gelernt, und die Steine Roms machen sich sogar oft denen verständlich, die zuvor gar nicht gewußt, daß sie reden können. Tausende rennen taub und blind an ihnen vorüber, und zehn bleiben stehen und lauschen und verstehen ...

Scholastika war auch eine solche „Verstehende“, trotzdem ihr's die meisten nicht ansahen — aber wem sehen die „meisten“ das Richtige an? Der Anblick von Castello Rocca del Serpe, dessen Geschichte Aves alte Freundin kannte, wirkte auf sie wie ein elektrischer Strom, der ihr durch die Adern und die Muskeln rieselte und ihr kalt über den Rücken lief.

„Blödsinn!“ dachte sie im nächsten Augenblick. „Wir leben im zwanzigsten Jahrhundert, fahren im Automobil, und neben uns laufen die Telephondrähte her, durch die man mit Rom sprechen kann, als ob's im Nebenzimmer läge.“

Ave selbst schien nicht bange berührt durch den Anblick des grimmigen Kastells auf dem Felsenkegel, der einfach unzugänglich schien. Im Gegenteil, sie war ganz belebt und interessiert durch den in der Tat einzig schönen, malerischen Anblick dieses von schroffen Bergwänden eingefaßten Tales, das unten schon im Schatten lag, während die Spitzen der weißen Felsen und das Schloß selbst noch im Abendsonnengolde glänzten.

„Das ist doch schön — großartig ist's!“ rief sie lebhaft aus, so lebhaft wie seit lange nicht mehr. „Und das sehe ich heute zum ersten Male! Von solch einem stillen Schlosse in der Bergeinsamkeit hab' ich immer geschwärmt — ach, wie köstlich! Liebste, hier werde ich sicher noch einmal wieder gesund werden — in der Seele, weißt du. Mir ahnt's, mir ahnt's — der Widerschein der Sonne dort oben sagt mir's und grüßt mich wie das Licht einer glorreichen Verheißung!“

Scholastika drückte stumm die schlanke, noch so kraftlose Hand, die sich in die ihrige stahl, und warf einen fast scheuen Seitenblick in das durch das Leid und durch Leiden vergeistigte, jetzt fraglos schöne Gesicht mit den großen, leuchtenden Augen, indem sie bei sich dachte: „Gott, erbarm dich dieses Kindes! Dort oben haben sie uns gesehen und hissen die grüne Flagge mit der goldenen Schlange darauf, und dort durch die Talöffnung kriechen dicht am Boden die lila Nebel aus den Pontinischen Sümpfen heran, und wenn an der Prophezeiung etwas ist, dann warten noch Feuer, Rauch und Schiffbruch auf das arme Ding. Die Insel der Seligkeit liegt wohl noch weit, weit, weit — vielleicht gar jenseits der Sonne. Ich weiß gar nicht, was über mich gekommen ist. Schäm dich was, Scholastika, altes Mädel, dir selbst was vorzukrächzen wie ein Rabe. Kopf oben und Augen offen — das ist die Hauptsache jetzt!“

„Wie kommen wir nur dort oben hinauf?“ unterbrach Ave heiter ihre düsteren Gedanken. „Der Fels ist ja so schroff, kein Weg zu sehen!“

„Er führt rechts herum, Altezza, und endet freilich dann im Dorfe,“ erklärte der Chauffeur. „Ein Saumpfad geht dann zum Kastell im Zickzack hinauf. Man wird jedenfalls Maultiere oder eine Sänfte bereithalten.“

So war es wirklich. Noch etwa bis zur Hälfte der „Rocca“ stieg der schmale Fahrweg hinauf, an dem kleine, aus Steinen erbaute graue Häuser, düster und den Stempel der Armut tragend, am Fuße des Bergkegels beginnend, die Ortschaft bildeten, in deren Mitte eine kleine Kirche mit schlankem Kampanile lag. Die zitternden, heiseren Glocken darauf begannen zu läuten, als das Automobil das erste dieser Häuser erreichte — zum Angelus war's noch zu früh, also war's ein Gruß für die Principessa, die so allein, ohne den Herrn des Kastells kam, um darin zu wohnen.

Auf der „Piazza“ hielt das Automobil — hier war der Endpunkt für jegliches Fuhrwerk. Die Dorfbewohner standen erwartungsvoll um zwei mit Damensätteln gesattelte, schellenbehängte, wohlgepflegte Maultiere und um eine daneben aufgestellte, grünlackierte, mit der goldenen Schlange bemalte Sänfte, die innen mit goldfarbenem Damast ausgeschlagen war — ein Lied aus alter Zeit.

Als Ave ausstieg, trat ihr der „Parroco“, der Pfarrer der kleinen Gemeinde, entgegen — vielleicht war er noch ein junger Mann, aber sein Gesicht war von der Malaria mit tiefen Runen und pergamentgelber Haut gezeichnet. Seine Sutane war sauber, aber so fadenscheinig, daß kaum eine Spur von Wolle auf den grünlich schimmernden Kettenfäden des Stoffes mehr zu entdecken war, seine Schuhe mit den breiten Schnallen waren so beriestert, daß vom Grundleder kaum noch etwas übriggeblieben schien. Er begrüßte die Gemahlin seines Patronatsherrn mit einigen wenigen nervös gemurmelten Worten — sie war ja eine „Fremde“ und er wußte ja nicht, ob sie ihn überhaupt verstand.

Aber sie verstand ihn nicht nur, sondern beantwortete seine Begrüßung in solch gutem Italienisch,

und mit so viel echter Liebenswürdigkeit, daß der arme Priester, dessen Sprachweise einen gebildeten Eindruck machte, sich förmlich darunter belebte und mit einem Male beredt wurde — es kam ja in dieser Einsamkeit nicht allzuoft vor, daß ein gebildeter Mensch sich mit ihm unterhielt!

Die Dorfbewohner starrten die Principessa an — die große, schlanke, blonde Gestalt war für sie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, die das sonst so geläufige Wort auf ihrer Zunge zurückhielt und erstarren machte.

Ave war sicherlich eine sehr schöne Frau, aber wenn sie lächelte, war sie unwiderstehlich, denn sie lächelte mit dem warmen Herzen, das das Leid in ihr noch nicht verhärtet hatte.

Eine junge Frau, die mit einem großäugigen, wie eine Puppe eingewickelten „Bambino" unweit des Parroccos stand, fiel ihr in das Auge, und rasch trat sie zu ihr hin, begrüßte sie und streichelte dem Kind über den schwarzen Kopf. Und das Kind lächelte sie an und langte mit den nicht zu sauberen Händchen nach ihr, die Ave in die ihren nahm und sich herabbeugend küßte.

„Wie glücklich Sie sind, Signora!" sagte sie und lächelte die junge Mutter mit feuchten Augen an. „Ich — ich habe zwei Kinder verloren!"

Diese kleine, spontane, außerhalb jeder Berechnung liegende Handlung machte die Principessa, die „Fremde", mit einem Schlage populär. Die Leute drängten sich zu ihr heran, sprachen gleichzeitig auf sie ein, wollten ihre Hand drücken — „che bellezza; che bontà; che gentilezza; poverina!" — ging es durch die Versammlung — Ave war eine der Ihrigen geworden. Das Bambino der Assunta Mori hatte sie angelacht,

hatte nach ihr gelangt, und sie hatte ihm die Händchen geküßt — was brauchte es mehr, um sie anzuerkennen?

Hätte Ave einen ganzen Sack voll Soldi oder gar voll Gold über sie ausgeschüttet, sie hätte die Leute von Rocca del Serpe nicht halb so sehr für sich begeistert, als da sie, von ihrem beraubten mütterlichen Herzen getrieben, dem Bambino der Assunta Mori, der Ärmsten einer des Dörfchens, die schmutzigen Händchen geküßt, der Majestät des Kindes sich gebeugt. Die Bewohner der Volsker Berge sind ein primitives, rauhes Volk, aber darum gerade desto empfänglicher für die natürlichen Gefühle, und durch diese eben hatte Ave sich mit einem Schlage diese Herzen erschlossen.

„Ich denke lange hier zu bleiben und hoffe, ihr werdet immer zu mir kommen, wenn ihr denkt, daß ich euch irgendwie helfen kann,“ sagte sie herzlich zu dem sie umringenden Kreise.

„Gott segne Euer Herz, Signora Principessa,“ rief ihr eine Alte zu. „Der Orlandi wird uns aber nicht zu Euch lassen.“

„Nun, der Orlandi wird ja auch kein Werwolf sein,“ erwiderte Ave lachend. „Es macht auch nichts — ich komme dann zu euch!“

Als sie dann, die Sänfte großmütig ihrer alten Freundin überlassend, eines der Maultiere bestieg, um hinaufzureiten, kam dieselbe Alte, welche die Zugänglichkeit des Majordomo angezweifelt, atemlos angerannt und reichte ihr ein paar Zweiglein wilder Orchideen.

„Nehmt's, Signora Principessa!“ rief sie eindringlich. „Nehmt die Blumen und verwahrt sie gut. Ich fand sie beim Kräutersuchen droben in den Bergen — sie bringen Glück und schützen vor dem Werwolf.

Ich behielt zwei davon zurück für mich. Wer sie besitzt, an den kann er nicht heran."

„Vielen Dank," sagte Ave lächelnd, indem sie die Blümchen ins Knopfloch ihres Mantels steckte. „Es ist gut von Euch, sie mir zu geben."

„Es ist gut von Euch, sie von mir anzunehmen," erwiderte die alte Frau mit der ihrem Volke im Blute liegenden Höflichkeit, die nicht den geringsten Beigeschmack von Untertänigkeit hat, sondern so natürlich herauskommt, daß mancher sogenannte „Gebildete" davon lernen könnte. „Ihr seid gut, Signora Principessa, und darum wird es Euch gut gehen."

Gerührt beugte sich Ave herab aus dem Sattel und gab der Alten die Hand — es war das Siegel auf die Eroberung, die sie in dieser Stunde gemacht.

„Ob der Principe das vorausgesehen hat?" dachte Scholastika Müller in ihrer Sänfte. „Ich zweifle. Ich zweifle auch, ob's ihm recht sein wird, wenn er's hört — und wenn er's sähe, wie fröhlich das arme Ding hier geworden ist. Und nun liegt der Schatten von dem Kastell über uns wie ein Stein mir auf der Brust!"

„Nun, Schums, wie kommst du dir vor?" rief Ave ihr zu, als der Zug sich aufwärts in Bewegung setzte.

„Wie die Kaiserin von China," gab Scholastika zurück. „Aber ich wollte, ich wäre erst wieder heraus aus dem Kasten. Er riecht nach Moder und schaukelt wie ein Schiff der Wüste. Es ist mir schon ein bißchen seekrank zumute, was mir für den gelbseidenen Damast leid täte, selbstlos wie ich nun einmal bin."

„Armer Schums!" rief Ave ganz übermütig lachend. „Mitgefangen, mitgehangen — das hast du nun davon. Rede nur deinen sich empörenden Gefühlen etwas zu. Lange kann's ja nicht dauern, denn wir

sind ja schon unter den Ringmauern des Schlosses. Schau nur, wie sie sich mit den Felsen zu einem verbinden!“

Es waren schließlich doch mehr als ein halbes Dutzend Zickzackbiegungen zu überwinden, bis sie auf einem kleinen, von gezinnten Mauern und Ecktürmchen eingeschlossenen Plateau, dessen Boden der nackte Fels bildete, anlangten. Eine hohe, steile, gleichfalls aus dem Fels herausgehauene Treppe sich hinauftragen zu lassen, weigerte sich Scholastika aber entschieden; sie stieg sie lieber zu Fuß mit Ave hinan, die nun auch absitzen mußte. Die Leute, welche die Maultiere bisher am Zügel geführt hatten, verschwanden mit ihnen durch einen schmalen, neben der Treppe liegenden Gang. Er führte unterhalb des Schlosses zu dem Stalle, dessen Fenster man in der Ringmauer beim Aufstieg gesehen, und die Ave für Schießscharten gehalten hatte.

Die Treppe war für Scholastika eine etwas mühsame Arbeit, aber auf Aves Arm gestützt, überwand sie auch dieses Hindernis, und dann standen sie vor einem mächtigen Portal, das seine eisenbeschlagenen Torflügel heute weit geöffnet hatte und durch einen langen, tunnelartigen Eingang vollen Einblick in den dahinter liegenden, loggienumgebenen Schloßhof mit einer Zisterne in der Mitte gewährte.

Auf der Schwelle des Portals stand in tadellosem schwarzen Frack, schwarzen Kniehosen und Strümpfen, mit weißem Kragen und Binde, das Gesicht glatt rasiert und die grauen „Favorits“ sorgsam nach außen gebürstet, Alessio Orlandi, der Kastellan und Majordomo von Rocca del Serpe — das Urbild des erbangestammten Dieners eines großen italienischen Hauses. Groß oder klein, schön oder garstig — der Typ

ist immer derselbe, und wo es dem Herrn an Grandezza und Würde mangelt, der Diener ersetzt beides. Er weiß, was sich schickt, und hält auf die würdige Repräsentation des Hauses, dem sein Urgroßvater schon gedient, und verleugnet sein eigenes Selbstbewußtsein auch nicht in Hemdärmeln, in der Arbeitschürze oder am Kochherde. Solange er noch Haare hat, ist sein Scheitel immer wohl geölt und gebürstet, er kennt alle Geheimnisse der Familie und bespricht sie mit seinem Herrn, aber dafür hungert er auch, wenn es not tut, mit und murrt nicht und verläßt auch das sinkende Schiff nicht.

Alessio Orlandi war ein kleines, hageres Männchen mit fast viereckigem Schädel, über den das spärliche graue Haar mit minutiöser Genauigkeit gebürstet war. Sein schmales, mit pergamentartiger Haut bespanntes Gesicht war intelligent, seine schwarzen, kleinen Augen etwas stechend, aber es war kein unsympathisches Gesicht, denn der große Mund hatte einen Zug von Güte.

Er machte Ave, als sie auf die Schwelle trat, eine tiefe, tadellose Verbeugung. „Majordomo Alessio Orlandi," stellte er sich mit Würde vor. „Ich habe die Ehre, Altezza auf Kastell Rocca del Serpe willkommen zu heißen."

„Ich danke Euch, Orlandi," erwiderte Ave freundlich. „Ich komme spät nach Rocca del Serpe, aber dafür denke ich auch lange zu bleiben. Der Sommer ist gewiß hier oben sehr schön."

„Cosi — cosi! Je nachdem," schränkte Orlandi vorsichtig diese Erwartung ein. „Man muß das Beste hoffen — Altezza zu dienen. Wollen Altezza die Gnade haben mir zu folgen, damit ich Ihre Eccellenza in Ihr Appartamento führe. Die Signora Principessa

wird müde von Ihrer Reise sein. Der Pranzo wird in einer Stunde serviert."

„Sehr gut — wir haben Hunger von der Fahrt bekommen," erwiderte Ave. „Die Signorina ist meine mütterliche Freundin, lieber Orlandi, und wird bei mir bleiben. Es ist doch für ihre Unterkunft gesorgt?"

„Gewiß, Altezza! Der Herr Principe haben Befehl darüber erteilt," versicherte der Majordomo mit einem scharfen Blick auf Scholastika, und vorausschreitend führte er die Damen in die große Halle, die auch als Bankettsaal diente.

Die scheidende Sonne erleuchtete den riesenhaften Raum noch genügend, um die berühmten Fresken des Antoniazzo Romano, die ihn schmückten, erkennen zu lassen, Fresken, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entstanden und noch so farbenfrisch und lebendig, so voll von Grazie und Ausdruck, daß Künstler und Kunstfreunde den weiten, abgelegenen Weg nicht scheuten, sie zu studieren, zu kopieren, von dem Meister ferner Jahrhunderte zu lernen. Und doch machte diese große Halle den Eindruck, als ob sie mehr ein Tummelplatz für Tausende von unheiligen Geistern als eine Belustigungsstätte für tafelnde Menschen wäre.

In dieser Halle erwarteten die Angekommenen zwei andere Personen.

„Mein Sohn Tonio," stellte Orlandi einen jungen, kräftigen, aber nichtssagenden Menschen in der Livree der Domiziani vor. „Eurer Altezza ergebener Diener, wenn schon noch ungeübt in seinem Amt. Hier meine Tochter Rosalba, die auf den Wunsch des Herrn Principe den Dienst als Cameriera bei der Frau Principessa übernimmt."

Ave konnte kaum ihr Erstaunen beim Anblick dieses Mädchens verbergen, das nur eine Laune der Natur

zur Tochter ihres Vaters gemacht haben mußte. Auf der nicht großen, aber von klassischem Ebenmaß gemodelten Figur trug sie einen Kopf von so frappanter Schönheit, von solch verfeinertem Ausdruck, daß man sie auf den ersten Blick für eine Dame, nicht aber für eine Dienerin gehalten hätte. Wer einmal die wunderbare Büste der Musa Petronia auf ihrem Sarkophag im Museum der Villa Borghese in Rom gesehen hat — freilich wird sie von den meisten übersehen — der kann sich Rosalba Orlandi, ins Leben übersetzt, vorstellen und sich einen Begriff von ihrer ganz unkonventionellen, undisputierbaren Schönheit machen, die nichts Kaltes, in der Schönheitslinie Erstarrtes hatte, sondern lebendig war, exquisit in Form und Linien, exquisit in der durchsichtigen, gelblichem Alabaster ähnlichen Gesichtsfarbe, den leuchtend roten Lippen, den großen, samtbraunen Augen, den weichen, tiefgewellten Haaren von der Farbe der Blutbuche im Frühlingsschmuck der eben entfalteten Blätter. Sie trug die Haare in der Mitte gescheitelt, mit ihren dicken Wellen hinter den zarten Ohrmuscheln zurückgestrichen und am Hinterkopf in einen griechischen Knoten geschürzt — eine Tracht, die ihre klassische Schönheit noch augenfälliger machte als es die heutige, moderne vermocht hätte. Und dieses lebend gewordene Marmorbild trug ein einfaches Kleid von blau-weiß gestreiftem Baumwollstoff, einen weißen Kragen und Manschetten und Schürze wie jede Kammerzofe, ein Kostüm, das an ihr wie eine Verkleidung für die Liebhaberbühne aussah.

Die Verbeugung aber, die sie Ave machte, drückte weder Unterwürfigkeit noch das Gegenteil aus; es war kein Soubrettenknicks, sondern die Begrüßung einer Gleichgestellten.

Ave war sich's bewußt, daß sie das Mädchen länger ansah, als sich vielleicht mit ihrer Stellung ihr gegenüber vertrug. Sie sah es nicht, daß Scholastika Müller ihre Unterlippe vorschob, aber sie hörte sie ziemlich deutlich: „Donnerwetter, wo kommt denn die her?“ murmeln. Sie fühlte, daß sie rot wurde, weil dieselbe Frage auch ihr durch den Kopf gegangen war, und schnell wandte sie sich nach dem Majordomo um.

„Ihre Tochter sieht Ihnen wenig ähnlich, Orlandi,“ sagte sie eigentümlich beklommen. „Sie gleicht wohl mehr ihrer Mutter?“

„Altezza zu dienen,“ erwiderte der Majordomo zustimmend, aber ohne Wärme. „Meine Frau ist schon seit fünfzehn Jahren tot und —“

„Oh — Sie sind Witwer! Und Sie haben Ihre Kinder hier, in Rocca del Serpe, erzogen?“

„Den Tonio — ja, Altezza. Die Rosalba — was hätte ich mit einem Mädchen hier anfangen sollen? Die selige Frau Fürstin nahm sich des Kindes an, sie wollte ihm den Weg öffnen zu einer besseren Existenz, als Erzieherin oder Gesellschafterin, und gab sie zu den Damen von Sacro Cuore auf Trinità de' Monti in Rom zur Erziehung.“

Nun begriff Ave. Wenn Rosalba Orlandi im Kloster auf Trinità de' Monti erzogen worden war, dann hatte sie nicht nur etwas gelernt, sondern war eine Dame geworden. Hätte Alessio Orlandi mit seinem Kinde an diesem exklusiven Institut angeklopft, so wäre er jedenfalls abgewiesen worden, aber da die Principessa Rocca de' Serpi, Nelios Mutter, sie brachte, so hatte man eine „Ausnahme“ gemacht. Ave wußte, daß man diese Ausnahmen, selten wie sie waren, die Ausgenommenen nicht fühlen ließ — sie wurden wie die Töchter der einheimischen und ausländischen Magnaten

erzogen, solange sie dem Pensionat und dann noch der Selekta angehörten, in die freilich nur die Befähigtsten kommen oder die, welche ein Staatsexamen ablegen wollten. Beide Schwestern Nelios hatten es getan, nicht um das Erlernte praktisch zu verwerten, sondern aus dem Drange nach einer höheren Bildung, wie er manche der „großen" italienischen Damen auszeichnet und nicht ungewöhnlich ist.

„Nun," bemerkte Ave, den Blick auf die Tochter des Kastellans heftend, „meine Schwägerinnen sind auch dort erzogen worden. — Aber Sie sind wohl jedenfalls jünger, Signorina?" fügte sie höflich hinzu, denn sie hätte es nicht über sich gebracht, das Mädchen mit dem Vornamen anzureden.

„Ich war mit Donna Lucia Domiziani in der Selekta zusammen," erwiderte Rosalba mit wohlmodulierter, gebildeter Stimme, in der ein Unterton unterlief, der Ave stutzen ließ. Donna Lucia war jetzt die Herzogin von San Gennaio und hatte sich besonders an ihres Bruders Frau angeschlossen.

„Wie sonderbar, daß sie mir nie von Ihnen gesprochen hat!" rief Ave. „Sie scheinen Ihre erworbenen Kenntnisse nicht auswärts verwertet zu haben?"

„Ich war ein Jahr lang Vorleserin bei der verstorbenen Frau Fürstin," antwortete Rosalba mit demselben Unterton ihres klangvollen Organs.

Ave stand einen Augenblick starr — — warum hatten ihr Nelio und Donna Lucrezia nichts davon erzählt?

„Nun, Signorina," sagte sie dann freundlich, „es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir Ihre Dienste anbieten, aber ich werde sie natürlich nicht annehmen. Es ist die Erziehung, die den Menschen macht, nicht die Geburt, und es würde mich beschämen und erniedrigen,

mich von einer — einer Dame bedienen zu lassen, die mit mir auf der gleichen Bildungsstufe steht.“

Über Rosalba Orlandis alabasterbleiches Gesicht flog eine Röte wie die einer Damaszenerrose. „Ich danke Ihnen — Altezza,“ erwiderte sie mit einem Anstand, der etwas Königliches hatte.

Doch ehe sie fortfahren konnte, fiel Orlandi hastig ein. „Der Herr Principe haben es so befohlen,“ rief er mit einer Handbewegung, die etwas Endgültiges hatte.

„Dann hat mein Gatte jedenfalls gemeint, daß die Signorina mir Gesellschaft leisten soll,“ sagte Ave taktvoll, trotzdem sie sich erinnerte, daß Nelio ihr die Tochter des Kastellans wirklich als „Cameriera“ bezeichnet hatte. „Das ist natürlich etwas anderes, und ich nehme es gern an. Es wird ja wohl ein Mädchen hier sein, das mich bedienen kann.“

„Es wird sich finden,“ nahm Orlandi wieder das Wort. „Einstweilen steht Rosalba der Frau Principessa zur Verfügung.“

Ave wußte nicht recht, was sie sagen sollte — sie war mehr als peinlich berührt, denn diese Seite der italienischen Höflichkeit war ihr noch nie begegnet.

Ihr Taktgefühl half ihr wieder. Sie reichte Rosalba die Hand und sagte freundlich: „Vielen Dank für Ihren guten Willen, Signorina — ich werde ihn auf keine harte Probe stellen, denn ich weiß mir ganz gut selbst zu helfen — meine Freundin, Fräulein Müller, und ich, werden uns gegenseitig aushelfen, bis eine passende Kraft da ist, was ja wohl baldmöglichst der Fall sein wird. — Ich möchte nun meine Zimmer sehen.“

Rosalba hatte die ihr gereichte Hand zögernd ergriffen und ihre eigene wohlgepflegte, kleine Hand dann leicht hineingelegt, ohne sich zum Handkuß zu bücken, wie es wohl vielleicht üblich gewesen wäre

für die Tochter des Kastellans, deren Vater in Frack und Eskarpins, deren Bruder in der Livree der Domiziani danebenstand. Sie machte nicht einmal eine Verbeugung, aber die tiefe Röte der Damaszenerrose überzog wieder ihr schönes, ernstes Gesicht, und in ihren wundervollen Augen erschien ein dunkles Licht.

Scholastika sah dies Licht und wunderte sich darüber.

Orlandi ging den Weg voran durch die Halle zu der breiten, aber steilen, ganz eigenartigen Treppe, die über die gotische Loggia in das obere Stockwerk führte. Dort angelangt, hatten sie einen sehr großen Saal, gleichfalls freskengeschmückt, zu durchkreuzen, von dem Orlandi erläuterte, daß er der Sala della Giusticia wäre, in dem die Domiziani als Fürsten von Rocca de' Serpi zu Gericht säßen über ihre Untertanen.

„Gesessen sind," verbesserte Scholastika trocken.

Orlandi hustete. „Ganz recht, Signorina," sagte er. „Seit das Haus mediatisiert ist, gehen die öffentlichen Rechtsfälle natürlich an die Regierung."

„Aha!" machte Scholastika, und vor Aves Augen tauchte die Brauttruhe der Medici im Palazzo Domiziani auf, deren Inhalt den Beweis geliefert, daß vor hundert Jahren noch die Fürsten von Rocca de' Serpi ihre Jurisdiktion in den inneren Angelegenheiten ihres Hauses nicht aufgegeben hatten. Hier in der Sala della Giusticia stand noch der thronartige Stuhl des obersten Gerichtsherrn, die Taburette für die Schöffen, die Schranke für die Angeklagten, und ein kleines Pförtchen führte in die kleine Kammer, wo die „peinliche Frage" zur Anwendung kam und die Verurteilten ihren letzten Seufzer aushauchten.

Diese Kammer mit ihren sonderbaren Apparaten, dem Block und dem Balken für die niederen „Sub-

jekte", die Orlandi sonst den Fremden mit besonderem Vergnügen zu zeigen pflegte, überging er heute und führte die Principessa weiter durch den anstoßenden Saal mit den Familienporträten, deren Mehrzahl von Meisterhänden gemalt war, in die reich und glänzend eingerichtete Zimmerreihe, die er als das Appartamento der Principessa vorstellte, bis er in dem Schlafzimmer mit dem monumentalen Bett aus dem Cinquecento halt machte und seinem Sohne das Zeichen gab, die mitgebrachte Reisetasche abzustellen.

„Hier haben die Fürstinnen von Rocca de' Serpi immer geschlafen, gewohnt und Hof gehalten," sagte er mit einer Verbeugung. „Wenn es der Signorina gefällig ist, führe ich sie sogleich auch in ihre Zimmer."

„Ich hoffe, sie liegen neben den meinen," bemerkte Ave rasch.

„Nicht ganz, Altezza," erwiderte Orlandi mit leichter Verlegenheit. „Der Herr Principe befahlen, der Signorina drüben im alten Kastell, wo die Gäste in — in früheren Zeiten logierten, zwei Zimmer zu richten —"

„Ist das weit von hier?" unterbrach ihn die Principessa.

„Es ist natürlich von hier etwas abgelegen, Altezza, in dem von diesem abgetrennten, aber durch einen gedeckten Gang verbundenen Bau im Westen —"

„Davon kann keine Rede sein," fiel Ave entschieden ein. „Ich wünsche die Signorina in meiner unmittelbaren Nähe zu haben. Es wird ja wohl nebenan noch Raum vorhanden sein."

Orlandi hustete verlegen. „Es liegt noch ein Salon neben dem Badezimmer von Altezza, das in dem Kabinett neben dem Schlafzimmer hier eingerichtet wurde, indessen —"

„Bitte, zeigen Sie mir diesen Salon!“

Der Ton, in dem Ave es sagte, duldete keinen Widerspruch, und zögernd zeigte Orlandi den Weg, der tatsächlich durch den Baderaum in ein großes, mit schönen Empiremöbeln eingerichtetes, etwas kahles Zimmer führte.

„Das wäre ja ein sehr passender Raum,“ meinte Ave erleichtert. „Groß, luftig, mit schöner Aussicht — also lassen Sie, bitte, gleich ein Bett und eine Toilette in jene tiefe Nische dort stellen, Orlandi, und einen Garderobenschrank, und — ah, ich sehe, es sind Wandschränke vorhanden. Desto besser. — Nicht wahr, Schums, es ist dir doch recht so?“

„Verzeihung, Altezza,“ nahm Orlandi das Wort. „Ich habe meine Befehle von dem Herrn Principe erhalten und weiß wirklich nicht —“

„Ob ich die Principessa bin?“ fiel Ave scharf ein. „Sie haben allerdings nur mein Wort dafür, da ich ja zum ersten Male hierher komme, aber der Chauffeur kennt mich und kann Ihnen sagen, wer ich bin. Also dieses Zimmer wird für die Signorina heute noch eingerichtet. Ich werde sie inzwischen bitten, sich meiner Toilette zu bedienen, da ich der alten Dame nicht zumuten kann und will, in einem abgelegenen Teil dieses großen Schlosses allein und abgetrennt von dem bewohnten Bau hin und her zu gehen.“

Orlandi verbeugte sich tief. „Zu Befehl, Altezza. Ich werde sofort an den Herrn Principe telephonieren, um ihm die Wünsche der Frau Principessa vorzulegen und um die Erlaubnis zu bitten, die mir erteilten Befehle entsprechend abzuändern. Vorausgesetzt also, daß der Herr Principe anwesend sind, können dann sicher heute noch die erforderlichen Sachen in dieses Zimmer geschafft werden, und —“

„Lieber Orlandi, Sie scheinen meine und Ihre Stellung gründlich mißzuverstehen,“ unterbrach Ave den Majordomo kalt und war jetzt jeden Zoll die Herrin. „Es dürfte denn doch nicht schicklich für mich sein, die Zulässigkeit meiner Befehle durch das Telephon zwischen dem Verwalter und dem Herrn dieses Hauses zu diskutieren. Um Sie aber ganz darüber zu beruhigen, werde ich selbst mit dem Principe sprechen. Wo ist das Telephon?“

„Unten in meinem Zimmer, Altezza,“ stotterte Orlandi aufgeregt. „Aber —“

„Sie werden gleich morgen die Anbringung eines Apparates in meinem Arbeitszimmer anordnen. Es soll ohne Verzug ein Arbeiter von Rom dazu bestellt werden, damit ich nicht nötig habe, Sie zu belästigen, wenn ich mit meinen Verwandten spreche oder mir irgend etwas bestellen will. — Schums, lege dich inzwischen in meinem Schlafzimmer auf das Sofa — ja? Ich komme gleich wieder zu dir. — Gehen Sie voraus, Orlandi, und zeigen Sie mir den Weg.“

Der Majordomo gehorchte stumm, aber finster und nicht ohne Unbehagen, denn er kannte seinen Herrn und wußte mehr von ihm als — als diese „Fremde“, die ihm den Boden schon in der ersten Stunde heißer gemacht, als er vertragen zu können glaubte. Er hätte ihr sicher noch mehr Widerstand geleistet, als es passend gewesen wäre, denn — denn er wußte ja so viel. Aber was war zu tun? Noch war sie die Principessa.

Es war eine kleine Reise bis zu der Wohnung des Kastellans, aber der zu durchmessende Raum gab Ave Zeit, sich zu sammeln und ihre Ruhe, die stark ins Wanken geraten war, wiederzufinden. Sie war ganz gelassen, ganz Herrin über sich selbst, als sie vor dem

Apparat stand, selbst die Verbindung herstellen ließ und die Hörmuschel an das Ohr führte.

„Hier Rocca del Serpe — bist du es, Nelio? Ah, sehr gut. — Ja, ich bin es, Ave. — Ja, ich bin gut hier angelangt. Es handelt sich nur um eine Bagatelle. Orlandi sagt, auf deinen Befehl wäre Fräulein Müller im alten Kastell einlogiert worden. Das geht natürlich nicht, da es zu weit ab von meiner Wohnung ist und sie dort ganz einsam wäre. Ich habe Befehl gegeben, ihr das Zimmer neben meinem Badekabinett herzurichten, Orlandi scheint aber Zweifel über meine Kompetenz dazu zu hegen, deshalb bitte ich dich, ihn darüber aufzuklären, ehe ich meine Koffer hier auspacke. Er steht hier am Telephon. Guten Abend!"

Ave reichte dem Kastellan die Hörmuschel und trat einen halben Schritt zurück, so daß auch sie noch hören konnte, was der Principe sagte.

„Bist du da, Orlandi? Was hast du denn da wieder einmal für eine Konfusion angerichtet? Befehl? Natürlich habe ich einmal befohlen: Gäste wohnen immer im alten Kastell. Alter Esel, der du bist, konntest du dir nicht gleich sagen, daß die alte Dame dort nicht mutterseelenallein wohnen kann! Als ob ich dazu verpflichtet wäre, an alles zu denken! Natürlich werden die Befehle der Principessa so ausgeführt, als ob ich sie gegeben hätte. Wenn sich's um nichts Wichtigeres handelt, brauchst du auch nicht erst darüber zu berichten. Du hast dich nur an meine Instruktionen zu halten — verstanden? — Sonst noch etwas? — Oh, die Principessa wünscht ein Telephon in ihrem Appartamento? Du kannst es heute noch bestellen — die Geschäfte sind ja alle noch offen. Keine Opposition der Principessa gegenüber. Und lasse den Apparat so mit diesem hier verbinden, daß es bei dir anläutet, wenn sie sprechen

will, und du ihre Worte hören kannst. Umgehenden Bericht an mich, sobald dir dabei etwas auffällt. Verstanden? Schluß!“

Ave hatte nur das für sie Wesentliche von der Erwiderung des Principe verstanden, also die ersten Sätze, die deutlich ihr Ohr erreichten. Das übrige wurde wesentlich gedämpfter und in dem römischen Dialekt gesprochen, den sie nicht beherrschte, so daß es nur wie ein Surren klang, aus dem sie nichts mehr unterscheiden konnte. Nur die Frage: „Noch etwas?“ trat daraus hervor, und Orlandi stotterte ihren Wunsch nach einem eigenen Telephon in den Apparat, worauf die ersten Worte des Principe wiederum verständlich für sie wurden. Daß Nelio im Dialekt sprach, machte sie nicht stutzig — er tat es immer seiner Dienerschaft gegenüber. Sie sah darin nur eine gewollte größere Deutlichkeit und Verständlichkeit seiner Befehle. Überdies war sie zurückgetreten, nachdem sie gehört, was sie hören wollte. Was der Herr seinem Untergebenen sonst noch zu sagen hatte, ging sie nichts an — sie wollte ja nicht horchen, sondern nur hören, und als Orlandi abläutete, fand er sie schon an der Tür stehend.

„Ich finde meinen Weg allein zurück,“ lehnte sie seine Begleitung ab. „Ist elektrisches Licht im Schlosse? Überall? — Es wird durch eigenen Motor erzeugt? Ja, wer bedient denn diesen? — Tonio hat es eigens in Rom erlernt? Nun, dann hat er ja Arbeit genug hier!“

Und so kam es, daß Scholastika Müller sich etwas verspätet, aber immerhin noch früh genug in Aves unmittelbarer Nähe in einem prachtvollen Empirebett ausstrecken konnte, in dem sie zwar durchaus stilgerecht, aber „wie die Katze auf der Mauer“, nämlich so hart lag, wie das die Lagerstätten jener Epoche an sich hatten.

Während sie noch nach der richtigen „Kule“ suchte, die ihr eine größere Bequemlichkeit gewährleisten sollte, und sich dabei gelobte, morgen auf einer Sprungfedermatratze oder auf einer zwar den „Stil“ verschandelnden, aber bequemeren Bettstelle zu bestehen, kam Ave noch zu ihr herein, um ihr noch einmal gründlich „gute Nacht“ zu sagen und sich wie gewöhnlich über ihre Nachthaube zu amüsieren.

Das hatte sie schon lange, lange nicht mehr getan, und darum freute es Scholastika, trotzdem sie sonst Bemerkungen über ihre Nachthaube stark und drastisch beanstandete.

„Hör mal, Schums,“ begann Ave, indem sie sich auf die Bettstelle setzte, nachdem die Nachthaube erledigt war. „Ich möchte gern wissen, was du über diese Tochter des Kastellans denkst.“

„Über die? Dazu kenne ich sie noch nicht genügend,“ erwiderte Scholastika. „Aber ich denke mir, es ist eine unverantwortliche Gedankenlosigkeit, die hart ans moralische Verbrechen streift, ein solches Mädel, das Kind des eigenen Dieners, auf gleichem Fuß mit den eigenen Töchtern erziehen zu lassen und sie aus ihrer Sphäre herauszureißen, um sie dann wieder hineinzustoßen. Das Mädel muß sich ja kreuzunglücklich hier fühlen!“

„Warum bleibt sie hier, wenn sie doch eigens dazu erzogen wurde, sich einen anderen Lebenskreis suchen zu können?“ fragte Ave sinnend.

„Ja, warum? Frage sie. Vielleicht will sie ihren Vater nicht verlassen, der aber doch anscheinend gar nicht hilfsbedürftig ist und außerdem noch seinen Lümmel von Sohn bei sich haben darf.“

„Ich begreife Nelio nicht, daß er dem Mädchen zumuten konnte, Kammerjungfer bei mir zu spielen,

nachdem sie Vorleserin bei seiner Mutter war,“ sagte Ave nach einer Pause. „Das ist einfach eine Grausamkeit gegen das arme Geschöpf. Aber anderseits — könnte ich sie an meiner Tafel sitzen und von ihrem Vater und Bruder bedienen lassen? Das wäre ja eine unmögliche Ungeheuerlichkeit. Wenn sie nun schon einmal hier und in dieser Zwitterstellung war, so hätte Nelio sie einfach ignorieren sollen. Das Schloß ist doch wahrhaftig groß genug, zehn Haushalte zu beherbergen, ohne daß die Mitglieder einander zu begegnen brauchen. Oder hat Nelio einen besonderen Zweck dabei? Er pflegt ja ziellos nicht zu handeln, namentlich, wenn er Zeit hat zum Überlegen.“

Scholastika sah Ave an, und letztere wußte, daß sie sich also schon dasselbe gefragt hatte.

Sie beugte sich tief über die alte Freundin und flüsterte ihr ins Ohr: „Du meinst, Orlandis Tochter ist damit beauftragt, mich unter dem Titel einer Cameriera zu — zu überwachen? Mich auszuspionieren?“

Scholastika antwortete nicht gleich. Dann sagte sie ebenso leise: „Liebste, daß er dich nicht ohne Kontrolle über dein Tun und Lassen ziehen lassen würde, hättest du dir eigentlich schon selber sagen müssen. Ob aber gerade dies Mädchen damit beauftragt ist, muß die nächste Zukunft entscheiden: wird dir auf deinen Wunsch eine andere Cameriera gestellt, so kann die Tochter des Kastellans in gewissem Maße auszuschalten sein. Bleibt sie, dann sei doppelt vorsichtig. Nicht in deinem Tun, denn das kann alle Welt sehen, aber in deinen Äußerungen — ihr und dem Alten gegenüber und vor ihren Ohren. Vielleicht haben die Wände auch welche. Ich werde mich damit beschäftigen, das festzustellen. Wenn ich mich morgen überhaupt noch rühren kann nach einer Nacht auf dieser Folter-

bank von einer Matratze. Dem Gefühl nach ist sie mit Billardkugeln gestopft."

„Armer Schums!" sagte Ave bedauernd. „Komm, ich führe dich in mein Bett — es ist breit genug für vier Schumse!"

Aber Scholastika wollte nicht. Ihr Bett und ihr Zimmer waren ihre Burg — sie schimpfte, aber sie lag lieber hart in ihren vier Pfählen als Alleinherrscherin denn auf einer Sprungfedermatratze als ein Gast und als solcher unfrei.

Es gibt viele, die das nicht begreifen. Ich stehe auf Scholastikas Standpunkt und lasse sie daher, unbekümmert darum, ob man mir Gefühllosigkeit gegen die alte Dame vorwirft, auf ihrer schlechten Matratze liegen, auf der sie, weniger wegen deren Härte als aus anderen Gründen, lange nicht zur Ruhe kam, nachdem Ave auf ihrem monumentalen Lager endlich den Schlaf der Jugend gefunden hatte.

In früher Morgenstunde fuhr die Principessa aus ihrem leichten Schlummer so jäh empor, daß sie ohne das übliche Übergangsstadium des Dämmerungszustandes des Geistes sofort wach wurde und im Bette aufsaß mit dem vollen Bewußtsein, daß dieser Tag ein Wendepunkt in ihrem Leben bedeuten würde.

Wenn man vorher weiß, daß der Tag, an dem man erwacht, einen solchen Wendepunkt bringen wird, so pflegt dieses Bewußtsein naturgemäß den Schleier zwischen Wachen und Schlafen schneller zu heben oder zu zerreißen, als wenn man dem kommenden Tage, von dem wir noch nicht wissen, was er bringen wird, ahnungslos entgegenlebt. Die Seele des Menschen aber gleicht nach des Dichters schönem und wahrem Worte nicht nur „dem Wasser und dem Wind", sondern auch der hochgespannten Saite eines

seltenen Instrumentes, die, von der Hand ihres Meisters berührt, zu jenem seltenen leisen, leisen Klingen gebracht wird, dem man versucht hat, den Namen „Unterbewußtsein“ zu geben.

Es hat dieses Klingen der Seele nichts gemein mit jenem unerklärlicheren Empfinden, das man „Ahnung“ nennt; sie ist die abstrakte, jenes die konkrete Seite der Regungen unserer Seele, von denen wohl ein jeder eine Probe erzählen könnte, wenn er sonst wollte. Ahnungen sind die Schatten kommender Ereignisse, vorausgeworfen durch das dahinterstehende Licht auf unserem Lebensweg; im Unterbewußtsein steht das Licht vor den Schatten: sie sind da; es ist vorhanden, physisch oder moralisch greifbar, was uns nahe angeht, wesentlich für uns geworden ist oder werden soll und kann.

Ein solches Unterbewußtsein war es, das Ave Domiziani an ihrem ersten Morgen auf Castello Rocca del Serpe zu einem jähen und vollständigen Erwachen brachte. Ihr Kopf war so klar, als hätte er nicht eben noch geschlummert; kein Abwerfen des Halbschlafes war nötig, sie wachte mit dem vollen Bewußtsein, wo sie war, und warum sie sich in dem fremden Zimmer befand, mit dem Bewußtsein ihres verfehlten, unglücklichen Lebens — und mit dem Unterbewußtsein, daß heute ein Wendepunkt eintreten würde, daß sie auf der Schwelle vor der noch verschlossenen Tür zu einem neuen Leben stand.

Rasch sprang sie aus dem Bett und trat vor eines der offen gebliebenen Fenster. Die Sonne war schon aufgegangen, aber sie schwebte noch tief über dem Horizont, umgeben von einer Glorie von Purpur und Gold, welche die Wölkchen, die sich darüber kräuselten, zu einem schimmernden Baldachin verwandelten, unter

dem sie, die Tageskönigin, auf ihrem Herrscherthrone saß. Das weite Tal, in dem als Monolith die Rocca del Serpe aufstieg, war im Osten wie im Westen offen, es empfing den Morgengruß und den Nachtkuß der Sonne, aber nur einen flüchtigen Mittagsbesuch, nicht stark und nachdrücklich genug, die hereinlangenden Arme, die Ausläufer der Sümpfe, zu besiegen.

Hier oben auf dem Berge freilich war die Luft kräftig und gesund — die Sumpfnebel konnten nicht bis herauf an die Felsen, die gerade hier fast senkrecht abfielen.

Eine ungeheure Lust, ins Tal hinabzusteigen, allein zu sein, ergriff Ave. Warum sollte sie diesem Verlangen nicht nachgeben, wer sollte sie hindern? In Rom war sie eingeengt in den engen Mauern der Konvenienz, in der Villeggiatur war ein wohlgepflegter Park die ihrem Range entsprechende Promenade, weit, groß, aber — eingezäunt. Aber hier, vom Berge herabsteigend, war ein an zwei Seiten offenes, grünes Tal, in dem sie entweder dem ewigen Rom oder dem ewigen Meer entgegenwandeln konnte, ungehindert, ungefragt, so weit ihre Füße sie tragen wollten. Und eine frische Morgenbrise blies einen Hauch von Freiheit durch das Fenster auf ihr junges, schönes Gesicht, färbte ihr die blassen Wangen wie mit einem Abglanz der Morgenröte und schien ihr zuzuflüstern: „Ave! Ave! Sei gegrüßt! Sei gegrüßt!“

„Ja,“ flüsterte sie zurück, „ich komme, ich komme!“ Gerade, als ob sie gerufen worden wäre.

Schnell zog sie sich an, denn sie war trotz Reichtum und Rang keine jener Gliederpuppen geworden, die sich bekleiden lassen müssen, weil sie's selbst nicht tun können, es nie gelernt oder wieder verlernt haben. In Ave lebte das starke, selbstbewußte Unabhängig-

keitsgefühl ihres Vaters, der daraus das geschaffen hatte, was ihn in die vorderste Reihe gebracht. Sozusagen „von hinten und von vorn“ bedient, konnte sie trotzdem ohne fremde Hilfe auskommen und fertig werden und liebte, es zu üben — statt zu erschlaffen in dem Luxus ständig um sie beschäftigter Sklavenhände, fühlte sie sich angeregt, alle diese Dienste selbst zu verrichten.

„Plebejerblut, aber reinrassig und nachahmungswert,“ hatte Donna Lucrezia manchmal gedacht, wenn sie die Fürstin Rocca de' Serpi zugreifen sah, wo andere der Dienerschaft geschellt hätten. „Mit dieser Kraft in sich wird sie nie dem Leide erliegen, sondern mit ihm kämpfen, bis es sie gesegnet hat — vorausgesetzt, daß es sie nicht meuchlings überfällt und niederschlägt, ehe sie sich zur Wehr setzen kann.“

Also Ave wurde allein fertig, wo eine andere mit ihrer Kammerjungfer die doppelte Zeit gebraucht hätte. Ein kurzer, weißwollener Promenaderock mit Jacke, der obenauf in dem ersten Koffer lag, den sie aufschloß, wurde übergeworfen; den Hut verschmähend — für wen hätte sie hier auch einen Pariser Hut aufsetzen sollen! — nahm sie einen Schirm mit kräftigem Griff, warf durch die beiden offenen Türen des Badezimmers einen Blick auf das schöne Empirebett, wo zwischen zwei hochstehenden Kopfkissenzipfeln Scholastika Müller, fest eingemummelt in ihre Bettdecke, den Schlaf des Gerechten schnarchte, und verließ, ihrem Ortssinn vertrauend, ihr glänzendes, umfangreiches Appartamento, fand auch die eigenartige Treppe wieder, die sie gestern heraufgestiegen war, und kreuzte den schönen, stattlichen Innenhof mit der Zisterne, wo sie in dem großen, gestern zu ihrem Empfange weit geöffneten Portal jetzt nur einen Tür-

ausschnitt davon offen stehen sah, vor dem Tonio Orlandi mit vorgebundener blauer Schürze die Plattform oberhalb der Treppe abkehrte und dazu schmelzend sang: „Mariannina, anima mia!“ Der Besen fiel ihm vor Erstaunen aus der Hand, und die Mariannina erstarb in seiner Kehle, als die Principessa plötzlich vor ihm stand — jung, schlank, blond und schön. Tonio fand, daß sie ganz und gar nach seinem Geschmacke war, die Principessa. Was war die Mariannina gegen sie? Selbst in Rom, als er dort die Elektrotechnik erlernte, hatte er nie so etwas gesehen, trotzdem er doch im Theater vom obersten Range herab die großen Damen Roms bewundert hatte.

„Guten Morgen! Können Sie mir sagen, ob man auf einem anderen Wege als durch das Dorf ins Tal gelangen kann?“ redete Ave ihn freundlich an.

„Zu Befehl, Altezza!“ stotterte er rot werdend wie ein junges Mädchen. „Unten an der Treppe links geht ein Fußweg am Speco del Serpe vorbei zu den Capucini.“

„Danke schön!“ Ave nickte lächelnd und begann die Felsentreppe nach der unteren Plattform, der „Piazzetta“, abzusteigen. Dieses Lächeln der Freundlichkeit war einer ihrer größten Reize, es hatte ihr schon manches Herz gewonnen, und heute schaffte es ihr einen Bundesgenossen.

Tonio Orlandi war nichts weniger als ein Licht; er begriff langsam und schwer und ließ lieber andere für sich denken, aber wenn ihm wirklich einmal ein selbständiger Gedanke kam, dann hätten zehn Elefanten ihn nicht von der Stelle gebracht. Was er bisher über die Principessa reden gehört, hatte ihn nicht interessiert, den Seinigen war er viel zu dumm, als daß sie ihm eine Rolle für die Zeit ihres Residierens auf Castello del Serpe angewiesen hätten, eine Rolle natür-

lich, die er unter seiner Livree zu spielen gehabt hätte. Gestern abend im Autokostüm hatte sie keinen Eindruck auf ihn gemacht, und beim Servieren hatte er gerade aufzupassen, daß ihm die Schüsseln nicht aus den Händen rutschten, da war keine Zeit, sich die Leute anzusehen. Aber jetzt, mit der vollen Morgensonne auf Antlitz und Gestalt — per Bacco! Da ging Tonio ein Licht auf, das auszublasen Boreas selbst nicht imstande gewesen wäre.

Natürlich wußte er mit den „Familienangelegenheiten“ auf Rocca del Serpe Bescheid, aber sie hatten ihn nicht weiter berührt. Es ging eben in der Welt so zu, und es lohnte nicht, darüber nachzudenken. Die Principi von Rocca de' Serpi hatten das Recht, zu tun, was sie wollten, daran hatten auch die in Rom überall herumspukenden Ideen in Tonios dickem Schädel nicht zu rütteln vermocht. Das war alles ganz gut und schön für die übrige Welt, für Rocca del Serpe hatte das aber keine Gültigkeit — in seinen Augen. In seiner Familie wurde von der Principessa, die nie hierher kam, was ja begreiflich war, in einem eigentümlichen, geringschätzigen Tone gesprochen, was vom Orlandischen Standpunkt gleichfalls gerechtfertigt schien. Es hatte Tonio daher nicht aufgeregt, zu hören, daß sie hierher kam, wie zum Beispiel seinen Vater und am meisten die Rosalba, seine Schwester. Mochte sie doch kommen! Was ging's ihn an?

Jetzt aber, seitdem sie ihn angelächelt, ging ihm die Erleuchtung auf, durch die er plötzlich sah, was man der Principessa antat, und daß sie ja gar nichts dafür konnte. Und sein Gesicht brannte wieder, aber diesmal nicht vor Verlegenheit, sondern vor Mitleid mit der weißen Gestalt, die die Felsentreppe hinabschritt und ihn angelächelt hatte.

Und da wurde er ihr Bundesgenosse in dem unklaren Gefühl, daß er damit etwas gutmachen mußte. Weil sie doch gar nichts dafür konnte. Darüber war Tonio nun im reinen, und wenn sein langsamer Kopf sich erst dazu durchgearbeitet hatte, da war nichts mehr dagegen zu wollen.

Ave fand den Fußweg leicht genug. Er war schmal, meist aus dem kahlen, schroffen Felsen ausgesprengt, mit einer gemauerten Brustwehr versehen, und an den steilsten Stellen waren Stufen gehauen. So kürzte er den Weg ins Tal gen Osten wesentlich ab und mündete unten in ein kleines Wäldchen von Ilex und Lorbeer, das aber nicht dicht genug bestanden war, um den Eingang zu einer Höhle im Fels zu verdecken, dem offenbar künstliche Nachhilfe seine jetzige Form gegeben; ein Stück von einem gerieften, marmornen Säulenschaft daneben, ein anderer zehn Schritte weiter legten ein stummes und doch so beredtes Zeugnis dafür ab, daß sich in alten Zeiten hier ein Bau erhoben hatte, ein Tempel oder ein Palast eines vornehmen Römers, der hier die Sommermonate zubrachte. Ave erinnerte sich, daß am Fuße der Rocca del Serpe ein Tempel gestanden, aus dem einige Büsten und das Fragment einer Junostatue im Palazzo Domiziani verwahrt wurden. Hatte Tonio nicht droben gesagt, daß der Weg zum Speco del Serpe, der Schlangen- oder Drachenhöhle, führe, deren prähistorischer Bewohner als Wappentier im Schilde der Domiziani unsterblich geworden war in der Geschichte Roms? Zweifellos war diese Felsenhöhle der „Speco“ des Ungeheuers, das dem ganzen Berg, dann dem Kastell und schließlich dem Haupt des Hauses Domiziani den mit dem Fürstentum und Titel verbundenen Namen „de' Serpi“ gegeben hatte. Es wurde

angenommen, daß es zu den Sauriern, den Drachen der Vorzeit gehört, wenn schon die ältesten Darstellungen des Wappens auf Siegeln und Münzen nicht die übliche geflügelte Riesenechse, sondern einen sich ringelnden Schlangenleib darstellten. Rocca del Serpe — Schlangenfels hieß die Felsenkuppe mit der Höhle seit Menschengedenken; aber die ältesten Überlieferungen, Legenden und Schriften rechneten die in Höhlen nistenden Drachen zu den „Würmern“, den Schlangen.

Ave zögerte eine Weile. Sie hatte eigentlich Lust, einen Blick in die Höhle zu werfen — doch vielleicht war es noch feuchter darin als in dem hohen Gras, durch das sie hätte schreiten müssen. Und in dem Gras raschelte es — nicht wie von Feldmäusen, nein, ein rhythmisches Rascheln, wie wenn etwas Schweres über festen Boden geschleift wird. Ave horchte darauf. Sie konnte sich gar nicht erklären, was dieses merkwürdige Geräusch in dem Grase verursachen konnte, das sich wellenförmig bewegte.

Sie bog sich vor, um besser zu sehen, und hob eben den Schirm, um damit in das Gras zu fühlen und — wich im nächsten Augenblick mit einem Schrei des Entsetzens zurück, denn dicht vor ihr raschelte über den schmalen Weg eine Schlange von einer Größe, wie sie sie bisher nur in zoologischen Gärten gesehen. Zischend erhob das Tier den flachen, schrecklichen Kopf gegen sie.

In diesem Augenblick fühlte Ave sich von einer harten Hand zurückgezogen, ein braunbekleideter Arm mit einem keulenartigen Knüppel bewaffnet streckte sich aus und traf das Genick der Schlange mit solcher Wucht und Sicherheit, daß der sofortige Tod des Reptils eintrat. Der zum Laufe wellenförmig sich windende Leib von der Dicke eines Mannesarmes zuckte, bäumte sich auf und lag dann still.

„So, da hätten wir dich endlich zur Strecke gebracht!“ sagte heiter der glückliche Jäger mit einem wahren Sarastrobaß. „Haben Sie Angst gehabt, Signorina? Nun, ein Wunder wär's nicht. Aber die Sorte ist sonst harmlos genug — nicht giftig, jedoch stark und gefräßig sind sie, diese Serpi della Regina, die Schlangen der Königin.“

Erst während er sie anredete, sah Ave sich den Sprecher an. Es war ein Greis, aber was für einer! Ein Herkules in der braunen, verschossenen und vielfach geflickten Kutte der Kapuziner, mit schneeweißem, langwallendem Barte, einer Hakennase von imposanter Größe, dunklen, blitzenden und doch milden Augen, dichtem, weißem, kurzgeschnittenem Haar, und quer über die hohe, schöne Stirn zog sich eine breite, rote Narbe wie von einem Säbelhieb.

„Natürlich habe ich Angst gehabt, mein Vater,“ erwiderte sie mit einem sehr behaglichen Gefühl der Sicherheit neben diesem Hünengreise. „Wer vermutet denn auch hier solch eine Schlange! Und ich wollte eben ins Gras treten —“

„Ich hätte Sie schon zurückgezogen, meine Tochter,“ erklärte der Mönch beruhigend. „Stand ich doch dicht neben Ihnen, hinter diesem Baum auf der Lauer nach dem Unhold, der sich unsere Kaninchen, unsere Hühner mitsamt den Eiern holt — ich dachte schon, Sie würden mir den Fang verderben und die Schlange vertreiben.“

„Sind noch mehr davon da?“ fragte Ave, sich mißtrauisch umsehend.

„O ja — aber das hier scheint doch der Patriarch der hohen Familie zu sein,“ entgegnete der Mönch, indem er einen Strick aus der Kutte zog, eine Schlinge aus dem einen Ende machte und diese, sie der Schlange

umlegend, hinter dem Kopfe festzog. „Bruder Ruggiero, der sich auf so etwas versteht, kann sie ausstopfen. Dio mio, wenn die Bestie nicht mehr als zwei Meter lang ist! Und uralt, dem großen Kopfe nach! Himmel, das war ein Fang! Und wie der Schlag saß! Den Trick habe ich in Afrika gelernt, Signorina. Dort in der Höhle haben sie ihr Nest — man sollte es ausräuchern und die ganze Brut töten lassen, wenn der Rauch und die Schwefeldämpfe sie heraustreibt. Ich hab's immer gesagt, aber im Volk spukt noch das alte Heidentum, das dieses Ungeziefer göttlich verehrte — man kann dagegen sagen und predigen, was man will. Lassen Sie bei Ihren Spaziergängen diesen Hain lieber unbetreten, Signorina, wenn ich Ihnen den Rat geben darf, und überhaupt meiden Sie besser das Gras und das Gebüsch um die Rocca del Serpe. Die Schlangen sind, wie gesagt, nicht giftig, aber wenn man auf solch ein Exemplar träte, könnte es doch unangenehm werden.“

Während der Kapuziner so sprach, eigentlich mehr für sich, zog er die Schlange hinter sich an dem Strick dem Ausgang des Haines zu, und Ave hielt sich dicht an seiner Seite, unbewußt die Hand auf den Ärmel der groben Kutte legend, von der ein solches Gefühl von Sicherheit und Kraft ausging. Sie war ja selbst groß und schlank wie eine Nordlandstanne, aber der Mönch überragte sie um mehr als Kopfeshöhe wie Hinrich van Bergen, ihr Vater, an den etwas in den zielbewußt blitzenden und doch so milden Augen sie erinnerte, trotz der Verschiedenheit ihrer Farbe.

Nachdem die Bäume hinter ihnen lagen, hielt der Kapuziner seine Schritte an. „Wenn Sie nach dem Dorfe wollen, müssen Sie links abbiegen, meine Tochter,“ sagte er, Ave jetzt scharf musternd. „Sie sehen

dort schon die Landstraße. Ich gehe rechts nach meinem Kloster zurück."

„Einen Augenblick," bat Ave. „Neugierde ist mein Laster nicht, aber ich bin sehr wißbegierig. Sie nannten diese schreckliche Schlange ‚Serpe della Regina'. Wie kommt sie zu diesem Namen?"

„Der ist dieser Gattung vom Kultus der Juno Sospita, magna Regina geblieben," erwiderte der Mönch bereitwillig. „Das Steckenpferd, das ich in meinen Mußestunden tummle, meine Tochter, ist das Studium der antiken heidnischen Kulte. Haben Sie die Statue der Juno Sospita in der Sala Rotonda des Vatikanischen Museums gesehen?"

„Sie schreitet aus mit erhobenem Speer, hinweg über eine große Schlange —"

„Ganz recht. Diese Statue stammt aus dem alten Lanuvium, dem heutigen Civita Lavinia am Rande der Pontinischen Sümpfe, wo einer der wichtigsten Tempel der Juno Sospita, der ‚Erretterin', stand. Dieser hier am Felsen war verhältnismäßig kleiner, aber durch die Höhle dort sehr geeignet zur Unterbringung des Symbols der Götterkönigin, der lebenden Schlange, die in dem von den Chaldäern und Ägyptern ausgehenden Kultus der Alten göttliche Ehren genoß. Sie wissen sicher, daß die Alten sie dem Äskulap, der Minerva und dem Merkur als jeweiliges Symbol der Heilkunde, der Weisheit und der Schlauheit gaben. Die Schlange als Symbol der Juno aber war kein abstraktes: ein lebendes Exemplar von einer bestimmten Art, die ich für die importierte indische Pythonschlange halte, wurde in einem Keller oder einer Höhle hinter dem Tempel der Sospita gehalten, und ihr wurden von den Gläubigen Opfergaben in Gestalt von Tieren — vom Kaninchen bis zum Lamm — und Kostbarkeiten dar-

gebracht. Stand ein Mann im Verdacht der Unehrlichkeit oder eines Verbrechens, ein junges Mädchen in dem der Schuld, so mußten sie sich dem Urteil der Schlange der Königin unterwerfen, die den Schuldigen verschlang oder erdrückte. Es werden nicht viele lebend den Speco del Serpe verlassen haben, die Schlange hätte denn gerade einmal übersatt geschlafen. Diese Menschenopfer des Kults der Juno Sospita dauerte nicht nur bis zum zweiten Jahrhundert vor Christo, wo Älianus seine wohlbekannte Schilderung schrieb, sondern nach Prosper von Aquitanien noch bis ins fünfte Jahrhundert. Die Zerstörung der Tempel hat dann wohl zum Entweichen der Schlangen geführt, nicht aber zu ihrer Vernichtung, denn eine gewisse Art, zu der die hier erlegte gehört, ist in der römischen Campagna nicht selten zu finden — das Volk nennt sie heute noch die ‚Schlangen der Königin‘, und die größten ihrer Art finden sich unterhalb von Civita Lavinia in der Farm von Carroccete. Meiner Meinung nach sind sie der durch das Klima im Laufe der Zeiten degenerierte indische Felsenpython, den man von Indien für den Kultus importiert hatte und der allein von allen Schlangenarten imstande war — und ist — einen Menschen zu verschlingen, wie Älianus es bezeugt. Ein römischer Archäologe*) unserer Tage hat in lange vergessenen Akten des Staatsarchivs die interessante Mitteilung gefunden, daß im Mittelalter der Teil des Aventins, auf dem jetzt die Kirche Santa Sabina steht, Monte del Serpe genannt wurde in Erinnerung an den Tempel der Juno Regina, der dort gestanden, bis das Erdbeben vom Jahre 922 ihn zerstörte, worauf schon im nächsten Jahre Peter der

*) Professor R. Lanciani.

Illyrier die Kirche dort erbaute. — So, meine Tochter, nun habe ich Ihnen ein kleines archäologisches Privatissimum gelesen und will nun meine Beute in mein Kloster bringen. Sie werden Augen machen, meine Brüder! — Sie sind wohl hergekommen, um droben im Kastell Bilder zu kopieren? Diese Frage mag Ihnen beweisen, daß ein armer alter Kapuziner noch neugieriger sein kann als eine junge Dame."

„Mein Vater," erwiderte Ave, ihm die Hand reichend, „ich danke Ihnen vielmals für die interessante Belehrung, und was Ihre Frage betrifft, so brauche ich die Bilder im Kastell nicht zu kopieren, denn ich bin die Fürstin von Rocca de' Serpi."

Der Kapuziner machte eine Bewegung. „Nelios Frau!" rief er überrascht. „Sind Sie schon lange droben, meine Tochter?"

„Seit gestern abend, Reverendissimo. Ich höre, die Kapuziner besorgen den Gottesdienst in der Schloßkapelle —"

„Ganz recht, ganz recht," antwortete er zerstreut und ohne den Blick von ihr zu wenden. „Seit gestern abend also. Ich wollte es nicht glauben, daß Sie herkommen wollten, um hier zu wohnen."

„Weil lange niemand von der Familie mehr hier war? Ach, und Sie, mein Vater — Sie sind der Graf v. Aquafredda — nicht? Tante Lucrezia hat mir von Ihnen erzählt."

Der Mönch strich sich mit der freien, großen, aber wohlgeformten Hand langsam über den weißen Bart. „Sie erinnert sich also noch meiner, die arme Lucrezia?" murmelte er mit verlorenem Blick. „Es ist lange her, daß ich so hieß, meine Tochter," setzte er, in die Gegenwart zurückkehrend, freundlich hinzu, während er seine Hand langsam bis zu der langen, tiefen Säbelhieb-

narbe auf seiner Stirn hob. „Lange, lange. Ein Lied aus alter Zeit. Jetzt heiße ich Pater Benedetto und bin der Guardian des Klosters dort hinten im Tal. Und gehe dabei noch gelegentlich auf die Jagd, wie Sie sehen. Wie kamen Sie dazu, Ihren Wohnsitz auf Rocca del Serpe zu nehmen?“

Ave zögerte einen Augenblick. Aber die Augen des greisen Mönches, die mit dem Ausdruck der Augen ihres Vaters in die ihrigen sahen, flößten ihr Vertrauen ein. „Mein Vater,“ sagte sie leise und traurig, „ich habe die Notwendigkeit, mich von meinem Gatten zu trennen, erkennen müssen. Er wünschte nicht, daß ich in meine Heimat nach Deutschland zurückkehrte, und bot mir eine seiner ländlichen Besitzungen zur Residenz an. Ich habe Rocca del Serpe gewählt, weil es in der Einsamkeit liegt, die ja so viele Wunden schon geheilt haben soll.“

„Und Nelio hat nichts dagegen eingewendet, daß Sie gerade Rocca del Serpe wählten?“ forschte der Guardian.

„Nein. Er —“ Ave fiel die schriftliche Erklärung ein, die der Principe von ihr gefordert und erhalten hatte. Sie stockte und fragte dann geradeheraus: „Warum fragen Sie?“

Pater Benedetto senkte den Kopf und antwortete nicht gleich. „Verzeihen Sie, meine Tochter,“ sagte er dann, „es war eine indiskrete Frage, die mir selbst nur den Beweis liefert, daß ich die Domiziani lange noch nicht so zu kennen scheine, wie ich's mir bisher eingebildet. Sie sind unerschöpflich und originell trotz ihres zweitausendjährigen Stammbaums. Ich nehme an, Sie werden nicht lange hier bleiben. Die Einsamkeit, die Sie suchen und die immer ein zweischneidiges Schwert bleibt, das zu den alten Wunden

neue hinzufügen kann, wenn man es nicht richtig behandelt, werden Sie hier nicht finden. Fragen Sie mich nicht warum; meine Antwort würde Ihnen nicht helfen können. Aber ich bin für ein gutes Wort, Seelenbalsam und — wenn's not tut — werktätigen Beistand drüben im Kloster allezeit zu finden. Auf Wiedersehen denn. Doch halt! Noch eines sagen Sie mir: Wie geht es Donna Lucrezia?"

„Es geht ihr gut, denn sie ist die Güte, die Gerechtigkeit und die Liebe selbst," erwiderte Ave warm. „Weil sie alles das ist, hat sie mir zur Seite gestanden, bis meines Bleibens unter dem Dache Nelios nicht mehr war. Gestern zu derselben Stunde, als ich den Palazzo Domiziani verließ, ist sie zu den Benediktinerinnen am Campo Marzio gegangen."

Der Guardian ließ den Strick, mit dem er die Schlange hinter sich her gezogen, fallen, um beide Hände ineinander schlagen zu können. „Lucrezia hat Nelio verlassen Ihretwegen, um der Gerechtigkeit willen!" rief er mit einem Ausdruck, der Ave mit Ehrfurcht erfüllte. „Wissen Sie, was das zu bedeuten hat, meine Tochter? Es ist Ihre Rechtfertigung vor der Welt, zu der auch ich armer Sünder noch durch die Bande des Fleisches gehöre. Wenn eine Frau ihren Mann verläßt, dem sie Treue gelobt hat, bis der Tod sie scheidet, so braucht sie nicht schuldig zu sein, aber die Welt wird sagen: Recht ist hüben so wie drüben; laßt uns den anderen Teil auch hören! Wenn sich aber eine Heilige wie Donna Lucrezia auf die Seite dieser Frau stellt, dann hat die Welt zu schweigen, denn die Frau steht gerechtfertigt da!"

Ave streckte abwehrend die Hände aus. „Mein Vater — ich bin mir bewußt, was Donna Lucrezia für mich getan hat, aber bin ich darum gerechtfertigt

vor mir selbst? Ich bin mir zwar nichts bewußt, was mich zwänge, mich vor den Augen Gottes und der Welt zu verbergen — mein Gewissen sagt mir, daß ich ihm und ihr frei ins Auge sehen darf, und doch — und doch muß ich wirklich gefehlt haben, denn wie wäre es sonst möglich, daß Nelio sich so sehr verwandeln konnte?“

„Er ist ein Domiziani,“ sagte der Guardian trocken. „Wir sprechen noch ein andermal darüber, meine Tochter, denn ich sehe dort den Gast unseres Klosters, den Maler kommen, der droben im Schlosse kopiert. Vergessen Sie nicht: ich bin Ihr Freund und glaube an Sie, weil Donna Lucrezia an Sie glaubt. Wir haben alle unsere Fehler, aber solange wir sie nicht zu Lastern wachsen lassen und sie erkennen und ihnen entgegenarbeiten, uns selbst überwinden lernen, werden sie uns zur Himmelsleiter. — Guten Morgen, Signore! Schon auf dem Weg zum Kastell? Schauen Sie, welche Jagdbeute ich heute gemacht, den Räuber unserer armen Kaninchen!“

Ave war noch viel zu bewegt von ihrem Gespräch mit dem greisen Kapuziner, als daß sie dem Nähergekommenen große Beachtung geschenkt hätte, und auch während der Fremde die tote Schlange eingehend besichtigte, hatte sie noch zu viel mit sich selbst zu tun, um irgendwelches Interesse zu empfinden. In ihre Gedanken vertieft, stand auch sie vor dem schöngezeichneten, schuppigen, nun so starren Schlangenleib, ohne den Fremden zu sehen, und hob erst den Blick, als sie ihn sprechen hörte.

„War die Signorina dabei, als Reverendissimo dies Prachtexemplar erlegten?“ fragte der Fremde. „Das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß man ein paar Kilometer vom Rande der römischen Campagna ‚big game‘ jagen kann!“

Er war groß und schlank, prächtig gewachsen — eine Figur, mehr für den Küraß der Garde du Corps geeignet als für den losen Touristenanzug mit Kniehosen, wollenen Strümpfen und Schuhen. Ave wußte mit dem ersten Blick, daß dieser Fremde kein armer Teufel von Maler war, der für eine winzige Summe die Fresken von Rocca del Serpe zu kopieren kam und bei den Kapuzinern wohnte, weil es da wahrscheinlich noch billiger war als im Albergo des Dorfes.

Von dem Touristenanzuge aus grobem, aber teurem Homespun hob Ave den Blick zu dem Gesicht des Mannes, der mit dem Tonfall des Gebildeten sprach — fließend Italienisch, aber doch mit kleinen, fremdartigen Wendungen, die ihr auffielen, und fand sich nun gegenüber einem Paar dunkelblauer Augen, die sie zwar ruhig, klar und hell anblickten, aber doch wie ein Erdbeben den Boden unter ihr wanken machten — Augen, die sie vom anderen Ufer eines brückenlosen reißenden Stromes mit der Zuversicht einer unerschütterlichen Verheißung ansahen. Dem Wanken des Bodens unter ihren Füßen aber folgte sofort eine Ruhe und Sicherheit, die ihr bis in die Fingerspitzen drang mit dem heute beim Erwachen gefühlten und jetzt zurückkehrenden Unterbewußtsein: Deine Zukunft hat Gestalt angenommen — sie steht vor dir!

Inwiefern das möglich sein konnte, ging nicht durch ihren Sinn, sie wußte nur mit dem sechsten Sinn, der in jedem Menschen schläft, daß sie nicht mehr weit von der Stelle war, wo die Wege sich kreuzen und wenden. Und sie las dasselbe Bewußtsein in den ruhigen blauen Augen, die sie ansahen vermöge der Telepathie, die eine Eigenschaft des sechsten Sinnes ist.

Ave war weder ein modernes Überweib jenseits von Gut und Böse, noch eine hysterische Treibhaus-

pflanze des Reichtums und der großen Welt: sie war die Tochter ihres Vaters, der die Pflichttreue und die gute Sitte vor sich selbst und den Menschen hochgehalten und mit Wort und Tat seinem Kinde mit seinem Blute eingeimpft. Weder eigene Wünsche noch mißverstandene Lehren sogenannter Freigeister hätten diese Stimmen in ihr zum Schweigen bringen können, zum Überschreiten der Grenze, die ihr die Selbstachtung zog; aber sie sind keine Schranken zur Verhinderung der Erkenntnis, zum Sehendwerden, zum Kampfe und zum Siege — im Sinne Hinrich van Bergens und aller, die seine Gesinnung teilen. Ave sah nicht, ob der Mann schön oder häßlich war, in dessen Augen sie den Wendepunkt ihres verfehlten Lebens las und der eine wunderbare, freudige Hoffnung, das Morgenrot eines neuen Tages in ihr erweckte. Er war nicht schön wie der Wachskopf im Schaufenster des Perückenmachers, er hatte ein sonnverbranntes, glattrasiertes Gesicht mit unregelmäßigen Zügen, mit starkem, kräftigem Kinn, festem Munde, großer, gebogener Nase und feingemeißelter Stirn, aber seine Schönheit waren seine Augen mit ihrem ruhigen, zielbewußten Blick, ihrer Herzensgüte, die siegreich hindurchleuchtete und für den ganzen Mann sprach, ohne daß er den Mund zu öffnen brauchte.

Der Guardian nahm, während der Fremde fragte, seinen Strick und seinen Knüttel wieder auf und rief lachend: „Die römische Campagna ist unser Land der unbegrenzten Möglichkeiten — in ihrem Schoß liegt noch, was war, als der Ahnherr von dieser Schlange der Königin plötzlich keine Menschenopfer mehr vorgesetzt bekam, sondern sich höchstselbst auf die Jagd bemühen mußte. Ja, die Signorina war selbst dabei, als ich dies Ungetüm erlegte. Übrigens ist sie keine

Signorina, sondern eine Signora und droben im Schlosse Ihre Padrona, Signore — kurz: die Fürstin von Rocca del Serpe. — Und dies ist Signor Pietro, meine Tochter. Ich habe ihn im Verdacht, daß er noch einen anderen Namen hat. Aber das ist seine Sache. Uns ist er ein lieber Gast, wie immer er sich auch nennen mag, und ungern werden wir ihn scheiden sehen, wenn seine Kopie fertig ist — vorausgesetzt, daß er sie überhaupt jetzt noch fertig machen darf. Es wäre eine gelegene Stunde, darüber gleich ins reine zu kommen. Guten Morgen, meine Kinder!“

Mit diesem Gruße eilte der Guardian mit den rüstigen Schritten eines Jünglings samt seiner Beute rasch dem Kloster zu.

Über das Gesicht des Malers war bei der zwanglosen Vorstellung des Mönches ein Schatten geglitten, den Ave mit ihrem noch geschärften sechsten Sinne mehr fühlte, als sah: er kannte ihre Geschichte, von der ja ganz Rom widerhallte. Aber der Drill der sogenannten großen Welt verleugnet sich nie — nicht in der Wüste, nicht auf einer verlorenen Insel, nicht in der Einsamkeit am Fuß der Volsker Berge. Unter der süßen Macht seiner Gewohnheit zog der Fremde nochmals seine Sportmütze und machte eine respektvolle, aber nicht servile Verbeugung, die den geraden Rücken verriet.

„Durchlaucht gestatten, daß ich von dem Rat des Herrn Guardians Gebrauch mache,“ sagte er auf deutsch. „Man hat mir droben im Kastell schon vor ein paar Tagen gesagt, daß die Herrschaft erwartet wird, nicht aber, ob meine Tätigkeit damit ein Ende haben muß. Offen gesagt — ich habe nach dem Grundsatz: ‚Wer viel fragt, kriegt viele Antwort‘ nicht gefragt, hole es aber nun selbstverständlich gebührend nach.

Muß ich meine Arbeit zusammenpacken und meiner Wege ziehen?“

„Meinetwegen sicher nicht,“ erwiderte Ave mit der Liebenswürdigkeit der großen Dame, aber sie wunderte sich dabei, daß ihre Stimme so frisch und sorglos klang wie in ihren Mädchentagen. „Lieber Himmel — in dem Kastell könnten Dutzende kopieren, ohne daß sie einem den Weg versperrten! Es freut mich, daß es ein deutscher Landsmann ist, der den Weg hinausgefunden — ehrlich gestanden: der ‚Signor Pietro‘ wollte mir gleich nicht recht waschecht italienisch vorkommen.“

„Der ‚Pietro‘ liegt dem hochwürdigen Herrn — der übrigens ein großer Gelehrter ist — leichter als mein ehrlicher deutscher Name Peter,“ entgegnete der Fremde lächelnd. „Sein Verdacht, daß ich noch einen anderen Namen habe, ist übrigens begründet: ich bin noch Heinrich, Ludwig, Christian getauft.“

„Wirklich? Ich hätte noch Hans, Fritz und Michael dazu gesetzt,“ meinte Ave mit einem Übermut, den ihre ernste Miene nicht ganz maskieren konnte.

„Ja, das Fehlen dieser Namen ist ein entschiedener Mangel, über den ich schon oft getrauert habe,“ gab er in demselben Ton zurück. „Das kommt davon, wenn man bei seiner Taufe nicht gefragt wird. Ich bin mit meinem ‚Peter‘ gar nicht einverstanden.“

„Sie haben unrecht — der Name gefällt mir sehr gut: er drückt Zuverlässigkeit, Treue, Beständigkeit aus.“

„Ich werde von heute anfangen, mich mit ihm auszusöhnen. Aber Durchlaucht müssen nicht glauben, daß ich mich hier unter Vorspieglung falscher Tatsachen eingeschmuggelt habe. Meinen Permesso, im Kastell Rocca del Serpe kopieren zu dürfen, habe ich

mir in Rom im Palazzo Domiziani bei dem Verwalter gegen Vorzeigung meines Passes richtig und regelrecht geholt. Der gute Mann hat meinen Namen auf dem Permesso aber so wiedergegeben, daß mein eigener Vater mich darunter nicht als seinen Sohn anerkennen würde, wenn er ihn ohne mich sähe. Lesen kann ihn sicher kein Mensch, aussprechen noch weniger. Aber Signor Randini, Verwalter der fürstlich Rocca de' Serpischen Güter, hat ihn unterschrieben — und das ist die Hauptsache. Nun hatte man mir gesagt, daß die Kapuziner hier gelegentliche Gäste aufnehmen. Ich klopfte an der Pforte an, wurde eingelassen und zeigte dem Guardian meinen Permesso als Ausweis und Vorstellung — der gelehrte Herr konnte aus der Reihe wild aneinandergereihter Buchstaben nur das erste Wort ‚Peter' mit einiger Sicherheit zusammenbringen — zu meiner großen Enttäuschung, denn ich hätte so gern gehört, wie mein Name ausgesprochen werden konnte durch eine italienische Zunge. ‚Peter,' sagte er — ‚das ist Pietro auf italienisch. Also willkommen, Signor Pietro, und bleiben Sie bei uns, solange Sie wollen.' Durchlaucht sehen daraus, daß ich ein Mensch mit einem Namen bin, über den selbst eine polnische Zunge stolpern würde. Der Kastellan oben hat den Permesso zwar gelesen, es bisher aber vermieden, mich mit einem Namen anzureden — der ‚Signor' genügt ihm und — mir."

„Womit alle Beteiligten zufriedengestellt wären," erwiderte Ave mit kühler Verbindlichkeit, denn es befremdete sie, daß der Mann, der doch sicher einer war, der in den besten Kreisen lebte, es so geflissentlich umging, sich ihr vorzustellen. „Ich bitte Sie also — Herr Peter, sich in Ihrer Arbeit durch mich nicht stören zu lassen. Und jetzt habe ich es vergessen: geht man rechts

oder links nach dem Schlosse zurück? Der Weg durch den Hain hier ist mir einigermaßen verleidet.“

„Ich kann's mir denken. Die Schlangen sollen zwar harmlos sein, aber am Ende läßt einen ja sogar ein satter Tiger ungeschoren, wenn er sonst guter Laune ist. Wenn Durchlaucht durch das Dorf gehen wollen, so ist dort die Landstraße — aber der Weg ist weit und macht starke Windungen. Ein schmaler Fußweg steigt links ein wenig steil bis kurz vor der Plattform, der Piazzetta, zu dem Saumwege auf; da er bedeutend abkürzt, gehe ich ihn meist. Ob er aber gerade für Damenschuhe geeignet ist, möchte ich dahingestellt sein lassen.“

Ave sah auf ihre Uhr und überlegte eine Weile. „Ich danke, ich riskiere den Fußweg,“ sagte sie dann. „Meine mütterliche Freundin, die mit mir hierher gekommen ist, ängstigt sich am Ende, wenn ich so lange ausbleibe. Der Fußweg ist jedenfalls nicht zu verfehlen?“

„Wenn man ihn nicht kennt, ist er schwer zu finden. Vielleicht gestatten Durchlaucht mir, bis zu seinem Anfang als Führer zu dienen?“

„Sehr gütig — gewiß, ich werde Ihnen dankbar dafür sein!“

Ave hatte eigentlich ablehnen wollen — ablehnen zu müssen geglaubt und nahm doch das Angebot an, ehe sie die anderen Worte noch überlegt hatte. Warum nannte der Mann, der sich mit ihr unterhielt wie auf dem Parkett eines Ballsaals, mit der gesellschaftlichen Sicherheit des Gleichgestellten, seinen Namen nicht? Sie beanstandete diese mehr als sonderbare Zurückhaltung mit dem Rechte der Herrin des Bodens, auf dem sie standen, als Schloßfrau von Rocca del Serpe, dessen Gastfreundschaft er genoß. Gleichzeitig aber

hatte sie das Gefühl der Zuversicht, daß die Gründe für diese Zurückhaltung keine unlauteren sein konnten, als solche einfach ausgeschlossen waren.

„Kopieren Sie die Fresken in der unteren Halle oder im Gerichtssaal?“ fragte Ave, nachdem sie in der Richtung nach dem Kloster davongeschritten waren.

„Nein, Fürstin, die Fresken haben ausnahmsweise einmal Ruhe,“ erwiderte „Herr Peter“ lachend. „Man bekommt sehr gute Photographien von ihnen, die mir vollkommen genügen. Ich habe mir im Saal der Familienporträte das Bildnis einer jungen Dame des Hauses Domiziani, von Fra Vittore Ghislandi gemalt, ausgesucht und gestehe, daß ich mit diesem Meisterwerk des Virtuosen der Farbe und des Ausdrucks meinem Können eine harte Nuß zum Knacken gegeben habe. Sie wissen, welches Bild ich meine, Fürstin — das von jugendlichem Übermut geradezu sprühende reizende Teufelchen mit dem Dreispitz auf dem gepuderten Kopfe, im scharlachroten Jagdkleide und mit einer Saufeder in der Hand, mit der sie sicherlich nie ein Wildschwein abgefangen hat, schon weil's hier gar keine solchen lieben Tierchen gibt.“

Ave schüttelte den Kopf. „Ich bin zum ersten Male in Rocca del Serpe — seit gestern abend — und habe noch nichts von den Bildern gesehen,“ erklärte sie zum geheimen Erstaunen ihres Begleiters. „Aber ich habe von dem Bilde reden gehört. Man sagt, Ghislandi hätte langweilige Leute so gemalt, daß man vor ihren Bildern gähnen muß.“

„Es muß ihm hart angekommen sein, den Sprühteufel festzuhalten, der sicher nicht stillgesessen ist. Ich habe schon beim Kopieren das Gefühl, als ob diese Donna Agnese Domiziani mir davonlaufen wollte und vor mir herumtanzt vor Ungeduld. Es ist eine reine Ironie,

daß dieses Geschöpf auch ausgerechnet ‚Agnese‘ heißen mußte! Vom Lamm hat sie sicher nicht viel gehabt.“

Ave lachte und dachte sich, daß „Peter“ auf ihren Begleiter schon besser passen müsse, er kam ihr ganz vor wie ein „Fels“, auf den man bauen konnte.

„Es ist überhaupt ein eigenes Ding mit der Namengebung,“ fuhr er fort. „Wie viele entsprechen mit ihrem Charakter und ihrem Leben der Bedeutung des Namens, den sie in der Taufe empfangen? Auf die meisten paßt er wie die Faust aufs Auge. Ich habe mich schon gefragt, wie wohl Pater Benedetto in der Welt gerufen worden ist.“

„Ich weiß es — er hieß mit Vornamen Scipio,“ rief Ave, und sie dachte daran, wie Donna Lucrezia den in Italien, namentlich aber in Rom durchaus nicht seltenen Namen ausgesprochen — zögernd, darauf verweilend und mit einem zitternd verhallenden Seufzer.

„Das lasse ich gelten — den Namen hat der Mann sicher mit Recht getragen,“ meinte der Fremde lebhaft. „Scipio! Dazu paßt der Säbelschmiß auf seiner Stirn, der herkulische Bau, das leuchtende Auge. Welche Lebensgeschichte mag dahinter liegen? Aber da Sie seinen weltlichen Vornamen kennen, Fürstin, wird Ihnen der Rest ja auch bekannt sein.“

„Nur in Umrissen,“ entgegnete Ave. „Pater Benedetto, den ich heute zum ersten Male sah, ist ein Verwandter des Principe Rocca de' Serpi — ein rechter Vetter seines Vaters, der übrigens auch mit einer Aquafredda verheiratet war —“

„Aquafredda? Pater Benedetto war Scipio Aquafredda, der Garibaldianer? Ist es möglich? Sind Sie dessen sicher, Fürstin?“

„Ich denke schon. Ich habe den Pater darauf angesprochen, und er hat es nicht geleugnet. Im Gegenteil —“

„Welch eine Wandlung! Was sind Menschenlose,

die eine einzige entscheidende Stunde vielleicht in eine der eingeschlagenen ganz entgegengesetzten Bahn drängt! Nun, wie ich den Mann kennen gelernt habe, hat das tiefere Narben in seine Seele geschlagen als der Säbel auf seinen Schädel — aber nicht zu seinem Nachteil. Wahrhaftig nicht. Ich habe nämlich daheim den Namen Scipio Aquafreddas oft nennen gehört, denn mein Vater war sein Jugendfreund —"

„Oh!" machte Ave interessiert, und nach einer Pause setzte sie nicht ohne eine kleine Malice, die ihr aber reizend stand, hinzu: „Nach dieser Entdeckung wird Pater Benedetto wohl nun den Schlüssel zu dem unleserlichen Namen auf dem Permesso erhalten."

Der Fremde blieb stehen und sah nachdenklich vor sich hin. „Ich weiß nicht," sagte er endlich. „Ich möchte keine Erinnerungen in ihm wecken, die ihm wahrscheinlich schmerzlich sein würden. Anderseits freilich glaube ich an die Größe des Charakters dieses merkwürdigen Mannes, die sich über das hinausgerungen hat, was er als einen Irrtum, als einen falschen Weg erkannt haben muß, wenn er da angekommen ist, wo er jetzt steht. Wer diese Höhen erstritten und erreicht hat, dem tun Erinnerungen nicht mehr weh. Sie sind für ihn Stufen, die erstiegen werden mußten und auf die er heiteren Sinns und ohne Schwindel zurückblicken kann."

„Heil dem, der so weit ist!" rief Ave mit einem tiefen Atemzuge. „Es werden nicht alle den Mut haben, einen Glasberg zu erklimmen, auf dem jeder Schritt sie um zehn zurückgleiten lassen kann!"

„Das ganze Leben ist ein solcher Glasberg, Fürstin," entgegnete der Fremde mit tiefem Empfinden. „Die zehn Schritte zurück brauchen ja nicht immer aus eigener Schuld oder Unvermögen gemacht zu werden: es gibt Einflüsse, die den tapfersten Steiger zurückreißen.

Der Mutige, seiner selbst Sichere wird sich von ihnen befreien können und das Verlorene wieder einholen — bewaffnet mit den geistigen Steigeisen des inneren Bewußtseins der reinen Absicht, der Überzeugung! — Hier ist der Fußweg, Durchlaucht. Sie werden ihn nicht mehr verfehlen können.“

Damit zog er wieder seine Mütze und trat einen Schritt zurück.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Ave einfach. „Für den Weg und für den Rat mit den Steigeisen. Man beladet sich oft mit so viel unnützem Ballast und vergißt dabei die nützlichsten Werkzeuge. Es leuchtet mir ein, daß auch Glasberge kein unüberwindliches Hindernis zu sein brauchen.“

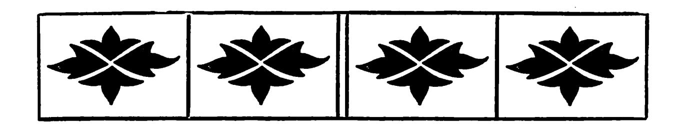
Und mit einer grüßenden Kopfbewegung begann sie den Aufstieg, der in vielen, kurzen Zickzackbiegungen allerdings rasch in die Höhe führte. Bei der ersten Wendung war es ganz natürlich, daß sie noch einmal hinabschaute, wo der Weg einsetzte: dort stand der Fremde noch, wie sie ihn verlassen, und sah ihr nach. Doch was sie bei jedem anderen, ob Bekannten oder Unbekannten, als eine sie verletzende Freiheit beanstandet hätte, schien ihr hier etwas ganz Natürliches — etwas, das sie freute und ihr ein merkwürdiges Gefühl der Sicherheit gab. Sie blieb einen Augenblick stehen.

„Geht es?“ rief er herauf, und als sie nickte, zog er wieder die Mütze und hielt sie mit ausgestrecktem Arm in die Höhe. „Excelsior!“

„Excelsior!“ wiederholte sie, und nun war sie's, die ihm zusah, wie er kurz kehrt machte und den Weg nach dem Kloster einschlug.

(Fortsetzung folgt.)





In der Hauptstadt Kubas.

Von R. Zollinger.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Anfänge der weltberühmten kubanischen Hauptstadt, die mit ihrem vollen Namen San Cristoval de la Havana heißt, aber kaum jemals anders als La Havana oder kurzweg Havana, auch Habana, genannt wird, reichen bis in den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Diego Velasquez begründete an der Südküste der Insel Kuba, ungefähr dort, wo jetzt der Hafen Baracoa liegt, im Jahre 1515 eine spanische Niederlassung, die als Ausfuhrplatz für die Produkte des fruchtbaren Landes dienen sollte. Aber sein Unternehmen erwies sich als schlecht bedacht, denn das Gebiet war so ungesund, daß die ersten europäischen Ansiedler an dem in besonders bösartiger Form auftretenden gelben Fieber wie die Fliegen dahinstarben und der Platz schon nach Verlauf von vier Jahren vollständig aufgegeben werden mußte.

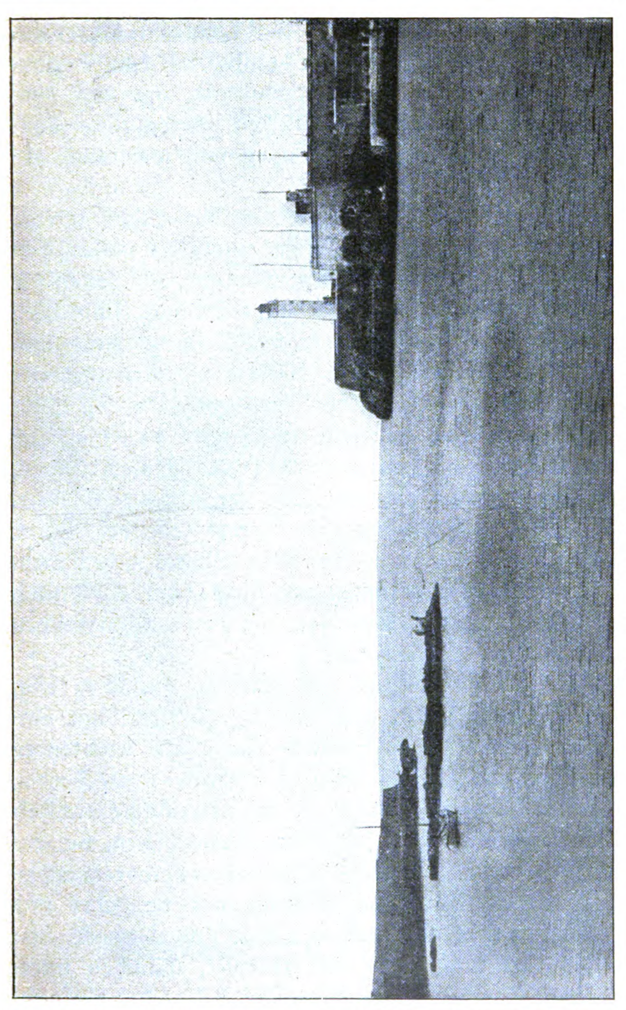
Nun erst wählte man für den geplanten Ausfuhrhafen die Stelle, an der sich das heutige Havana erhebt, nämlich den Küstenstrich an einer weiten Bucht, die durch ihren verhältnismäßig engen Eingang und durch ihre ziemlich gleichmäßige Tiefe allen an einen brauchbaren Hafen zu stellenden Anforderungen entsprach. Wie unsere erste Abbildung erkennen läßt, ist die Zufahrtspassage in der Tat außerordentlich

schmal, kaum 360 Meter breit, aber sie führt in eine seeartig verbreiterte, vortrefflich geschützte Bucht, die selbst einer großen Kriegsflotte Aufnahme gewähren könnte.

Drei Seitenarme dieses Meerbusens strecken sich dann noch in das Land hinein: die Ensenadas von Marimelena, Guasabacoa und Atares.

Bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts blieb Havana jedoch trotz seiner günstigen natürlichen Lage ziemlich unbedeutend, und sein Aufschwung stammt erst aus der Zeit, da es die Spanier zum Stapelplatz für alle ihre amerikanischen Besitzungen und zum Sammelpunkt der Schiffe machten, die die unermeßlichen Goldschätze von Peru und Mexiko nach Europa zu bringen hatten. Schon 1563 hatte sich Havana vorübergehend im Besitz eines verwegenen französischen Seeräubers befunden, und während der folgenden Jahrhunderte hatte es noch öfter schwere Drangsale zu überstehen. Es wurde wiederholt von den Engländern wie von den Franzosen und sogar noch ein zweites Mal von Seeräubern erobert. Zum letzten Male wehte am 14. August 1762 die englische Flagge über der Stadt, die dann endlich von 1763 bis 1895 unangefochtener Besitz der Spanier blieb.

Als der wichtigste Handelsplatz Westindiens und Mittelpunkt des gesamten spanisch-amerikanischen Verkehrs ist Havana zu einer sehr blühenden und wohlhabenden Stadt geworden. Mit seinen Vorstädten hatte es bei der Zählung im Jahre 1902 bereits 275,000 Einwohner, von denen annähernd 30 Prozent der farbigen Rasse angehörten. Das Klima ist bei einer mittleren Jahrestemperatur von 25 Grad an und für sich nicht unangenehm und auch für eingewanderte Europäer ganz gut erträglich; aber an endemischen



Eingang zum Hafen von Havana.

Krankheiten ist leider kein Mangel. Dysenterie, Schwindsucht und vor allem das gefürchtete Havanafieber

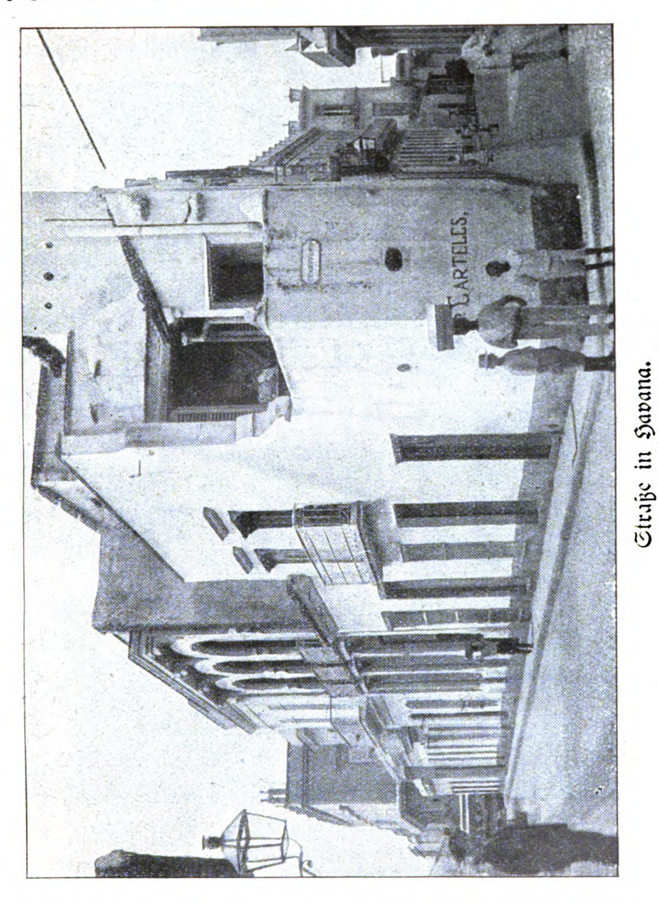
richten ständig beträchtliche Verheerungen an, wenn auch anerkannt werden muß, daß sich mit dem Beginn der amerikanischen Militärverwaltung, also mit dem Jahre 1898, die gesundheitlichen Verhältnisse dank durchgreifender sanitärer Maßnahmen wesentlich gebessert haben.

Dem Ankommenden gewährt die Stadt infolge ihrer landschaftlich schönen Lage einen sehr malerischen und freundlichen Anblick. Die Mauern, von denen die eigentliche Stadt seit 1746 umgeben war, sind 1863 gefallen, und die Vorstädte sind seitdem mehr und mehr mit ihr verschmolzen. Die hübschesten und elegantesten von ihnen sind die im Westen und im Südwesten gelegenen Carmelo und Cerro, in denen sich namentlich die reichen Kaufleute seßhaft gemacht haben, und wo sich auch die Konsulate der fremden Staaten befinden. Im Süden liegt der Vorort Jesus del Monte, am östlichen Ufer der Bai Casa Blanca mit seinem ansehnlichen Schwimmdock und Regla, das namentlich als Lager- und Verladeplatz für den umfangreichen Zuckerhandel von Bedeutung ist.

In der Altstadt sind die Straßen durchweg eng, winkelig und schlecht gepflastert. Die meist nur einstöckigen Häuser, anheimelnd durch ihr leuchtendes Weiß, das nur hie und da durch lebhafte bunte Farben unterbrochen wird, zeigen als charakteristische architektonische Besonderheit fast überall jene hohen, bis auf den Fußboden der ebenerdigen Zimmer herabreichenden Fenster, die, durch starke Eisengitter verwahrt und während der minder heißen Tagesstunden zwecks ausgiebiger Lüftung stets weit geöffnet, manchen interessanten Einblick in das häusliche Leben der Kubaner gestatten.

Da, wo früher die Stadtmauer einen eng ein-

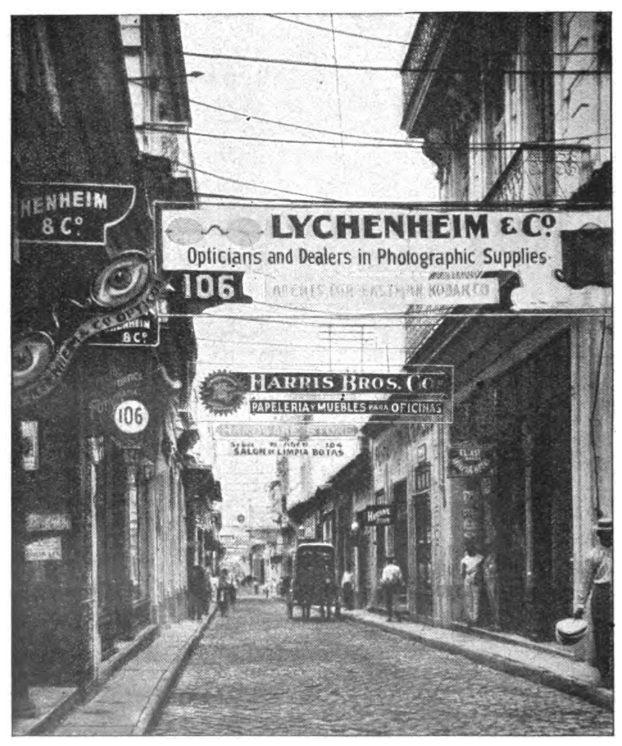
schnürenden Gürtel um das Gewirr schmaler Gassen zog, dehnen sich heute schöne, breite Boulevards, und



Straße in Havana.

jenseits dieser Scheidelinie hat sich das neue Havana aufgebaut, das an reizvoller Anordnung der Straßen und Plätze, an bemerkenswerten Monumental-

gebäuden wie an prächtigen Parkanlagen gar manche europäische Stadt von gleicher Einwohnerzahl weit übertrifft. Die Straßen sind nach einem wohl durchdachten Plane regelmäßig und mit ziemlicher Raum-



O'Reilly, eine Hauptgeschäftsstraße in Havana.

verschwendung angelegt, und einen empfindlichen Übelstand bedeutet nur die zuzeiten sehr lästige Staubplage, da diese schönen Straßen erst zum kleineren Teile mit einem ordentlichen Pflaster versehen worden sind.

Der bemerkenswerteste Punkt der Stadt ist die mit schönen Anlagen geschmückte Plaza de Armas,



Typisches Fenster zu ebener Erde.

auf der sich die Marmorstatue Ferdinands VII. befindet. Hier erhebt sich die 1724 in altspanischem Stil

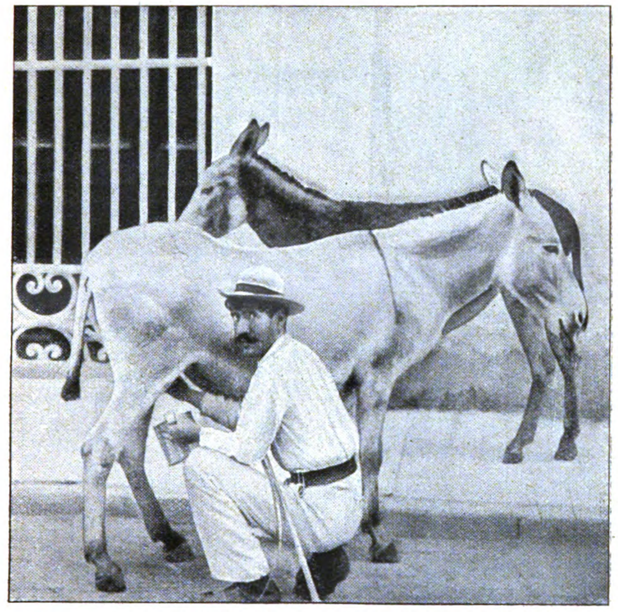
erbaute Kathedrale, die von 1794 bis 1899 den irdischen Überresten des Kolumbus eine Ruhestätte gewährte. Eine El Templete genannte kleine Kapelle erinnert an die erste feierliche Messe, die nach der Entdeckung der Insel angeblich gerade an dieser Stelle im Schatten eines mächtigen Baumwollbaumes zelebriert worden ist, und wir finden hier auch den Regierungspalast, dessen unscheinbares Äußere allerdings seine wichtige Bestimmung kaum vermuten läßt.

Bemerkenswerte Baulichkeiten sind weiter das Zollhaus an der Plaza de San Francisco, der bischöfliche Palast und das Tacontheater, das etwa 4000 Personen faßt und ebenso wie die Stierkampfarena sehr häufig den Sammelpunkt der eleganten Welt von Havana bildet.

Von dem an der Nordspitze gelegenen Castillo de la Punta führen wunderhübsche Anlagen, mit Blumenrabatten, Wasserkünsten und Denkmälern reich geschmückt, zum Zentralbahnhof auf dem Campo de Marte, und von hier zieht sich die schönste Straße der Stadt, der mit herrlichen Bäumen bepflanzte Paseo de Tacon, nach dem Botanischen Garten und hügelan zu dem Castillo del Principe, einem jener vier gut befestigten Forts, denen der Schutz der Stadt und des Hafens obliegt. Die drei anderen sind: das Castillo del Morro, das schon 1589 am Hafeneingang auf steilem Felsen erbaut wurde, das Castillo de la Cabaña an der östlichen Seite der Hafeneinfahrt und das Castillo de Atares im Süden der Stadt. Unter dem Schutz dieses letztgenannten Kastells liegt im inneren Hafen das Arsenal mit seinen Schiffswerften.

Das Leben und der Verkehr in den Straßen Havanas sind zu manchen Tageszeiten außerordentlich lebhaft, und da unter den jungen Kubanerinnen kein

Mangel an auffallend schönen Erscheinungen ist, fehlt es ihm auch nicht an interessanten und reizvollen Bildern. Inmitten des großstädtischen Treibens fesselt den Beobachter dann auch wohl hie und da eine so sonderbar anmutende Erscheinung wie die des Milch-



Verkäufer von Eselsmilch.

verkäufers mit seinen Eselinnen. Seine Kunden sind vor irgendwelcher Verfälschung des wegen seiner Nahrhaftigkeit und Bekömmlichkeit hoch geschätzten Labsals hinlänglich dadurch gesichert, daß das Abmelken des geforderten Quantums stets vor ihren Augen erfolgt.

Die in vergangenen Jahrhunderten sehr mangel-

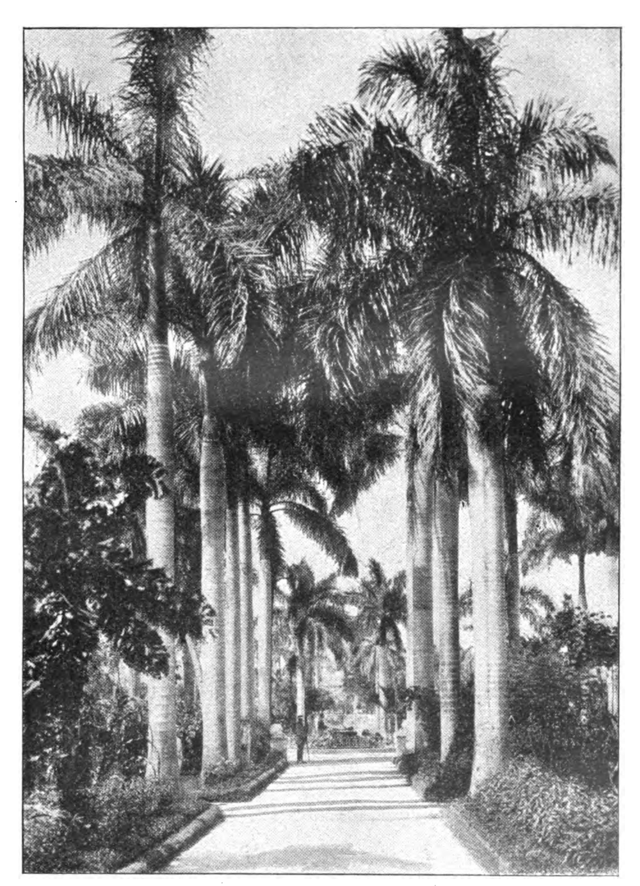
hafte Wasserversorgung der Stadt, deren Übelstände oft genug die Ursache verheerender Epidemien waren, ist jetzt eine geradezu großartige zu nennen. Die in den Jahren 1832 bis 1837 angelegte Leitung versieht Havana täglich mit nicht weniger als 120 Millionen



Gefäße zum Sammeln des Regenwassers.

Litern eines vollkommen einwandfreien Wassers. Die bessergestellte Bevölkerung zieht allerdings um der erfrischenden Wirkung willen den Genuß kohlesäurehaltiger Getränke vor, die in großen Mengen hergestellt werden. Für die besten gelten die, bei deren Fabrikation destilliertes Regenwasser zur Verwendung kommt, und man hat darum häufig Gelegenheit, Vorkehrungen von

der auf unserer Abbildung dargestellten Art zu sehen, bestimmt, das während der schlechteren Jahreszeit



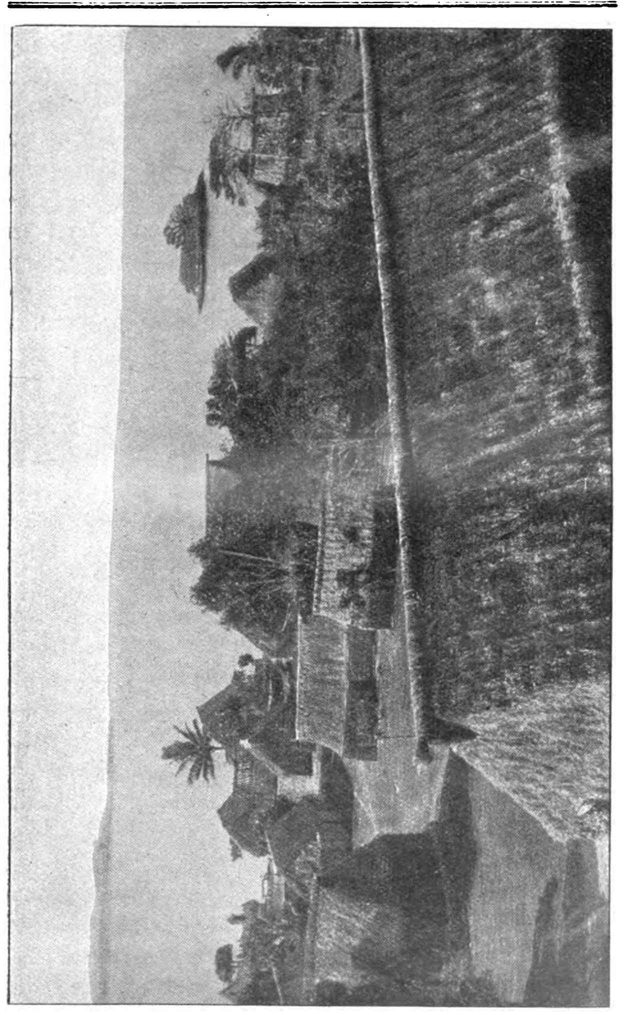
Palmenallee im Botanischen Garten.

reichlich genug herniederrieselnde himmlische Naß in möglichst großen Mengen einzusammeln.

Das öffentliche Leben mit seinen gemeinnützigen Einrichtungen entspricht durchaus der Größe und Wohlhabenheit der kubanischen Hauptstadt. An Unterrichtsanstalten besitzt sie neben zahlreichen niederen und höheren Schulen eine 1728 von den Dominikanern begründete Universität mit fünf Fakultäten und 49 Lehrkräften, ein Priesterseminar, eine Kriegschule, eine Kunstakademie, eine landwirtschaftliche und eine technische Schule. Für Belehrung sorgen weiter eine recht stattliche öffentliche Bibliothek und der schon erwähnte, vorzüglich angelegte Botanische Garten, von dessen exotischer Schönheit die auf unserer Abbildung wiedergegebene Palmenallee eine Vorstellung gewähren mag.

Den Werken der Nächstenliebe ist neben sechs unter der Obhut von barmherzigen Schwestern stehenden Spitälern vor allem die sogenannte „Beneficencia“ gewidmet, eine großartige Anlage, die neben einem Krankenhaus auch eine Irrenanstalt, ein Armenasyl und ein Waisenhaus umfaßt.

Welches das Haupterzeugnis der havanesischen Industrie ist, weiß man auf der ganzen Erde. Gegenwärtig beschäftigt die Fabrikation von Zigarren weit über hundert, zum guten Teil sehr umfangreiche Betriebe, und der seit 1902 zum Schaden der Konsumenten organisierte amerikanische „Tabaktrust“ sichert diesem Industriezweig eine außerordentliche Rentabilität. Von einiger Wichtigkeit sind daneben noch die Schokoladefabrikation, die Brauerei, Brennerei und der Schiffbau. Als eigentliche Quelle des Wohlstandes jedoch ist der Handel anzusehen, der sich in der Hauptsache nach New York richtet. Hauptsächliche Einfuhrartikel sind: Dörrfleisch, Stockfische, Mehl, Reis, Wein, Öl, Steinkohlen und Fabrikwaren, während die Ausfuhr in erster Linie Zigarren, Zigaretten und Blättertabak,



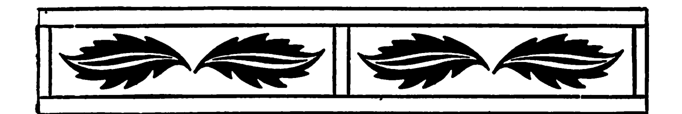
Eingeborenendorf bei Havana.

Zucker, Melasse, Kaffee, Honig, Wachs und Rum umfaßt. In den Hafen von Havana laufen jährlich durch-

schnittlich 3500 Schiffe ein, von denen etwa 1400 auf den überseeischen und die übrigen auf den Küstenverkehr entfallen.

Einen malerischen Anblick gewähren die längs der Küste verstreuten Dörfer der Eingeborenen mit ihren regellos durcheinander gewürfelten, grasgedeckten Hütten. Aber der anmutige Eindruck verwischt sich sehr rasch, wenn der Fremdling etwa unvorsichtig genug ist, eine dieser Behausungen zu betreten, die an Sauberkeit, wenigstens nach europäischen Begriffen, so gut wie alles zu wünschen übrig lassen.





Eine Alleinstehende.

Novelle von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Es war nicht mehr allererste Morgenfrühe, als der Regierungsrat v. Jordan das Unterkunftshaus verließ, um seine Wanderung auf dem Grat des Untersbergs über den Salzburger Hochthron bis zum Störhaus anzutreten. Er war auch in den Bergen kein Heißsporn und verlor, auch wenn er im Lodenanzug steckte, nicht die Würde und Gemessenheit, die seinem Alter, seiner Stellung ziemten. Waghalsige Klettereien unternahm er nicht. Aber er ging stets allein. Gerade die große Einsamkeit, die ihn dann umfing, wirkte auf ihn mit immer gleicher Zaubermacht. Niemals konnte er vergessen, daß er einmal als Verzweifelter auf eine stille Höhe, in die Bergwildnis geflüchtet war und hier wieder den Mut zum Leben gefunden hatte.

Ja — damals, als ihm seine geliebte junge Frau nach einem einzigen glücklichen Jahre schon entrissen worden war, als er die lieben schönen Augen hatte zudrücken müssen, da war ihm der Tod auch für sich selbst als einzige Erlösung erschienen. Nicht einmal die Pflicht gegen sein Kind hätte ihn zu halten vermocht.

Aber während er, in heißer Empörung gegen das Schicksal, das treue Liebe grausam zertrat und mitleid-

los ein Glück vernichtete, den Sturz in die Tiefe ersehnte, war in dem scharfen Hauch, der ihm um die Stirne wehte, doch leise die Lust am Dasein wiedererwacht, war zwischen Gefahren und drohendem Abgrund sein Herz gesundet von dem bittersten Leid.

So lange lag das nun zurück. Fast zwanzig Jahre schoben sich vor das traurige Erlebnis seiner Jugend. Die einst so heiß beweinte Tote war fast zu einem Schemen verblaßt. Manch anderes Frauengesicht hatte ihm seitdem wohl gefallen, manch hübscher Mund ihn angelächelt; aber — ob ihn dennoch die Erinnerung an das einstige Glück im Bann hielt, ob er nur mißtrauisch und zweifelnd geworden war? Sein Wunsch und Begehren hatten sich niemals so stark erwiesen, daß er sich mit festem Willen einen zweiten Liebesfrühling ertrotzt hätte.

Nun besaß er ja auch wieder eine warme Häuslichkeit, denn seine Tochter war herangewachsen und hing mit großer Liebe an ihm; nun konnte er sich in seinem Heim über eine helle Stimme, über ein junges Gesicht freuen und durfte nicht murren, auch wenn ihm das Leben recht viel an Glück schuldig geblieben war.

Wenn er so einsam dahinwanderte und Muße hatte, über seine Stimmungen nachzugrübeln, dann fühlte er freilich ein wehmütiges Bangen vor dem Alter, das immer näher rückte, dann beschlich ihn wohl leise Reue, daß er alle die Jahre hatte hingehen lassen, ohne ein treues Weib in seine Arme zu nehmen, sich eine liebe Gefährtin zu sichern, die bei ihm ausharrte bis an das Ende. Seine Margot würde wohl eines Tages von ihm gehen, irgend einem fremden Mann folgen.

Dann war er wieder allein! Ach, er kannte so manchen vergrämten, freudlosen Junggesellen, und es graute

ihm vor ähnlichem Verlassensein, vor der Tyrannei einer alten Haushälterin, vor der Monotonie des einsamen Ruhestandes.

In dem Herbstnebel, in dem er bisher dahingewandert war, stiegen ja leicht melancholische Gedanken auf wie bleiche Gespenster; der feuchte Frost mahnte an den Winter, düster klang das Lied des Windes, der um die Gipfel blies.

Aber plötzlich kam die Sonne und brachte Glanz und Wärme und verwandelte sofort das Bild und die Stimmung. Märchenhaft war es nun, wie die Berge die Schleier abwarfen, wie sich die Schönheit mehr und mehr enthüllte, wie allmählich die herrliche Gegend in der Glorie des Oktobertages klar zu seinen Füßen lag. Auf dem Watzmann, auf dem Hochkalter, auf der Reiteralm, auf dem Hohen Göll ein Leuchten und Schimmern von sonnegebadeten Schneeflächen und unten im Tal die Farbenpracht der roten Ahornbäume, der gelben Buchen zwischen den dunklen Tannenwäldern. Wie er sie liebte und bewunderte diese entzückendste, großartigste Berchtesgadener Landschaft!

Eine Weile mußte er stillstehen und schauen. Der Wind hatte nachgelassen, still und wonnig warm war es geworden, über dem Gestein lag tiefblau der klare Himmel.

Es hatte etwas ganz Geisterhaftes, wie nun auf einmal auf dem nächsten kleinen Gipfel, den er zu nehmen hatte, denn der Weg führte auf und ab an dem zackigen Felsgrat entlang, eine Gestalt auftauchte, die er vorher nicht gesehen hatte, die ganz überraschend vor seinen Augen stand. Eine hohe, schlanke Frauengestalt! In der großen, weiten Einsamkeit, in der tiefen Ruhe eine ganz seltsame Erscheinung.

Jordan war kein Phantast. Aber in einer so ge-

waltigen Felsenöde, in dieser weltfernen Abgeschiedenheit kann auch ein nüchterner Mann zum Träumer werden, sich Wunderliches ausmalen und an einen Spuk glauben, der ihn auf dem alten Sagenberge umgaukelt.

Angeregt schritt er weiter, einen schmalen Steig hinab, dann wieder aufwärts bis zu der Höhe, wo die Schlanke, vom Blau umflossen, in die Weite blickte.

Als er näher kam, zerfloß natürlich das Wunder. Neben der Frauengestalt, die aus der Ferne so königlich, so überirdisch gewirkt hatte, lag ein Rucksack und ein Bergstock. Also eine Wanderin, die wohl geraume Zeit vor ihm von dem Unterkunftshause weggegangen sein mochte.

Das Gesicht des Regierungsrates erhielt einen strengen, mißbilligenden Ausdruck. Allein wandernde Damen waren durchaus nicht nach seinem Geschmack. Nein, solch emanzipiertes Gebaren hatte er immer aufs strengste verurteilt. Er fand es sogar ganz in der Ordnung, daß seine Tochter überhaupt keine Lust zu weitem Wandern und anstrengender Bewegung zeigte, denn er würde sie nur ungern mitgenommen haben. Darin dachte er nun einmal ein wenig altmodisch.

Und diese da lief nun offenbar ganz mutterseelenallein auf diesem nur selten begangenen Wege dahin!

Er mußte an ihr vorüber. Sie erschrak sichtlich, als sie seinen Schritt hörte, denn sie war vollständig versunken gewesen in den Anblick der entschleierten Schönheit zu ihren Füßen. Unwillkürlich warf sie einen ängstlichen Blick auf den Wanderer, der als einziger in der weiten Runde in ihre Nähe kam.

Der Eindruck des stattlichen Herrn, der so würdig und vornehm aussah, schien sie zu beruhigen. Sie

lächelte erleichtert, als er höflich grüßend den Hut zog.

Eigentlich hatte der Regierungsrat vorgehabt, stumm an ihr vorüberzugehen. Aber war es das Lächeln oder der sympathische Ausdruck ihres Gesichtes, er tat einmal nicht, was er beschlossen hatte, sondern sagte, einen Augenblick stehen bleibend, etwas gönnerhaft: „War es Ihnen nicht bang, bei dem dicken Nebel bis hierher zu gehen? Sie müssen ja noch in der Dämmerung aufgebrochen sein, da Sie einen solchen Vorsprung haben?“

„Auch der Nebel ist schön!“ erwiderte sie mit einer merkwürdig weichen, klangvollen Stimme, die ihn überraschte, denn er hatte bei einer Dame, die so keck mit dem Rucksack in den Bergen herumlief, keine so mädchenhaft sanften Laute erwartet. „Man schreitet dann förmlich hinein in ein großes Geheimnis, man fühlt sich ganz losgelöst von der Welt.“

„Und wenn nun statt meiner harmlosen Persönlichkeit ein Vagabund hinter Ihnen aufgetaucht wäre aus dem großen Geheimnis?“

„Vagabunden haben hier oben wenig zu suchen,“ meinte sie lächelnd. „Freilich, bang war mir ja einen Augenblick, als ich plötzlich das Klirren Ihres Bergstocks hörte, aber solche Empfindungen muß man wohl mit in den Kauf nehmen. Es lohnt sich, ein kurzes Unbehagen zu ertragen, wenn man dafür diese Herrlichkeit genießen darf. Wie der Vorhang sich hob — das war doch ein unvergeßliches Erlebnis!“

Während sie sprach, bückte sie sich nach ihrem Rucksack und machte sich bereit zum Weitergehen. Er hätte also geradezu davonlaufen müssen, wenn er vermeiden wollte, daß sie zusammen den Weg fortsetzten.

Bald sah er auch, daß sie ein schneidiges Tempo

anschlug, und daß er ihr auf die Dauer nicht hätte voraneilen können. Zurückbleiben mochte er nicht, denn das hätte ihn in seinem Selbstgefühl gekränkt. So blieben sie denn neben- oder hintereinander, wie es eben der schmale Pfad mit sich brachte, ja unwillkürlich ward die Dame zur Führerin, weil sie mit ihren Falkenaugen schon von weitem die roten Alpenvereinszeichen sah, nach denen er oft lange suchen mußte.

Um sie vollständig über seine Persönlichkeit zu beruhigen, hatte er sich ihr vorgestellt.

„Hanna Hartmann," sagte sie in Erwiderung dieser Höflichkeit.

Im Laufe des Gesprächs bemerkte sie dann auch, daß sie immer erst im Oktober ihren Urlaub bekomme, weil die Kollegen im Geschäft, die Kinder hatten, die Sommermonate beanspruchten, und sie als Alleinstehende natürlich warten müsse.

Also gerade der moderne Typus, der dem Regierungsrat im Grunde so widerwärtig war! Er hatte ja Respekt vor den tapferen Mädchen, die sich selbst durchs Leben schlugen; aber er hielt es für eine traurige Notwendigkeit, daß das sein mußte, und war diesem „dritten Geschlecht" bisher immer weit aus dem Weg gegangen.

Eigentlich wunderte er sich, daß sie so nett aussah. Ihr Anzug war einfach und praktisch, aber er entbehrte doch nicht einer gewissen Anmut. Die Bluse, der Rock, der Hut paßten vortrefflich in der Farbe zusammen, waren sichtlich mit Überlegung gewählt. Auch trug sie das Haar nicht kurz, was ihm so besonders unweiblich und häßlich erschien, sondern unter dem flotten grünen Hut kamen festgeflochtene, dicke braune Zöpfe zum Vorschein.

Sie plauderten über verschiedene Bergwanderungen.

In den Berchtesgadener Alpen hatte sie schon die meisten Gipfel bestiegen.

„Immer allein?“

„Natürlich! Mit wem sollte ich denn gehen?“

„Wenn ich Ihr Bruder oder ein Verwandter von Ihnen wäre, würde ich es Ihnen verbieten.“

„Auch wenn ich einen Bruder oder einen näheren Verwandten hätte, würde ich mir das nicht gefallen lassen,“ sagte sie lachend. „Ich arbeite und verdiene mir selbst mein Leben. So brauche ich auch keinen Menschen zu fragen, was ich tun darf oder was nicht, und es hat niemand das Recht, mir ein Vergnügen zu verwehren, das mich beglückt.“

Er blieb stumm, aber seine Stirne hatte strenge Falten. Es ging ihn ja weiter nichts an. Was kümmerte ihn dieses Frauenzimmer? Aber im Prinzip ärgerte ihn diese Selbständigkeit, dieser Freiheitstrotz, den er bei dem weiblichen Geschlecht ungehörig fand. —

Es war Mittagszeit, als sie nach langer Wanderung das Störhaus erreichten. Sie waren die einzigen Gäste. Im Oktober kamen nur selten Touristen.

Da man sie zusammen ankommen sah, wurde ihnen auch an einem Tisch gedeckt.

„Wie wunderlich!“ dachte er. „Wie wir zwei Wildfremden nun da vom Zufall in eine scheinbare Vertraulichkeit zusammengeschoben werden! — Was wohl meine Tochter, meine Kollegen sagen würden, wenn sie mich sähen?“

Er fand Hannas Gesicht allerdings immer anziehender, je mehr er es betrachtete. Es war rund und weich, durchaus nicht ungewöhnlich in der Form, und keine besondere Unregelmäßigkeit störte. Aber die hellen Augen unter den dunklen Brauen hatten eine eigenartige Leuchtkraft, schauten so klar, so eindring-

lich, daß sie den Blick im Bann hielten, strahlten förmlich von begeisterter Bewunderung für die Schönheit der Welt. Und doch lag um den Mund viel nachdenklicher Ernst. Man fühlte, dieses kraftvolle, frohgenießende Wesen, das sich mit so dankbarem Wohlbehagen von der Herbstsonne bescheinen ließ, hatte schon Trauriges durchlitten; im Kampf mit dem Leben, in ernsten Erfahrungen war diese selbstbewußte, tapfere Persönlichkeit herangereift.

So jung wie im ersten Augenblick, da er fast ein wenig väterlich zu ihr gesprochen hatte, erschien sie ihm nun nicht mehr, seitdem das glühende Rot aus ihren Wangen wich. Erst hatte er sie für kaum vierundzwanzig gehalten, nun verrieten ihm doch ein paar Linien um den Mund, daß sie wohl dreißig, vielleicht auch einige Jahre mehr zählen mochte. Sie lebte in München und kam wohl durch ihre geschäftliche Stellung mit Künstlern in Berührung, jedenfalls wußte sie sehr anregend über die verschiedensten Dinge zu plaudern.

Während er sich so, trotz seines Mißtrauens gegen ihre Wesensart, eigentlich recht gut mit ihr unterhielt, fragte er sich im stillen wiederholt, ob seine Tochter nicht zu wenig Interessen, zu wenig ernste Beschäftigung habe, nicht in einem zu engen Kreise eingesponnen sei.

Sie durften nicht allzulange rasten, wenn sie an dem kurzen Herbsttag noch vor Einbruch der Dunkelheit Berchtesgaden erreichen wollten. Hanna war sofort marschbereit. Ihm selbst fehlte sein Mittagschlaf, und es beschämte ihn, daß sie wohlgemut und frisch voranschritt. Zum Glück konnte sie auch schweigen. Es wäre ihm sehr auf die Nerven gegangen, wenn sie auch während des Abwärtssteigens eine lebhafte Unterhaltung von ihm verlangt hätte.

Als sie den Wald erreichten, sank schon wieder der Nebel nieder, und es ward dämmerig zwischen den Bäumen.

In dem fahlen Licht hatte er wohl eine Wurzel übersehen; er stolperte, versuchte sich noch zu halten, verlor aber doch das Gleichgewicht und fiel hin.

Ein starker Schmerz an seinem Knöchel raubte ihm einen Augenblick fast die Besinnung.

Seine Begleiterin sprang erschrocken zu ihm zurück, half ihm sich aufrichten und bot ihm ihren Arm, da sie sah, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

„Stützen Sie sich nur fest auf mich!“ bat sie ohne Ziererei.

Er versuchte aufzutreten, aber der rechte Fuß versagte den Dienst.

„Ich kann nicht weiter!“ seufzte er trostlos. „Vielleicht habe ich mir eine Sehne zerrissen. Jedenfalls ist es eine starke Zerrung. Da kann ich nun hier liegen bleiben!“

„Zum Glück haben wir nicht viel mehr als eine Stunde bis Gern. Ich laufe hinunter und hole Leute, die Sie tragen,“ suchte sie ihn zu beruhigen und war schon beschäftigt, ihm seinen Lodenmantel auf das Moos zu breiten, damit er sich bequem niederlassen konnte. „Ich glaube, hier ist es ganz windstill,“ sagte sie noch. Dann rannte sie bergab, ehe er ihr nur in seiner Bestürzung ein Wort des Dankes zu sagen vermocht hatte.

So peinlich auch seine Lage war, er mußte sich gestehen, daß ihm ein freundlicher Zufall die Weggenossin hatte finden lassen. Wenn er allein gegangen wäre, dann könnte er wohl die ganze Nacht im Walde liegen und sich den Tod holen. Auch Rufen hätte

nichts geholfen. Der Wind rauschte in den Wipfeln, vor seinem mächtigen Lied wurde eine menschliche Stimme schwach und klein.

Düster wurde es, immer düsterer. Nur im Westen blieb noch ein glühend roter Streifen zwischen dem weichen Grau, das allmählich den Wald umspann; das letzte Licht, ehe die volle Dämmerung hereinbrach.

Er hielt die Uhr in der Hand und betrachtete das Vorrücken des Zeigers. Wie langsam doch die Minuten vergingen, wenn man sie zählte!

Er konnte ja ausrechnen, wie lange es im besten Fall dauern müsse, bis er erlöst werden würde. Aber wer weiß, ob dieses fremde Mädchen sich nicht damit begnügte, an eine Rettungsstation zu telephonieren. Warum sollte sie sich besonders um ihn kümmern? Sie hatte ja schon ihre Pflicht getan, wenn sie es meldete, daß da oben im Wald ein Mann liege, der nicht weiter könne.

In Angst, Zorn und Ungeduld stöhnte und murrte er vor sich hin. Als einzige Hoffnung standen aber dann doch immer wieder die hellen, leuchtenden Mädchenaugen vor ihm, aus dem Nebel schien das kluge Gesicht aufzutauchen mit dem reizvollen Lächeln, in dem so viel Ernst und so viel Güte lagen.

Erst hatte er sich noch mit Rauchen die Zeit vertrieben. Nun schmeckte ihm auch die Zigarre nicht mehr. Er war durstig. Der Knöchel war schon dick geschwollen, und der Fuß schmerzte bei der leisesten Bewegung. Alle die Schreckensmeldungen, die er oft in der Zeitung gelesen hatte von Menschen, die ein paar Tage und Nächte lang verlassen im Walde gelegen hatten, dem Wahnsinn nahe vor Hunger und Durst, fielen ihm ein; immer drückender und banger lastete die Hochgebirgseinsamkeit auf ihm.

Endlich ein Laut. War es nur ein Tier, das über den Weg huschte, oder der Schritt eines Menschen? Er lauschte in atemloser Erwartung.

Und dann — dann atmete er auf wie ein Erlöster: es fiel wirklich der Schimmer einer Laterne auf den Moosgrund, und gleich darauf sah er das liebe Gesicht, das glühend von raschem Marsch sich zu ihm herabneigte.

„Ist Ihnen die Zeit recht lang geworden?“ rief Hanna, noch atemlos vom Steigen. „Gleich werden die Leute mit der Tragbahre dasein. Ich habe Ihnen Tee mitgebracht. Sie sind gewiß sehr durstig?“

Man muß stundenlang regungslos und hilflos im dunklen Wald gelegen haben, um zu fühlen, welches Glück es ist, wieder eine Menschenstimme zu hören! Er war so ergriffen und gerührt von ihrer Fürsorge, daß er gar nicht zu sprechen vermochte, ihr nur stumm die Hand küßte.

Sie goß aus der Flasche, die sie vorsichtig getragen hatte, einen Becher mit Tee voll und kniete vor ihm nieder, um den Trank nicht zu verschütten. So waren sie sich ganz nahe in dem kleinen Lichtschimmer der Laterne, mitten in dem tiefen, unheimlichen Grau der Nacht.

Nie hatte er mit solchem Genuß getrunken.

„Nun müssen Sie den ganzen Weg noch einmal machen, Fräulein! Ich habe keine Worte, um Ihnen für diese Aufopferung zu danken!“ sagte er bewegt.

„Aber reden Sie doch nicht von so Selbstverständlichem!“ wehrte sie ab. „Sie hätten mich doch auch nicht allein hier liegen lassen, wenn mir etwas passiert wäre. — Hören Sie, jetzt rückt auch schon Ihr Sanitätswagen an!“ fügte sie heiter hinzu. „Und es wird heller. Der Mond steht schon über dem Watzmann.

Mir war nur bang wegen der Dunkelheit. Nun werden Sie prächtig hinunterkommen."

Steine kollerten unter schweren Nagelschuhen. Die Träger tauchten aus dem blassen, nun rasch sich lichtenden Grau auf. Sie hatten Decken und Mäntel auf eine der Bahren aus dem Forsthause gelegt, auf denen sonst die schweren Hirsche zu Tal geschleppt wurden. Für ihre starken Arme war es keine Schwierigkeit, den schlanken Mann, der trotz seiner stattlichen Größe kein übergroßes Gewicht hatte, zu heben. Dann ging der Transport glatt weiter. Hanna schritt voran. In dem gedämpften Mondglanz hatte ihre Gestalt wieder etwas ganz Unirdisches wie im ersten Augenblick, da sie plötzlich vor ihm auf dem Gipfel aufgetaucht war.

In Gern stand schon der Wagen bereit, den Hanna telephonisch bestellt hatte. Trotz ihrer Eile hatte sie nichts vergessen.

Nun wollte sie sich von ihrem Weggenossen verabschieden und allein zu Fuß nach Berchtesgaden wandern. „Es ist ja Mondschein. Warum nicht!" meinte sie mutig.

Es schien ihr wohl peinlich, in der Nacht mit einem fremden Herrn vor dem Hotel abzusteigen, und Jordan fand diese Scheu sehr am Platze. Es hätte ihn beleidigt, wenn er ihr schon so alt vorgekommen wäre, daß sie gar keine Bedenken getragen hätte, in seiner Gesellschaft gesehen zu werden. Aber er erklärte doch mit großer Entschiedenheit, daß er in Gern auf die Rückkehr des Wagens warten würde, wenn sie sich nicht entschließen wolle, mit ihm zu fahren.

So mußte sie mit ihm einsteigen.

Natürlich hielt man sie im Hotel für ein Ehepaar, und während man dem Leidenden aus dem Wagen

half, mußte Hanna sich wehren gegen das gemeinsame Zimmer, das man ihr zeigte.

Sie hätte sich lieber ein einfacheres Gasthaus gewählt als das Hotel Bellevue, das das nächste war, an dem man vorüberkam. Aber sie wollte auch nicht mehr lange um ein Quartier herumirren und war froh, als sie in ihrem Stübchen im obersten Stockwerk müde und erschöpft auf ihr Bett sinken konnte. —

Am nächsten Tag regnete es. Die verschlossenen Mietwohnungen, die vereinsamten Villen, in deren Gärten die letzten Blumen von der Nässe erdrückt wurden und der Wind die welken Blätter auf die Wege wehte, machten einen recht melancholischen Eindruck. Hanna war nach dem Frühstück fortgegangen, um sich eine Bluse zu kaufen, da sie nicht in ihrem Bergkostüm bei Tisch erscheinen mochte.

Nach dem trübseligen Herumpatschen in den nassen Marktgassen wirkte es herzerfreuend und erwärmend, daß ihr Begleiter von gestern sie mit solcher Freundlichkeit grüßte.

Er durfte ja nach der Verordnung des zu Rate gezogenen Arztes den kranken Fuß nicht benützen, aber es hatte sich im Hotel ein Fahrstuhl gefunden, auf dem er sich in den Speisesaal hatte schieben lassen.

„Wie ein Römer werde ich liegend essen,“ sagte er, ganz vergnügt auf seinem bequemen Stuhl ausgestreckt.

Er hatte mit weiser Vorsicht seinen Koffer nach Berchtesgaden vorausgeschickt und zeigte sich nun in einem eleganten grauen Sommeranzug, der zu seiner würdigen Erscheinung, zu seinem strengen Gesicht besser paßte als das Sportkostüm.

„Wirklich vornehm sieht er aus,“ dachte Hanna.

Wenn er gestern bis zu seinem Unfall eine gewisse

ironische Überlegenheit, fast eine nachsichtige Herablassung an den Tag gelegt hatte, so bemühte er sich nun, so liebenswürdig und zuvorkommend gegen die neue Bekannte zu sein, als er nur irgend konnte. Je mehr er darüber nachdachte, wie es ihm ohne ihren Beistand hätte ergehen können, desto tiefer fühlte er sich in ihrer Schuld. Eine Weile hatte er überlegt, ob er Hanna wohl ein Geschenk machen dürfe; aber sie lehnte ja schon jeden Dank energisch ab, und er fürchtete daher, sie zu kränken. Es schien ihm schließlich ratsamer, in galanter Ritterlichkeit seine Erkenntlichkeit auszudrücken.

Er bat sie, an dem Tischchen neben seinem Fahrstuhl ihre Mahlzeit einzunehmen, und hatte dafür gesorgt, daß ein kleiner Strauß neben ihrem Gedecke lag.

Sie zeigte eine rührende Freude über diese Aufmerksamkeit und sagte lächelnd: „Ich habe noch so selten Blumen geschenkt bekommen!“

Er beschloß, daß sie nun täglich den hübschen Tafelschmuck finden sollte.

Es waren nur noch wenige Gäste im Hotel: eine englische Familie, die still und stumm ihre Mahlzeiten einnahm, und eine rumänische mit vielen Kindern, die desto lauter schrieen und um so lebhafter herumtollten.

Wie auf einer abgeschlossenen Insel saßen die beiden Gefährten in ihrer Nische, nur aufeinander angewiesen, unwillkürlich in eine gewisse Vertraulichkeit hineingedrängt.

Abends spielte Hanna Schach mit dem Regierungsrat; er war ihr überlegen, und es machte ihm großen Spaß, wenn er ihr die Partie abgewann.

Draußen goß unaufhaltsam der Regen nieder auch

an den nächsten Tagen und wirkte auf diese vom Zufall zusammengewürfelten Menschen mit einem stärkeren Zauber, als es der schönste Sonnenschein vermocht hätte. Wie mit weichen, schmeichelnden Händen schob dieses Grau sie immer näher zueinander, glättete die Gegensätze, die zwischen ihnen lagen, wob eine Art Weltvergessenheit um sie, in der ihnen das gewohnte Leben völlig versank.

Wenn Hanna ausging, bat Jordan mit dem Egoismus, den er sich als Patient gestatten zu dürfen glaubte: „Nicht wahr, Sie kommen bald wieder?“ Jeden Abend flehte er: „Noch ein Viertelstündchen leisten Sie mir Gesellschaft! Ich bin ja froh, wenn ich Ihnen nur still gegenübersitzen und Sie anschauen darf!“

Und für sie hatte seine fast feierliche Huldigung, diese respektvolle Galanterie einen großen Reiz. Sie ertrug es sichtlich in recht guter Laune, daß sie durch das schlechte Wetter wie gefangen war und die kurze Urlaubszeit, die ihr vergönnt blieb, so tatenlos verrann.

Wie ihm das schmeichelte! Wie lieb sie ihm wurde durch diese gleichmäßige Heiterkeit, die den nüchternen Speisesaal, in den er gebannt blieb, förmlich durchwärmte und festlich überglänzte, so oft sie eintrat!

Ach, sie waren beide, er mit seinen achtundvierzig, sie mit ihren dreiunddreißig Jahren, schon in dem Alter, in dem man nicht mehr mit jugendlicher Siegesgewißheit auf das Glück vertraut und es für so leicht hält, ein Herz zu erobern, in dem es schon wie ein liebes Wunder erscheint, einem Menschen Interesse zu erwecken.

So genossen sie denn mit Scheu, mit Staunen, mit wachsender Erregung die eigenartig gehobene Stimmung dieser stillen Tage und hätten jede Ver-

änderung, sogar den Sonnenschein, als eine Störung empfunden.

Von ihrem gewohnten Leben sprachen sie nicht viel. Der Regierungsrat wußte nun, daß Hanna als Zeichnerin in einem kunstgewerblichen Atelier angestellt war, daß sie keine Eltern mehr hatte und allein in einer Münchener Pension lebte.

„Sie erwarten keine Briefe?“ fragte er sie einmal.

Halb lachend, halb wehmütig schüttelte sie den Kopf. „Ach nein! Ich habe wohl viele liebe Bekannte, aber niemand steht mir so nahe, daß ich während der paar Wochen meine Adresse angäbe.“

Eigentlich klang das traurig, und er hätte früher ein Mädchen ohne Familienanschluß für ein ganz überflüssiges, armes Geschöpf gehalten. Nun aber sah er so vergnügt aus, als hätte sie ihm die angenehmste Mitteilung von der Welt gemacht.

„Ich habe meiner Tochter nichts von meinem Unfall geschrieben,“ sagte er. „Wozu sie beunruhigen? Sie soll es erst erfahren, wenn ich wieder ganz mobil bin.“

Heimlich gestand er sich auch, daß er gefürchtet hatte, Margot würde sofort zu seiner Pflege zu ihm reisen, und ihr Besuch wäre ihm doch eigentlich recht unbequem gekommen.

Nach einer Woche konnte er schon wieder am Stock herumhumpeln; aber er freute sich kaum über seine Genesung, denn in zwei Tagen kam ja nun der Abschied, das Ende dieser hübschen kleinen Regenwetteridylle. Hanna mußte am Montag in München sein.

Am letzten Nachmittage war sie noch ausgegangen. Ihm wurde die Zeit lang, und er erwartete sie sehnsüchtig zurück.

Endlich kam sie mit erfrischten, rosigen Wangen in

das Gastzimmer, wo er seine Zeitungen las, und rief: „Herr Regierungsrat, Sie sollten sich wirklich diese zauberische Beleuchtung jetzt ansehen!"

Er stützte sich auf ihren Arm und ließ sich von ihr auf die Veranda führen, von der man einen weiten Blick über die Gegend hat. Der Wolkenvorhang hatte sich gelichtet. Von strahlendem Blau war mit einem Male der Himmel, die beschneiten Bergspitzen überzog glühendes Rot wie ein Feuerbrand. So nahe schienen die Wände des Göll, daß man jeden Felsenriß zu unterscheiden vermochte, und über der so lange grauen Landschaft lag ein förmlicher Farbenrausch.

Jordan fand es köstlich, sich an Hanna zu lehnen, ihre Nähe zu spüren. Aus dem warmen Mädchenarm, auf dem seine Hand ruhte, schien ein wonniges Gefühl auf ihn einzuströmen: Jugendglut, Jugendleichtsinn.

Er drückte den Arm immer fester an sich und war eben im Begriff, den tollen Wünschen, die ihn erfaßt hatten, nachzugeben, ihren Mund zu küssen, der ihn so unwiderstehlich anlockte, als die Türe aufgerissen wurde und die rumänische Familie hereinstürmte.

Da trat er diskret von Hanna weg und begann ein gleichgültiges Gespräch.

Zuerst ärgerte er sich über die Störung, aber nachdem die leidenschaftliche Stimmung etwas verflogen war, setzten auch wieder die Bedenken und Zweifel ein, und sein Verstand warnte: Wer weiß, zu was es gut ist, daß du dich nicht hast hinreißen lassen! Du kennst dieses Mädchen ja viel zu wenig. Wie kannst du in deiner Stellung noch — und was würde deine Tochter sagen?

Mit einem Male wurde er wieder förmlich und feierlich.

Ein Zufall wollte, daß er am Abend verschiedene

Briefe aus der Heimat erhielt, einen von seiner Tochter und ein paar geschäftliche Nachrichten, die ihn wieder ganz in die gewohnte Umgebung versetzten, der er eine Weile entrückt gewesen war.

In dieses Milieu paßte Hanna nicht herein. Er sah einen Berg von Schwierigkeiten, von Konflikten und Widersprüchen sich auftürmen.

Hatte er nicht schon längst dem Glück entsagt? Er würde sein Herz bezwingen und schweigen.

So bestellte er nur einen großen Rosenstrauß zum Abschied, dankte Hanna nochmals mit herzlichen Worten für ihre Rettung und hoffte, daß sie sich wieder einmal im Gebirge begegnen würden. Von einem Wiedersehen in München sagte er nichts.

Sie hatte ihr tapferes Lächeln, als sie ihm die Hand gab, aber er meinte doch eine heimliche Enttäuschung in ihrem ausdrucksvollen, lieben Gesicht zu lesen. Einen Augenblick schaute sie ganz wehmütig zurück auf den stillen Speisesaal, als dächte sie: „Hier war nun ein Stückchen Heimat. Nun gehe ich wieder fort in die Einsamkeit!“

Recht katzenjämmerlich war es ihm zumute, als er ihrem Wagen nachschaute. Er verlangte auch sofort seine Rechnung. Hier blieb er keinen Tag länger. Er wollte, solange sein Urlaub dies zuließ, nach dem Süden fahren.

In München hatte das herbstliche Leben begonnen. Die Fremden waren fort, die Einheimischen vom Land zurückgekehrt. Die Auslagen erstrahlten im hellsten elektrischen Lichte; man rüstete sich in den Geschäften schon zu dem großen Wettkampfe des Weihnachtsmarktes. Die Damen standen neugierig vor den Schau-

fenstern mit den neuen Wintertoiletten und Winterhüten. Allabendlich zog ein Strom von Menschen durch die Theatinerstraße, um zu schauen, zu schwatzen, Bekannte zu treffen, Toiletten bewundern zu lassen, die Vorübergehenden zu mustern.

Hanna hatte nicht Zeit zu langsamem Schlendern. Sie war müde, wenn sie aus ihrem Arbeitszimmer, wo sie ein Dutzend Stickerinnen zu beschäftigen und zu beaufsichtigen hatte, in ihre Pension zurückkehrte.

Nach ihrem Urlaub war es ihr zuerst recht schwer geworden, sich wieder in den gewohnten einförmigen Trab zu finden. Wenn sie morgens aufstand, fielen ihr immer wieder die Goetheschen Verse ein:

Wie schal und abgeschmackt ist solch ein Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben stets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt
Und kein geliebter Zweck euch endlich lohnt!

Sie sagte sich freilich, um ihre Unzufriedenheit niederzukämpfen, daß sich ja nichts geändert habe, daß sie sich bisher doch auch immer gefreut habe, zu schaffen, sich eine unabhängige Existenz aus eigener Kraft zu behaupten. Aber die rechte Lust, die gute Stimmung, die sie sonst empfunden, wenn ein neuer Arbeitstag anbrach, wollten sich nicht wieder einstellen.

Eine kurze Weile hatte sie geglaubt, daß sie einem Menschen unentbehrlich sei, sie hatte gemeint, daß es auch für sie noch Glück und Liebe geben könne. Ihre Gedanken waren mit leisem Hoffen vorwärts gewandert, hatten ihr liebe Vorstellungen vor die Augen gegaukelt von Familienbehagen, von einem geborgenen Platz im Leben, von einem friedlichen Heim — Träume, denen sie nun nicht länger nachhängen durfte, die ihr weh taten. Sie hatte sich doch schon so abgefunden gehabt mit ihrem einsamen Leben. Warum mußte

diese neue Enttäuschung ihr seelisches Gleichgewicht stören und so manche bittere Erinnerung wieder lebendig machen?

Es gab kein anderes Heilmittel, als sich kopfüber in die Arbeit zu stürzen, damit zum Nachgrübeln keine Zeit blieb.

Sie hatte die Zeichnung zu einer Truhe entworfen, die noch bis Weihnachten ausgeführt werden konnte, sie übte sich also zu Hause in der Batiktechnik und ging ganz versunken, nur mit Farben und Formen beschäftigt, ihren Weg.

Da sagte plötzlich eine wohlbekannte Stimme: „Guten Abend, Fräulein Hartmann!“

Sie war erschrocken über die unerwartete Anrede und wurde noch mehr verwirrt, als sie ihren Wandergefährten vom Untersberg erkannte.

„Sie hier in München, Herr Regierungsrat?“ sagte sie ganz verlegen.

„Ja — auf der Durchreise. Ich war bis gestern in Bozen. Nun geht mein Urlaub zu Ende. Aber ich konnte nicht durch München fahren, ohne Sie aufzusuchen. Seit Stunden stehe ich schon vor Ihrem Atelier. Endlich wurden die Lichter ausgelöscht und nun —“

Er stockte.

Sie aber hatte, während er in ganz ungewohnt hastiger und aufgeregter Weise sprach, ihre Ruhe wiedergefunden und sagte heiter: „Ich freue mich sehr, Sie noch einmal zu sehen! Aber warum haben Sie nicht Ihre Karte hinaufgeschickt? Es tut mir so leid, daß Sie warteten —“

„Ich wußte nicht, ob Ihnen das angenehm wäre. Kann ich jetzt,“ fügte er fast feierlich und mit sehr ernsthafter Miene hinzu, „kann ich ein Stündchen mit Ihnen sprechen — allein und ohne Störung?“

Sein Ton, seine ganze Art weckten eine Spannung, eine halb bange, halb freudige Erwartung in ihr; um so mehr bedrückte es sie, daß sie ja eigentlich kein Heim besaß, in das sie ihn führen konnte. Ihr eigenes Zimmer war ja recht hübsch und behaglich, aber es ging doch nicht wohl an, ihn da zu empfangen.

Nach einer Pause sagte sie: „Das Lesezimmer in unserer Pension ist jetzt, während das Abendessen serviert wird, sicher ganz leer. Wenn Sie also mitkommen wollen —“

Sie gingen ziemlich schweigsam durch die belebten Straßen. Er schien so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er fast zerstreut antwortete, als sie ihn fragte, ob er schöne Tage in Bozen gehabt habe.

„Ach ja. Das heißt, das Wetter war recht hübsch,“ warf er hin und hastete dann wieder ungeduldig vorwärts.

Sie konnte ihm kaum folgen und meinte lachend: „Ihr Fuß ist jedenfalls wieder ganz hergestellt. Sie schlagen den reinsten Galopp an.“

„Verzeihen Sie — bitte! Ich merkte gar nicht, wie rasch ich lief.“

Als sie vor der Pension angekommen waren, sagte er: „Sie werden nun erst essen wollen. Ich will also warten.“

Hanna hatte einen Blick in das Lesezimmer geworfen. Es war ganz leer. Nur eine verschleierte Lampe brannte in der Ecke.

Seine Erregung hatte auch Hanna angesteckt, so daß sie mit voller Wahrheit versichern konnte, es eile ihr gar nicht mit dem Essen. Sie könne übrigens Tee hierher bringen lassen.

Er fand das reizend gemütlich. „Wie in den schönen Tagen in Berchtesgaden,“ sagte er und blickte sie an.

„Wie ich mich nach Ihrem Gesicht gesehnt habe!“ flüsterte er. „Bitte, nehmen Sie den Hut ab. Er gibt Ihnen etwas Fremdes. — So — so ist's gut! So kenne ich Sie erst ganz wieder!“

Der Tee wurde gebracht. Sie schenkte ihm eine Tasse ein, denn sie war ordentlich froh, sich irgendwie zu beschäftigen. Es machte sie befangen, wie er so saß und sie anstarrte.

Eine Weile blieb es ganz still, und sie tranken schweigend ihren Tee.

Dann endlich begann er, näher zu ihr hinrückend, mit bewegter Stimme: „Wir wollen ganz aufrichtig miteinander sprechen, ganz klar und offen. Ist es Ihnen recht?“

„Gewiß,“ meinte sie und sah ihn erwartungsvoll an.

„Da muß ich Ihnen vor allem gestehen, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, Sie zu vergessen, daß mir das aber nicht gelungen ist.“

Sie lächelte, halb belustigt, halb gerührt. „War die Erinnerung denn so schwer zu tragen, daß Sie sie um jeden Preis los sein wollten?“

„Spotten Sie nicht! Sie wissen sehr wohl, daß die Erinnerung schön gewesen ist für mich. — Aber Erinnerung! Ist das nicht überhaupt etwas Wehmütiges? Man hat einen sympathischen Menschen getroffen, man hat unvergeßliche Stunden mit ihm verlebt — und das soll nun alles vorbei sein, der Vergangenheit angehören!“

Sie schwieg, sah ihn nur mit einem Ausdruck der Verwunderung an.

Da fuhr er eifrig fort: „Sie haben ja alle Ursache, über mich zu lächeln. Erst ließ ich Sie abreisen, ohne von einem Wiedersehen zu sprechen, wochenlang haben Sie nichts von mir gehört — und nun platze ich plötz-

lich in Ihr Leben herein! Ich weiß ja gar nicht, wie viel sich Ihnen zwischen jene Herbsttage geschoben hat, wie verblaßt sie Ihnen schon sind und —“

So heiße Angst klang aus den Worten, daß sie ihn rasch beruhigte: „Mein Urlaub war zu Ende, Herr Regierungsrat, und was ich hier erlebe, ist Arbeit, nur Arbeit. Meine Erholungsstunde ist es, wenn ich hier einmal abends ein Buch lese. Auch dazu bin ich oft zu müde.“

Er schien sehr beglückt; sein strenges Gesicht, das heute ein warmes Empfinden belebte, war ganz verjüngt. „Sie ahnen ja nicht, welche Reue mich in dem schönen Bozen gefoltert hat, weil ich so stumm geblieben war. Ich hatte Sie nicht einmal gefragt, ob Ihnen die zusammen erlebten Tage auch lieb gewesen seien. Als ich allein war, fühlte ich erst, wie ich mich selbst gestraft hatte für mein feiges Schweigen. — Sagen Sie mir also, Fräulein Hanna, haben Sie noch zuweilen zurückgedacht an die gemeinsame Wanderung? Hat die Regenwoche in Berchtesgaden Ihnen auch den Eindruck hinterlassen, als wäre da in dem Herbstgrau das Glück an uns beide herangetreten mit leisem Winken?“

Sie nickte und nahm die Hand, die er ihr über den Tisch herüberreichte.

Es kam eine liebe, warme Stille, in der sie sich einander näherten ohne Worte.

„Mein Bekenntnis ist noch nicht zu Ende, Hanna,“ sagte er dann. „Sehen Sie, wenn ich ein freier Mann wäre, dann hätte ich wohl schon damals meinem Herzen nachgegeben und das Glück, das uns so nahe war, nicht wieder fortgleiten lassen. Aber ein Familienvater, ein Beamter, ein Mann in meinen Jahren hat leider schon lernen müssen, Rücksichten zu nehmen,

sich vor einem raschen Schritt zu scheuen. Ich gestehe Ihnen, ich glaubte, daß ich wieder die Kraft haben würde, zu entsagen, zu verwinden. Aber die Sehnsucht nach Ihnen war viel, viel stärker als jedes andere Begehren, das wohl im Laufe der Jahre an mich herangetreten ist, über das ich ohne allzu tiefen Schmerz hinwegkam. Wenn ein alternder Mann von der Liebe erfaßt wird, dann beherrscht sie ihn auch mit einem Ernst, mit einer Macht, gegen die kein Sträuben hilft. Umsonst habe ich mir immer wieder vorgesagt, wie fremd wir uns sind, wie wenig ich im Grunde von Ihnen weiß. Nicht einmal das Eine, das Wichtigste: ob Sie frei sind. Ob kein anderer Rechte an Sie besitzt —"

„Ganz frei!" erwiderte sie und sah ihn an mit dem klaren Blick, der ihn so für sie eingenommen hatte.

„Ich kann es kaum fassen, daß ein so anmutiges Geschöpf wie Sie wirklich ganz allein in der Welt stehen soll und —"

„Ein armes Mädchen wie ich," unterbrach sie ihn mit einem wehmütigen Lächeln, „findet so leicht keinen Freier."

„Und Ihr Herz wäre wirklich stumm geblieben?" fragte er ungläubig. „Die Arbeit allein kann Ihnen doch nicht genügt haben. Sie haben so warme Augen! Es scheint mir unvereinbar mit Ihrem ganzen Wesen, daß Sie unberührt von der Liebe dahingegangen seien. Sie müssen auch heiße Sehnsucht nach einem vollen Menschenglück empfunden haben! — Gestehen Sie es mir, Hanna! Sie waren doch sicherlich schon einem Manne gut?"

Er schaute ihr so fest in das Gesicht in seinem glühenden Verlangen, ihre Vergangenheit zu kennen, daß er wohl sah, wie sie die Farbe wechselte, daß ihm der düstere Ausdruck ihrer Züge nicht entging.

Sie kämpfte mit sich, ob sie das Traurigste in ihrem Leben, das tiefe Leid, das sie am liebsten vergessen und begraben hätte, noch einmal ans Licht zerren müsse, ob sie es ihm wirklich schuldig sei, ihre bitterste Erfahrung zu bekennen.

„Seit meiner früheſten Jugend mußte ich mir selbst mein Leben bauen,“ sagte sie dann mit einem letzten Versuch, seinem dringenden Verhör auszuweichen. „Meine Eltern starben, als ich noch nicht zwanzig Jahre alt war. Mein Vater war ein pflichttreuer, fleißiger Oberlehrer gewesen, und Sie werden wissen, daß man sich in diesem Beruf keine Reichtümer sammelt. Ein Mädchen aber, das angestrengt um die Existenz ringen muß, hat wenig Zeit übrig, um Träumen und Wünschen nachzuhängen.“

Er fühlte, daß sie ihm etwas verschwieg, und in seinem Wunsch nach Klarheit fuhr er mit fast grausamer Hartnäckigkeit fort: „Halten Sie es mir zugute, wenn ich es ausspreche, daß für die Kreise, in denen ich lebe, ein alleinstehendes, arbeitendes Mädchen noch eine fremde Erscheinung ist. Ich möchte also nur das eine von Ihnen hören, ob nichts in Ihrer Vergangenheit liegt, das später einmal störend zwischen uns treten könnte. Sie wissen ja, wie man sich in einer kleineren Stadt für den lieben Nächsten interessiert. Und ich bin ja kein freier Mann, als Beamter —“

„Ich habe nie etwas getan, dessen ich mich zu schämen hätte. Ich brauche vor niemand die Augen niederzuschlagen,“ unterbrach sie ihn mit zorniger Abwehr. „Warum kamen Sie wieder in meine Nähe, wenn Sie kein Vertrauen zu mir besitzen? Rückhaltloses Vertrauen ist die erste, unerläßliche Bedingung zum Glück, und wenn es Ihnen daran fehlt —“

Ganz zerknirscht faßte er ihre Hand. „Seien Sie

mir doch nicht böse, Hanna! Ich vertraue Ihnen, ich weiß, daß Sie ein vortreffliches, warmherziges, tapferes Menschenkind sind! Aber ich meine, man muß sich doch auch kennen. Ich bin bereit, Ihnen mein ganzes Leben zu enthüllen. Volles Vertrauen kann doch nur auf gegenseitige Aufrichtigkeit gegründet sein."

Sie zögerte, dann sagte sie mit ernstem Entschluß: „Wenn Sie so beharrlich darauf bestehen, muß ich wohl sprechen über eine schmerzliche Herzenserfahrung. Es ist ja auch in wenigen Worten gesagt. Ich habe allerdings einmal einen Mann sehr, sehr lieb gehabt. Wir waren beide recht jung, als wir uns verlobten und wußten, daß wir warten müßten. Ich hätte auch an ihm gehangen in unverbrüchlicher Treue, und wenn es zehn Jahre gedauert hätte, denn ich glaubte an sein Talent, an seine Liebe. Er war ein recht begabter Künstler und ging nach Berlin, um sich einen sicheren Verdienst als Illustrator an einer großen Zeitung zu suchen. Aber nach einigen Jahren kam die große Wandlung — oder vielleicht hatte ich mich überhaupt in ihm geirrt. Sein Talent hielt so wenig stand wie seine Liebe. Jetzt ist er längst für mich tot —"

„Verzeihen Sie, Hanna, daß ich an eine schmerzende Wunde gerührt habe," sagte er, bewegt von dem Ton, in dem sie sich das Geständnis abgerungen hatte. Er fühlte, daß die Erinnerung an die erlittene Enttäuschung sie noch immer erschütterte. Aber ihm war es doch leichter ums Herz, seit er wußte, was sie erlebt hatte. Wenn sie nur die Bitterkeit der Liebe erfahren, durfte er wohl hoffen, daß sie dankbar sein würde für das stille Glück, das er ihr zu bieten hatte.

„Glauben Sie mir, Hanna, es ist besser, daß Sie mir nichts verschwiegen haben. Nun wage ich auch die Frage an Sie zu richten, die mir schon seit Wochen

auf den Lippen liegt: Wollen Sie meine Frau werden?"

Sie hatte die Worte erwartet, hatte sie heimlich ersehnt, und doch erschrak sie in dem Augenblicke, da sie vor der ernsten Entscheidung stand, bei dem Gedanken, ihre Freiheit und Unabhängigkeit aufzugeben.

„Gönnen Sie mir eine kurze Bedenkzeit, Herr Regierungsrat," bat sie sanft. „Das kommt alles so plötzlich, so überraschend. Ich bin Ihnen gewiß von Herzen gut, aber ich stehe doch auch in einem Alter, in dem man nicht ohne reifliche Überlegung in ein neues Leben hineinstürmt."

Seiner ganzen Charakteranlage nach gefiel es ihm, daß sie nicht sofort zugriff. Aber er flehte doch: „Lassen Sie mich nicht zu lange warten! Ich werde in der großen, fremden Stadt wie eine arme Seele herumirren, bis Sie mich rufen!"

Dann empfahl er sich mit einer ernsten, stummen Verbeugung.

Der schwere Konflikt, der an jedes Mädchen herantritt, wenn es vor die Entscheidung gestellt wird, blieb Hanna nicht erspart. Aber auch bei ihr siegte das Herz, siegte jene alte, urewige Sehnsucht, die in jeder Frauenseele lebt und auch im Beruf nicht erstickt wird — nach Geliebtwerden, nach einem Menschen, der treu an ihrer Seite stehen wollte, nach häuslichem Glück. Gerade weil sie sich so allein durch das Leben hatte kämpfen müssen, weil sie so manche Bitterkeit des Schicksals gekostet hatte, erschien es ihr wie die Rettung aus sturmbewegter See an ein friedliches Gestade, wenn sie als Frau eines Staatsbeamten in eine gesicherte, unantastbare Stellung kam.

Am Sonntagnachmittag verlobten sie sich. Es war trotz des Novembers ein warmer, sonniger Tag, als sollte es Frühling werden. Die Isar glänzte lichtblau, die Zugspitze stand groß und klar im Hintergrunde des Tals.

Ihr erster Spaziergang, Arm in Arm, sollte ihnen beiden unvergeßlich bleiben. Sie fühlten ja nicht den tollen Übermut, den begeisterten Rausch, in dem wohl ein junges Brautpaar das erste Alleinsein genießt; es war mehr eine weiche Rührung in ihnen, eine scheue Freude, eine köstliche Empfindung der Dankbarkeit, daß auch sie nun nicht mehr ausgeschlossen waren vom warmen Strom des Lebens.

Jordan bestand darauf, daß Hanna gleich am nächsten Tage ihre Stellung kündigte, damit sie möglichst bald heiraten könnten.

Am Abend fuhr er ab. Sie begleitete ihn an die Bahn. Er winkte ihr zärtlich zu, bis der Zug aus der Halle fuhr.

Noch fühlte er ihren letzten Kuß auf den Lippen, und er saß lange mit geschlossenen Augen und überließ sich seiner seligen, verliebten Stimmung.

Aber je näher er seiner Heimat kam, desto beengter wurde ihm zumute. Schweres stand ihm ja nun bevor. Er mußte es seiner Tochter sagen, daß er sich wieder verheiraten wolle. Während dieser einsamen Fahrt überlegte er zum ersten Male, daß er sich eigentlich über das Wesen seiner Margot nicht recht im klaren war. Sie schien gewöhnlich von stiller, fast apathischer Gemütsart, und plötzlich zeigte sie dann doch wieder eine wilde Leidenschaftlichkeit, die gar nicht recht mit ihrem sonstigen Wesen vereinbar war.

Er hatte ihr absichtlich die genaue Stunde seiner Ankunft nicht mitgeteilt, weil er ihre Nachtruhe

nicht stören wollte; aber sie hörte ihn, als er die Türe aufschloß, schlüpfte in ihr Morgenkleid und begrüßte ihn mit einer so stürmischen Freude, daß es ihn in diesem Augenblicke fast erschreckte.

„Papa — lieber Papa! Endlich bist du wieder da! Ich lasse dich nie wieder allein fort auf die dummen Berge! Wenn du mir nur geschrieben hättest, daß du liegen mußtest, dann wäre ich doch sofort gekommen, um dich zu pflegen."

„Mein Fuß ist ja längst wieder gut. Laß nur, Kind! Geh schlafen!" wehrte er ihre zärtliche Fürsorge fast ungeduldig ab.

Es ärgerte ihn mit einem Male, daß er hier im Hause wie ein älterer Herr bedient und verhätschelt wurde. Er wollte doch noch jung sein — jung! —

Am nächsten Tage nach dem Frühstück, ehe er in sein Bureau ging, mußte er sich die Last vom Herzen wälzen.

„Hör mich an, Margot!" begann er ernst. „Ich habe dir eine Mitteilung zu machen, die dich ja überraschen, vielleicht auch betrüben wird, die dich aber doch nach einiger Überlegung freuen muß, wenn du mich lieb hast. Ich lernte unterwegs ein hübsches, kluges und sympathisches Mädchen kennen, das mir sehr teuer geworden ist. Sie soll in wenigen Wochen meine Frau werden."

Margot schaute den Vater mit weit aufgerissenen Augen an. Sonst pflegte sie die Lider halb geschlossen zu halten, und dieser blinzelnde Blick gab ihrem feinen, aber farblosen Gesicht meist etwas Schläfriges. Aber plötzlich schien sie völlig verändert, wie aufgerüttelt von Empörung, durchwühlt von leidenschaftlichem Entsetzen. Sie schrie förmlich auf: „Eine Stiefmutter willst du mir geben? Eine Stiefmutter? Das ertrage ich nicht!"

Und dann weinte und schluchzte sie wie eine Verzweifelte.

Jordan stand zuerst ganz ratlos und verlegen vor ihr, suchte sie dann durch Trostworte und Liebkosungen zu beruhigen, doch als sie sich immer maßloser gebärdete, erfaßte ihn endlich die Ungeduld: „Nun hör aber auf! Jetzt habe ich es satt, wie du dich benimmst! Du bist doch kein kleines Kind, das man mit dem Ammenmärchen von der Stiefmutter schreckt. Meine künftige Frau ist nur wenige Jahre älter als du. Es wird ihr nicht einfallen, sich Mutterrechte anzumaßen. Eine Freundin wird sie dir werden, und wenn du die Sache mit Ruhe ansiehst, dann mußt du auch zu der Einsicht kommen, daß es nur ein Gewinn für dich ist, eine heitere, frische Gefährtin zu haben, statt den größten Teil des Tages allein zu sein."

Sie hob das verweinte Gesicht und heftete die nassen Augen auf ihn. „Du weißt eben nicht — du kannst es nicht verstehen, wie ich dich lieb habe und sonst niemand — sonst nichts auf der Welt —"

Es ward ihm bange vor diesem fanatischen Ton, vor ihrem Überschwang. Nur gewaltsam raffte er sich auf und sagte ernst: „Dann beweise es jetzt und gönne mir mein Glück! Beweise deine Liebe, indem du dich vernünftig in das neue Leben findest!"

„Ich will es versuchen!" schluchzte sie.

„Du wirst sehen, daß du Hanna bald liebgewinnst."

Sie lachte höhnisch auf.

Am nächsten Tag aber war sie wieder in ihr gewöhnliches stilles Wesen zurückgesunken und stichelte stumm an ihrer Handarbeit wie sonst. Sie vermied jede Frage nach der Zukunft. Sie sprach kein Wort über die künftige Stiefmutter.

In der Wohnung sollte nur wenig verändert wer-

den. Ein bisher als Fremdenzimmer geltendes, nie benütztes Gemach wurde nach Hannas Wünschen frisch tapeziert und sollte ihr persönliches kleines Bereich werden, für das sie auch ihre eigenen Möbel mitbrachte.

Den Weihnachtsabend verlebte der Regierungsrat mit seiner Tochter, aber Margot war so einsilbig und zurückhaltend, daß er sich sagte, es sei eine Erlösung, wenn nun etwas frischere Anregung in seine Häuslichkeit hereinkäme.

Am nächsten Tage fuhr er nach München. Am zweiten Weihnachtstage war die Trauung, der nur als Zeugen Hannas bisheriger Chef, der bekannte Kunstgewerbler Henning, und ein entfernter Verwandter Jordans beiwohnten. Nach der kurzen Zeremonie und einem heiteren Frühstück mit den beiden Herren fuhren die Neuermählten nach Nürnberg, wo sie die wenigen Tage des Alleinseins, die ihnen vergönnt waren, mit Glückseligkeit genossen.

Der Regierungsrat sah ganz verjüngt aus. Im Zusammensein mit der frischen, natürlichen und anregenden Gefährtin streifte er immer mehr das Steife, Gemessene, Pedantische ab, das sonst seinem Wesen anhaftete; sein Gesicht verlor vor ihren leuchtenden Augen die bureaukratische Strenge, seine Redeweise die geschraubte Förmlichkeit des Tones. Sie waren auf dem besten Wege, sich recht harmonisch zu ergänzen und vortrefflich einander zu verstehen.

Anfang Januar war die kurze Ferienzeit zu Ende, und nun begann das Alltagsleben in ihrer Häuslichkeit.

Hanna erschrak gleich bei der Ankunft über die eisige, fast drohende Haltung, die Margot ihr gegenüber einnahm. Die herzlichen Worte, die sie hatte sprechen wollen, froren ihr auf den Lippen ein. Sie

war aber auch entsetzt über die Wohnung, in der sie nun sich zurechtfinden sollte. Wo sie hinblickte, sah sie Geschmacklosigkeiten, die ihr weh taten, denn sie kam doch aus einer künstlerischen Umgebung und hatte sich jahrelang mit der Ausschmückung von Innenräumen beschäftigt. Es waren ja zum Teil recht hübsche Möbel in den Zimmern, Mahagonischränke und Biedermeiersofa, die wieder ganz modern geworden waren, aber was da alles noch herumstand, an den Wänden hing, den Platz verengte — das war einfach schauderhaft! Alle Geschenke, die der Schwiegervater, ein braver Bezirksarzt, einstmals von dankbaren Patientinnen erhalten, waren pietätvoll untergebracht. Seit Jahren schien nicht mehr gesichtet, ausgemerzt, weggeräumt worden zu sein; alles, was einst von dilettantischer Hand bronziert, gemalt, beklebt worden war, verunzierte noch immer den Salon und das Eßzimmer, auch wenn die Farben schon verblaßt, die schmückenden Bänder und Kinkerlitzchen verstaubt waren.

Dabei überzeugte sich die junge Frau bei den Besuchen, die sie mit ihrem Gatten machte, daß seine Kollegen oft recht hübsch und geschmackvoll eingerichtet waren, daß sich in der Stadt viel feiner Sinn für Behagen und modernen Stil finden ließ. Sie schämte sich fast, die Damen, die zu ihr kamen, in den schrecklichen Salon zu führen, und empfing sie lieber in ihrem kleinen Wohnzimmer, das hell, frisch und reizend geworden war.

Als ihr Mann sie fragte, warum sie das tue, konnte sie nicht umhin, ihm die Wahrheit zu gestehen. „Weißt du, Franz, in dem Salon muß ich immer gähnen. Die Fenster sind verhängt, es kommt kein rechtes Licht herein, man meint immer, daß man von diesen Tischchen und Deckchen etwas herunterwirft und überhaupt —“

„Du findest es also recht altfränkisch?“ unterbrach er sie bestürzt.

Sie nickte sehr energisch.

„Das tut mir leid, Schatz. Du sollst dich doch in deiner Häuslichkeit wohl fühlen! Allmählich will ich ja gerne Neues anschaffen, aber —“

„Nein — nein!“ beruhigte sie ihn rasch. „Wenn du mir nur erlaubst, das viele Überflüssige fortzuräumen und die Stoffmassen an den Fenstern zu entfernen.“

„Mach das nur, wie du willst! Du bist doch vom Fach!“ meinte er erleichtert.

Sie küßte ihn vergnügt und dankbar und begann ihr Ausräumungswerk.

Von der Stunde an zeigte Margot offene Feindseligkeit, die sie bisher noch unterdrückt hatte. „Das ist von Mama!“ rief das junge Mädchen entrüstet, als Hanna ein Arrangement von gebrannten Kochlöffeln, die mit Bändchen verbunden waren, ein Paar sehr kindlich mit Rittern bemalte Platten und eine mit Reliefbildern beklebte Vase, die „japanisch“ wirken sollte, entfernte.

„Liebes Kind,“ erklärte Hanna ruhig, „deiner Mama würden diese Dinge heute auch nicht mehr gefallen. Ich begreife ja, daß du sie aufhebst, aber lieber im verborgenen.“

Margot schleppte alles in ihr Zimmer, und Hanna hörte sie dort mit einer gewissen trotzigen Absichtlichkeit hämmern, als wolle sie ihr mit jedem Schlag sagen: Hier sollst du mir nichts dreinreden!

Hanna hatte guten Willen mitgebracht und es nicht an Versuchen fehlen lassen, das Herz Margots zu gewinnen. Aber bei der ablehnenden Stimmung, in der das junge Mädchen verharrte, wurde es ihr allmählich immer schwerer, daß sie fast nie mit ihrem

Mann allein sein konnte. Sie sah ihn ja fast nur bei den Mahlzeiten, und immer saß dann die Tochter dabei mit so finster zusammengepreßten Lippen, daß der Mund nur wie ein harter Strich wirkte.

Wenn dann Jordan ein zärtliches Wort zu seiner Frau sagte, wenn Hanna ihre Hand auf die seine legte, ja wenn sie ihm nur eine kleine Gefälligkeit erwies, ihm den Kaffee einschenkte oder die Zigarre anzündete, dann schaute Margot auf mit einem so wilden Ausdruck der Eifersucht, daß Hanna, die immer etwas zu plaudern gewußt hatte, solange sie mit Jordan allein gewesen war, die Unbefangenheit und den Humor verlor und sich lieber in ein Buch vertiefte. Sehr gemütlich waren die Winterabende also nicht. Und sie hatte sich doch so darauf gefreut, einmal bei der Lampe behaglich am Familientisch zu sitzen!

In der Verwandtschaft war man über die späte Heirat des Regierungsrates entrüstet gewesen, vielleicht auch enttäuscht, daß er nicht lieber irgend einen Schützling der Familie genommen hatte, dem man gerne eine Versorgung verschafft hätte.

Eine ältere Tante stellte beständig spitze Fragen an die junge Frau. „Haben Ihre Verwandten Ihnen denn erlaubt, ganz allein in München zu wohnen? In den dortigen Künstlerkreisen soll es ja sehr lustig hergehen! Da werden Sie sich hier gewiß langweilen?“

Hanna fühlte das Vorurteil, dem sie gegenüberstand, und nachdem sie sich einige Male an den Kaffeenachmittagen bei viel Kuchen und viel Klatsch sehr fremd und überflüssig erschienen war, beschloß sie, überhaupt keine Einladungen mehr anzunehmen.

So blieb sie eine Einsame.

Ihr Mann hatte wenig Zeit für sie, steckte auch wieder tief in seinem Beruf und zeigte zuweilen auch daheim

seine verschlossene Amtsmiene. Aber noch war seine Liebe und Güte zu ihr unverändert geblieben, und das Bewußtsein, daß sie ihn beglückte, gab ihr immer wieder neuen Mut, der sie auch Margots muffiges Wesen gelassen ertragen ließ.

Im Frühjahr war das junge Mädchen eine Woche lang auffallend oft bei einer Freundin eingeladen, und Hanna verlebte ein paar sehr gemütliche Abende allein mit ihrem Mann, an denen sie Pläne machten für die Sommerreise und sich wohl fühlten, als wären sie selbst eine böse Schwiegermutter los.

Am Sonntag aber kam Jordan ganz aufgeregt in das Zimmer seiner Frau und sagte: „Denke dir, eben hat ein Herr Reinhardstetten, ein Landwirt aus Unterfranken, um Margots Hand angehalten. Sie hat ihm offenbar schon ihr Jawort gegeben."

Hanna mußte sich zusammennehmen, um nicht mit einem Jubelschrei aufzuspringen, um nicht zu verraten, daß diese Nachricht ihr wie eine Glücksbotschaft erschien.

Aber ihr Mann war offenbar so niedergeschlagen und betrübt, daß sie nur sanft zu fragen wagte: „Du sagst das mit einer so düsteren Miene. Es scheint also keine gute Wahl zu sein? Dir gefällt der Mann nicht?"

„Nun, der Mann macht ja gar keinen üblen Eindruck, scheint auch in der Lage, eine Frau erhalten zu können — aber diese Schnelligkeit! Sie kennt ihn kaum acht Tage —"

Nun lachte Hanna hell auf und schaute ihm zärtlich ins Gesicht: „Lieber Franz, wie lange kanntest du mich denn, als wir in Berchtesgaden Abschied nahmen? Eine volle Woche — nicht? Und die beiden sind jung und —"

„Ja, ja, Hanna — das ist ganz richtig; aber es berührt doch recht seltsam, wenn man von heut auf

morgen sein Kind einem so ganz Fremden überlassen soll."

„Ich kann mir wohl denken, daß alle Eltern in solchem Fall diese Empfindung haben werden. Trotzdem halte ich es für wünschenswert für Margot, daß sie sich bald verheiratet. Ich fürchte, sie hätte alle Anlage dazu, eine recht griesgrämige alte Jungfer zu werden."

Hanna bereute diese Offenheit, zu der sie sich hatte hinreißen lassen, sofort wieder, denn dieser Tadel der Tochter schien sein Vaterherz zu verletzen.

„Jedenfalls würde ich erst genaue Erkundigungen einziehen, Franz," fügte sie rasch hinzu, um nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, als wolle sie das junge Mädchen aus dem Hause drängen. „Sprich doch mit ihr! Ich würde es gerne tun, aber gegen mich ist sie ja ganz verschlossen." —

Es wurden also Erkundigungen eingezogen. Was Jordan über den Freier in Erfahrung brachte, lautete günstig. Margot bestand auf ihrem Willen, und so kam es denn bald zu der Verlobungsfeier.

Hanna wunderte sich freilich auch, daß ihre Stieftochter mit solcher Hast ihr Jawort gegeben hatte. Der junge Mann sah ja gutmütig, frisch und gesund aus, aber er schien durchaus nicht besonders verliebt, machte vielmehr den Eindruck eines Menschen, der nur eine Frau nimmt, weil er als Landwirt einer weiblichen Hilfe nicht entraten konnte. Er wünschte auch dringend, daß die Heirat noch vor der wichtigen Sommerarbeit stattfinde, und Margot erhob gegen diese Eile keinen Widerspruch.

Der Verlobungsring, den sie nun am Finger trug, verbesserte ihre Stimmung wenig. Sie blieb ebenso wortkarg, verstockt und finster wie bisher und setzte

allen Annäherungsversuchen der Stiefmutter feindseligen Widerstand entgegen.

Im Juni fand die Hochzeit statt. Hanna hatte für die Feier im Hause die Tafel entzückend mit Rosen geschmückt und gab sich alle Mühe, eine liebenswürdige, aufmerksame Wirtin zu sein und die steife Förmlichkeit zu verscheuchen, die sonst so leicht Hochzeitsgesellschaften anhaftet. Während sie lebhaft plauderte, mußte sie aber immer das Gesicht der Braut betrachten. Es zeigte endlich eine heiße Erregung; auf den Wangen lag fast fieberhafte Röte, und die Augen waren dunkler, offener, von innerem Feuer durchglüht. Aber es schien nicht bräutliches Glück, was ihre Züge bewegte, kein Abglanz verliebter Sehnsucht. Ein fast fanatischer Trotz sprach aus dem düsteren jungen Antlitz. Sie sah schön aus in dem lichten Weiß, schön wie eine Hingeopferte, die Mitleid und Teilnahme weckte. Ein Mädchen, das sich aus unglücklicher Liebe ins Kloster flüchtet, konnte wohl mit so ernstem Ausdruck sein Gelübde ablegen.

Und dabei war der Tag so wundervoll, so leuchtend blau, wie geschaffen, um heitere Lebenslust wachzurufen, ein junges Paar, das vereint in die schöne Welt hineinfahren durfte, mit Jubel zu erfüllen.

Die Neuvermählten, die eine kurze Reise durch die fränkische Schweiz machen wollten, hatten sich erhoben, um sich umzukleiden. Nach einer Weile stand auch der Regierungsrat auf. Er wollte in seinem Zimmer von der Tochter Abschied nehmen.

In ihrem Reisekleid trat sie bei ihm ein und warf sich ihm um den Hals wie eine Verzweifelte.

„Leb wohl — leb wohl, Papa!“ stieß sie so zitternd, so leidenschaftlich hervor, daß er sie sanft zu trösten suchte.

„Nimm's nicht so schwer, Kind! Statt deines Vaters

hast du ja jetzt einen Gatten an der Seite, den du liebst!"

Sie aber schüttelte wild den Kopf und rief: „Nein — nein, ich habe niemand lieb als dich! Ich gehe nur fort, weil ich es nicht mit ansehen kann, daß dir eine andere mehr ist als ich! Sie hat mich vertrieben — sie, die ich hasse, sie hat dich mir genommen! Immer, immer wäre ich bei dir geblieben! Ich hätte nichts anderes verlangt, als dir eine gute Tochter zu sein. Aber mein Glück ist ja zu Ende, seitdem sie ins Haus kam! Ich habe keinen anderen Ausweg gehabt, um dem Unerträglichen zu entrinnen, als mich zu verheiraten. Was nun aus mir wird, ist mir ganz gleichgültig! Wenn du es nur nie bereust, Papa! Wenn sie dich nur wirklich lieb hat! Es ist so schrecklich, daß ich dich ihr lassen muß! Aber ich kann ja nicht anders — du hast es ja so gewollt!"

Wie ein Aufschrei aus tiefster Seele klangen die Worte. Er fühlte, daß sie wochenlang diesen Augenblick ersehnt, geschwiegen und geharrt hatte auf die Abschiedstunde, in der sie dem Vater die bittere Anklage entgegenschleudern wollte wie einen tragischen Schlußeffekt.

„Aber Kind — aber Kind!" sagte er nur ratlos.

Doch ehe er Zeit gefunden, sich zu fassen, klopfte schon der Schwiegersohn und rief: „Wir müssen fort, Margot! Der Zug wartet nicht!"

Jordan mußte sein Kind ziehen lassen mit dem fremden Mann, den sie nicht liebte. Ihm lag nun ein Druck auf dem Herzen, als habe er eine schwere Schuld auf dem Gewissen.

Hanna begriff wohl, daß der Abschied von der Tochter ihrem Manne nahe gegangen war, und wunderte sich nicht über seine düstere Miene. Ihr Herz war voll von guten Vorsätzen. Nun erst gehörte er ihr ganz,

nun erst sollte der rechte Friede, das rechte Behagen bei ihnen einziehen!

Als aber nach Wochen die Miene ihres Mannes sich immer noch nicht erhellen wollte und er sich kaum ein Lächeln auf die Lippen zwang, wenn sie von ihren Sommerplänen sprach, ward ihr doch bang zumute. Bald konnte sie sich nicht mehr verhehlen, daß er von Tag zu Tag ablehnender und kühler gegen sie wurde, daß er ihr bei jeder geringsten Kleinigkeit mit gereiztem Tone widersprach.

Er litt unter einer schweren Verstimmung, und es war nur menschlich, daß er einen Teil der Vorwürfe, die er sich selbst machte, auf Hanna abzuwälzen suchte. Sie hatte über seine Bedenken gegen Margots Verlobung gelächelt, ihr war alles in der Ordnung erschienen — ihr Zureden hatte seine Zweifel eingeschläfert! Natürlich, sie wollte ja die Tochter aus dem Hause haben! Allmählich redete er sich förmlich ein, daß die ganze Heirat nur ihr Werk gewesen sei.

Margot wurde ihm immer mehr zu einer rührenden Gestalt, zu einem Opfer. Sie erschien ihm als Vertriebene, als Unglückliche, die den ihr zukommenden Platz hatte räumen müssen. Die erschreckende Enthüllung am Hochzeitstage, über die er mit niemand sprach, die sein dunkles Geheimnis blieb, fraß sich wie ein schleichendes Gift immer tiefer in sein Herz.

Wenn Margot eine Rache an der verhaßten Stiefmutter bezweckt hatte — ihr Plan war trefflich gelungen!

Und dann geschah's, daß eines Tags beim Frühstück ein Brief an Hanna kam, bei dessen Anblick sie in jähem Erschrecken zusammenzuckte. Sie sagte kein Wort, aber Jordan beobachtete sie scharf. Erst sah sie ganz blaß aus, dann schoß ihr das Blut in die Wangen; sie zögerte lange, bis sie den Umschlag erbrach, warf

einen raschen Blick auf die Zeilen und zerriß das Blatt dann in ganz kleine Stückchen.

Es war eine Männerschrift gewesen, das hatte er deutlich bemerkt.

Von diesem Augenblicke an war ein eifersüchtiges Mißtrauen in ihm wach, und er mußte beständig an die Worte seines Kindes denken: Wenn du es nur nie bereust — wenn sie dich nur wirklich lieb hat! —

Es dauerte nicht lange, da kam wieder ein Brief mit derselben männlichen Handschrift. Diesmal sah Jordan ihn nur zufällig, denn er traf abends ein — zu einer Stunde, in der er sonst nicht daheim war; das Schreiben verschwand rasch von dem Tischchen, auf dem die Post niedergelegt zu werden pflegte, ohne daß Hanna ein Wort erwähnte. Wahrscheinlich hatte sie gehofft, daß er unbemerkt geblieben sei.

Es fiel ihm auf, wie zerstreut und gedankenabwesend sie beim Schachspiel war, das sie nun wieder vornahmen.

Ohne daß er sich selbst darüber Rechenschaft gab, spürte er doch den Einfluß der Verwandtschaft, bei der seine Frau keinen rechten Boden zu fassen gewußt hatte; manche boshafte kleine Bemerkung, manche spitze Frage, die eine der alten Damen an ihn gerichtet, die er in seiner ersten frohen Stimmung kaum beachtet, klang nun in ihm nach und verschärfte seinen Argwohn.

Er sah Hanna wieder ganz in dem Lichte, in dem sie ihm zuerst erschienen war: die Alleinstehende, die mit keckem Mut in den Bergen herumwanderte, die ohne den Schutz der Familie in der Großstadt gelebt hatte. Was wußte er im Grunde von ihrer Vergangenheit? Nur was sie ihm selbst zu erzählen für gut befunden! Ob sie in ihrer Freiheit und Ungebundenheit sich nicht über Grundsätze hinweggesetzt hatte, die anderen Frauen

heilig waren, ob sie die Treue nicht auch für einen veralteten Begriff hielt?

Bald darauf erhielt er einen anonymen Brief mit verstellter Schrift: „Sie Armer! Kaum ein halbes Jahr verheiratet und schon hat Ihre Frau heimliche Zusammenkünfte! Sie tun mir leid!"

Sein ganzes Leben lang hatte Jordan den Grundsatz vertreten, daß ein anständiger Mensch einem anonymen Brief keine Beachtung schenken dürfe, daß ein solcher Giftpfeil eines feigen Schuftes wirkungslos abprallen müsse. Er legte das Blatt auch mit verächtlicher Miene beiseite, er wollte es nicht gelesen haben, es durfte seine Gedanken nicht beschäftigen.

Aber einmal wach gewordene Eifersucht läßt sich durch die schönsten und ehrenhaftesten Prinzipien nicht im Zaume halten. Er sah ja zu deutlich, wie verändert Hannas Wesen war, wie ihre frohen, offenen Augen, die es ihm zuerst angetan, einen umflorten Blick hatten, daß sie verlegen wurde, so oft der Postbote kam, und erschrak, wenn es klingelte. Ihr Zusammensein war zuweilen so drückend, daß Jordan selbst einmal den Vorschlag machte, sie sollten abends ins Theater gehen. Eine Wandertruppe, deren Leistungen sehr gelobt wurden, gab gerade ein paar Vorstellungen, und das theaterhungrige Publikum der Stadt fand sich zahlreich ein.

Man gab „Rosmersholm". Gerade weil sie beide sehr selten Gelegenheit hatten, ein interessantes Drama zu hören, empfingen sie einen starken Eindruck. Mit etwas überreizten Nerven traten sie nach der Vorstellung in das Foyer.

Während Jordan die Garderobe holte und Hanna auf ihn wartete, näherte sich ihr ein junger Mann und sprach lebhaft auf sie ein. Sie suchte ihn offenbar abzuwehren und sah sich in tödlicher Verlegenheit nach

ihrem Gatten um. Er hatte dieses Zwiegespräch schon bemerkt. Mitten in dem Gedränge betrachtete er die kleine Szene. Auch andere schauten neugierig nach Hanna hin und flüsterten. Eingekeilt zwischen den Leuten, die ihre Überzieher und Hüte erwarteten, stand der Regierungsrat und mußte es ertragen, daß man mit kaum verhehltem boshaften Lächeln auf das Paar blickte, das offenbar eine sehr erregte Auseinandersetzung hatte.

Hanna, die verwirrt und angstvoll eine Weile standgehalten, wollte sich endlich von dem lebhaft auf sie Einredenden befreien. Aber er eilte ihr nach. Eine Dame kreischte plötzlich laut auf, denn der junge Mann hielt einen Revolver in der Hand und hob ihn empor. Was er sagte, konnte niemand verstehen, nur die drohende Gebärde war aufgefallen und Hannas entsetzter Ausdruck.

Jordan hatte sich nun doch durchgedrängt und trat auf die beiden zu.

Er hörte noch, wie der offenbar ganz fassungslose junge Mann in verzweifeltem Tone rief: „Ich erschieße mich hier vor deinen Augen! Was liegt mir denn noch am Leben!"

Was Hanna ihm dann mit leiser Stimme zuflüsterte, um ihn zu beruhigen, konnte Jordan nicht verstehen. Er bemerkte nur, daß sie auf ihn hinwies.

Der Fremde lachte höhnisch auf. „Dein Mann! So, also das ist dein Mann! Vor dem Herrn Regierungsrat darf ich dich wohl nicht mehr kennen! Ich gehe, oh, ich gehe schon! Ich habe kein Verlangen, deinem Mann gegenüberzutreten!"

Er drängte sich rasch durch die Tür hinaus ins Freie.

Die Umstehenden hatten die letzten Worte vernommen. Der Zwischenfall war noch ein kleines

Theater als Extrabeigabe gewesen. Wie ein Gebrandmarkter hastete Jordan von den Menschen fort, ohne nach rechts oder links zu blicken.

Als sie draußen waren, atmete Hanna auf wie aus schwergepreßter Brust. „Laß dir erklären, Franz! Es ist mir ja so leid um deinetwillen! Ich hatte es dir verschwiegen, daß mein früherer Verlobter plötzlich wieder aufgetaucht ist und —“

Sie wollte sich an seinen Arm hängen, aber er fuhr sie an: „Nur jetzt keine Annäherung! Willst du noch mehr die Blicke auf uns lenken, als du es schon getan!“ Er ging mit raschen Schritten, so daß sie Mühe hatte, ihm zu folgen. Der schweigend getragene Groll gegen sie, die Bitterkeit, die er seit Wochen in sich hineingeschluckt hatte, verlangten so gebieterisch nach Ausdruck, daß er gänzlich beherrschungslos, in zorniger Gereiztheit fortfuhr: „Mein Heim war dir zu altmodisch! Es war dir nicht licht und sauber genug! Aber das kann ich dir sagen: lichtscheu ist es erst jetzt geworden! Wenn du auch gefunden hast, es käme zu wenig Luft und Sonne herein, so verbarg es doch keine dunklen Heimlichkeiten! Jetzt muß ich die Vorhänge fest zuziehen und mich in einem Winkel verkriechen, weil sich an meinen tadellosen Namen Gespött und üble Nachrede heften, weil man mit höhnischem Lachen hereinblicken möchte in meine verwüstete Häuslichkeit! Mein gutes, armes Kind hast du daraus vertrieben! Sie war dir unbequem — nicht wahr? Nun bist du ja Alleinherrin im Hause! Das paßt dir besser! Erinnerst du dich, daß ich dich vor unserer Verlobung fragte, ob nichts in deiner Vergangenheit dich hindern könnte, die Hand eines respektablen Mannes zu nehmen, der seine Stellung in der Welt zu wahren hat? Du hast damals behauptet, du brauchtest vor niemand die

Augen niederzuschlagen. Nun scheinen aber trotz deiner Versicherung recht dunkle Heimlichkeiten aus deinem Leben aufzutauchen. Dieser Mann hat wohl ältere Rechte an dich, wenn du mir auch vorgelogen hast, du seiest frei!"

„Franz!" schrie sie auf — entsetzt, gemartert, als hätte er sie geschlagen und mißhandelt. Ein so namenloses Gefühl der Verlassenheit überkam sie, ein solcher Jammer über ihr Leben, daß ihr die Stimme überschlug und sie in Tränen ausbrach. Sie weinte nicht so leicht wie andere Frauen, denen wie den Kindern die glänzenden Tropfen rasch aus den Augen fließen. Wie ein Krampf durchbebte ihr Schluchzen ihren Körper, wie in wilder Erschütterung zuckte ihre Gestalt.

Aber er war nicht in der Stimmung, sich rühren zu lassen. Es machte ihn hart und grausam, daß er sich eben der Lächerlichkeit preisgegeben gesehen hatte. Er dachte an die Blicke der Leute, die ihnen folgten, die spöttisch ihrem Gebaren nachspähten, um den kleinen amüsanten Skandal, der morgen im Munde der ganzen Stadt sein würde, noch weiter auszukosten.

„Das fehlt gerade noch, daß du weinst! Wir sind nicht allein auf der Straße! Hinter uns geht eine Schar von Menschen, die uns beobachten!"

Er hatte sich umgeschaut, und da er eine Droschke kommen sah, winkte er rasch entschlossen dem Kutscher.

„Steige ein!" sagte er in hartem Ton. „Es ist besser, du weinst im dunklen Wagen als unter den Laternen."

Schon hatte auch er den Fuß auf das Trittbrett gesetzt, als ihn ein Grauen überkam vor diesem Alleinsein mit ihr, eine wahre Angst vor dem eifersüchtigen Zorn, der ihn beherrschte, ein Ekel vor ihren Tränen, die ihm so falsch und heuchlerisch erschienen.

Er rief dem Kutscher die Adresse zu.

Zu Hanna sagte er: „Zu Hause sprechen wir weiter. Ich will erst ruhiger werden — ruhiger!“

Aber was half es, daß er den Hut herunterriß, sich die Nachtluft um die Stirne streichen ließ, daß er in scharfer Bewegung zu vergessen, sich zu betäuben suchte. Er fühlte immerfort die spöttischen Blicke, die ihn getroffen hatten, sah immer wieder das leidenschaftliche Gesicht des fremden jungen Mannes, hörte wieder das höhnische Auflachen. Hatte Hanna ihm nicht gesagt, daß sie diesen Menschen einmal sehr, sehr geliebt habe? Damals behauptete sie freilich: „Für mich ist er tot.“

Aber nun schien er doch sehr lebendig vor ihr zu stehen und Rechte geltend machen zu wollen!

O dieses Dunkel über ihrer Vergangenheit, das er nicht zu lichten vermochte! Er wußte ja nichts von ihrem Leben, als was sie ihm selbst zu sagen für gut befunden!

Wahrheit — Klarheit! Wie von Schreckensbildern verfolgt, rannte er endlich seinem Hause zu. Nun sollte sie ihm Rede stehen! Er mußte wissen, was der junge Mann von ihr wollte! Sie mußte beichten! Die schlimmste Gewißheit konnte ihm keine wilderen Schmerzen schaffen als die Vorstellungen seiner aufgeregten Phantasie!

Er, der sonst so Sorgsame, Ordnungsliebende, warf seinen Überzieher achtlos auf den nächstbesten Stuhl; mit dem Hut auf dem Kopf lief er durch die Wohnung, in Hannas Zimmer.

Die Lampe brannte, aber das Zimmer war leer. Auch in der Wohnstube war kein Mensch.

Er rief nach dem Dienstmädchen. „Wo ist meine Frau?“

Das Mädchen schaute ihn mit großen Augen an. „Ja, wissen das der gnädige Herr nicht? Die gnädige

Frau bekam doch ein Telegramm, daß sie fortreisen muß. Sie hat nur ihren Handkoffer gepackt und ist gleich mit dem Wagen nach dem Bahnhof gefahren."

Er wunderte sich, daß er nicht laut auflachte. Sie hatte wohl ihren wieder zurückgekehrten Bräutigam aufgesucht, damit er sich nicht aus Verzweiflung totschoß! Wahrscheinlich fuhren die beiden jetzt ganz vergnügt nach München.

Auf dem Schreibtisch Hannas lag ein Zettel an ihn. Er enthielt nur die wenigen Worte: „Wenn Dein Heim dir verwüstet erscheint durch mich, dann ist es besser, ich verlasse es."

Draußen blühten die Rosen in üppiger Schönheit, rauschten die Bäume in Hochsommerpracht. In der vereinsamten Wohnung saß ein trauriger Mann, dem der blaue Himmel weh tat, der sich in sein Zimmer einsperrte, um nicht peinliche Fragen beantworten, nicht mit gleichgültiger Miene lügen zu müssen, seine Frau sei ins Gebirge, sie vertrage die Hitze nicht gut.

Hanna hatte nur die kurze Nachricht geschickt, sie sei wieder in ihrem Atelier beschäftigt und bitte, daß man ihr ihre Sachen nach München schicke.

Er wußte ja, daß er hart gegen sie gewesen, daß er sie schwer gekränkt hatte. Warum verteidigte sie sich nicht, wenn sie ein reines Gewissen hatte? Ihr trotziges Schweigen mußte ihm ja nur seine düsteren Zweifel bestärken, daß sie sich freimachen wollte, weil der Mann, „den sie so sehr geliebt", wieder einen Raum in ihrem Leben einnahm!

Trotz seines eifersüchtigen Grolls konnte Jordan sich aber doch nicht entschließen, irgendwelche Schritte zu tun. Er nahm seine Vereinsamung, seine Seelen-

schmerzen hin wie eine Strafe für die Schuld an seinem armen Kinde, die ihn schwerer drückte als je. Margot schrieb nur kurze Briefe. Offenbar hatte sie sehr wenig freie Zeit.

Gerade an dem Tage, an dem der Regierungsrat seinen Urlaub angetreten hatte, ohne eigentlich zu wissen, wohin er sollte, kam wieder eine eilige Karte von der Tochter. Sie würde nächstens mehr schreiben, ihr Mann müsse zu einer landwirtschaftlichen Ausstellung nach München, und dann fände sie besser Zeit, sich mit ihrem lieben Vater eingehender zu unterhalten.

Nun stand für Jordan der Plan fest: er wollte sein Kind in Abwesenheit ihres Gatten überraschen. Aug in Auge würde er wohl wieder Eingang finden in ihr Herz; mündlich konnte er ihr auch anvertrauen, wie viel Leid er erlitten, seit sie ihn verlassen hatte. Und wenn er sah, daß auch sie unglücklich war, dann sollte ihn nichts abhalten, ihr zu sagen: Komm zurück, laß uns unser altes gutes Leben wieder beginnen! Ich will alle Schuld auf mich nehmen, ich will auch den Spott der Menschen ertragen und, wenn es sein muß, meine Stellung aufgeben und mit dir an irgend einen fernen stillen Fleck ziehen, wo uns niemand kennt, wo wir vergessen können, was dieses schreckliche Jahr uns gebracht. —

Es war ihm recht bang zumute, als er die Station erreichte, von der aus er bis zu dem Gute Rudolfshausen gehen mußte.

Nach einer Stunde etwa tauchte ein stattliches Anwesen auf mit schönen Bäumen. Im Garten zwischen Sonnenblumen und Georginen stand eine schlanke junge Gestalt mit einem Körbchen in der Hand.

Margot war beschäftigt, reife Tomaten von den Zweigen zu brechen, und hörte nicht gleich seinen Schritt.

„Papa — lieber Papa!“ rief sie dann und flog ihm in die Arme.

Das Wiedersehen war ja recht freudig, aber lange nicht so dramatisch, als er es sich vorgestellt hatte.

„Wie nett von dir, mich zu besuchen! Ich lasse sofort das Fremdenzimmer für dich zurecht machen. Du bleibst doch eine Weile?“

In lebhafter Geschäftigkeit lief sie gleich nach den ersten Worten davon, um ihre Anordnungen zu treffen.

Sie sah verbrannt aus, und ihre Hände waren nicht mehr weiß und zart wie früher. Das fiel ihm gleich auf. Sie mußte offenbar sehr viel arbeiten. Schon in der ersten Stunde hatte er den peinlichen Eindruck, daß sein armes Kind, das daheim so weich gebettet gewesen, das von Jugend auf ein wenig verzärtelt worden war, nun kaum mehr einen Augenblick Ruhe fand. Wie hatte der Mann es fertig gebracht, sie zu diesem unermüdlichen Schaffen zu zwingen?

„Hättest du nicht Lust gehabt, auch nach München zu fahren, Margot?“ fragte er mitleidig.

„O freilich! Aber wir können doch nicht beide weg! Du glaubst nicht, wie viel es immer zu tun und zu überwachen gibt!“

Jordan zuckte die Achseln in heimlichem Groll gegen den Schwiegersohn. Der amüsierte sich wahrscheinlich in der Großstadt und fand es recht bequem, daß die Frau für ihn arbeitete!

Sie war ja die reinste Sklavin! Um fünf Uhr stand sie auf — seine Margot, die sonst nicht vor neun aus ihrem Bett zu bringen war! Und dann ging das Getriebe los. Immer wieder hörte er sie ermahnen, rügen, aufmuntern, befehlen. Das ganze Haus hielt

sie in Furcht vor dem Gebieter und war selbst offenbar in einer beständigen Angst, ob sie es ihm auch recht mache.

Ein richtiger Tyrann mußte er sein!

Wie hatte er es fertig gebracht, das trotzige, an Freiheit gewöhnte junge Geschöpf in dieser Weise sich untertan zu machen? Gewiß hatte sich der so gutmütig aussehende Mensch als ein derber, harter Geselle entpuppt, der mit rücksichtsloser Strenge die Frau knechtete, die ihm in dieser Einsamkeit ja schutzlos preisgegeben war.

Die Selbstvorwürfe, die Jordan sich machte, weil er sich der raschen Verlobung nicht energischer widersetzt, nicht noch genauere Erkundigungen nach Reinhardstetten eingezogen hatte, ließen ihn in der Nacht keinen Schlaf finden. Bestimmt nahm er sich vor: Sie muß dir Rede stehen! Ich muß wissen, wie es in ihrem Herzen aussieht. Sie soll sich ausweinen, auch wenn mein Leben noch schwerer wird durch neuen Kummer, neue Sorgen.

Aber es war nicht möglich, eine stille Stunde zu erhaschen, in der er einmal ganz allein mit der Tochter gewesen wäre. Bei den Mahlzeiten saß ein junger Mensch mit am Tisch, der als Volontär auf dem Gute war, abends hatte Margot noch mit dem Schweizer zu rechnen und untertags konnte man ihrer ohnehin nicht habhaft werden. Sie suchte auch offenbar keine Aussprache mit dem Vater. Da sie nie nach Hanna gefragt hatte, gegen ihn aber einen merkwürdig mitleidigen Ton anschlug, konnte er wohl vermuten, daß die lieben Verwandten ihr geschrieben hatten, was sie von seiner Ehe wußten. Vielleicht wollte sie ihn aus Zartgefühl nicht an die Stunde erinnern, da sie mit solchem Mißtrauen von der Stiefmutter gesprochen

und leise Zweifel in seine Seele geschleudert hatte. Sie hätte ja freilich alle Ursache gehabt, jetzt zu triumphieren. War denn ihr Wesen schon so geknickt, ihr Trotz so gebrochen, daß sie gar nicht mehr den Mut besaß, über die Verhaßte zu schmähen, die doch auch ihr Schicksal auf dem Gewissen hatte?

Je weniger klar ihm ihr Verhalten war, je mehr Rätsel ihm diese Ehe aufgab, die sein Kind so gänzlich verwandelt hatte, desto fester war er entschlossen, bis zur Rückkehr seines Schwiegersohnes zu bleiben. Er mußte wissen, in welcher Behandlung er seine Tochter ließ. Er gab sie nicht länger einem rücksichtslosen Egoisten, einem brutalen Peiniger preis!

An dem Tage, an dem der Hausherr erwartet wurde, fieberte Margot förmlich vor Geschäftigkeit. Sie hatte ganz heiße Flecke auf den Wangen vor Aufregung. Wie sie ihn fürchtet! dachte der Vater mit heimlicher Empörung.

So wenig auch sonst Zudringlichkeit in seinem Wesen lag, er wollte Zeuge des Wiedersehens sein. Margot hatte ihn ein paarmal gefragt, ob er nicht Lust habe, spazieren zu gehen. Aber er blieb im Wohnzimmer, während sie den Kaffeetisch herrichtete und dabei in zappeliger Ungeduld immerfort horchte, ob sie noch nicht das Rollen des Wagens hörte. Zehnerlei Befehle hatte sie schon gegeben. Der Knecht sollte sicher da sein, wenn der Herr käme, die Waffeln müßten ganz heiß hereinkommen, ob im Schlafzimmer alles bereit liege, daß der Kaffee ja richtig fertig sei!

Immer wieder ordnete sie die Post, die eingelaufen war, und legte ihre Abrechnungen auf dem Schreibtische in musterhafter Ordnung zurecht. Ruhelos lief sie im Zimmer hin und her in der Qual des Wartens.

Oder in der Furcht — dachte der Vater.

Endlich kam der Wagen.

Und dann — dann stürzten sich zwei selige Menschen in die Arme mit einer leidenschaftlichen Freude wie in den Flitterwochen.

Jordan sah es in völliger Verblüffung.

Nein, das war nicht Furcht und Angst, was aus dem Gesicht seines Kindes sprach! Das war jubelndes Glück!

Sein Schwiegersohn schüttelte ihm die Hand und hieß ihn willkommen, aber er nahm dann gleich wieder den Arm seiner Frau, flüsterte ihr zärtliche Worte ins Ohr, küßte sie auf den Hals und nahm sich kaum Zeit, aus dem Mantel zu schlüpfen, um sich nur gleich wieder an ihre Seite zu setzen.

„Verzeih, lieber Schwiegervater," sagte er, als sie endlich allein waren, „daß wir uns noch so kindisch benehmen! Du mußt wissen, wir haben uns erst in der Ehe ineinander verliebt. Erst wollten wir ja beide sehr vernünftig und gelassen sein, und Margot war wirklich ein eiskalter Trotzkopf. Allmählich haben wir dann erst entdeckt, wie gut wir einander leiden können und wie schön es ist, verheiratet zu sein."

Franz Jordan nickte und lächelte, anscheinend sehr vergnügt. Er wollte, er mußte sich ja freuen über diese überraschende Lösung. Aber er hatte doch das Gefühl, als spiele er in diesem Augenblick eine ganz alberne Rolle. Wo er bis vor einer Viertelstunde noch ein düsteres Drama vermutet, erlebte er nun ein Lustspiel.

Es ist erleichternd, eine Sorgenlast abzuwerfen, an der man lange geschleppt hat. Aber wenn man sich eingestehen muß, daß man sich grundlos geängstigt, sich eine lange Zeit seines Lebens ohne Veranlassung verdorben und verquält hat, dann hat diese Befreiung leicht einen bitteren Beigeschmack. Du Narr! dachte er,

als er allein in seinem Zimmer war. Hast dich in Schrecken jagen lassen von Mädchenschrullen! Warum hast du nicht vertraut auf die Macht der Liebe über junge Herzen! Während du bedrückt wie ein Schuldiger herumgingst, haben die beiden gelacht, und Margot hat in zärtlichen Küssen vergessen, daß sie nur ihren Papa lieb haben wollte, daß sie sich nur aus Verzweiflung in die Ehe geflüchtet!

Zum allerersten Male sprach eine leise Stimme in ihm: Du hast Hanna unrecht getan! Sie war die bessere Menschenkennerin, sie hat gefühlt, daß Margots Trotz nur ihrem leeren, unbefriedigten Herzen entsprang. Und wie grausam hast du sie verantwortlich gemacht für das vermeintliche Unglück deiner Tochter!

Am nächsten Morgen wollte Margot gleich nach dem Frühstück wieder an ihre Arbeit eilen, aber ihr Mann drückte sie sanft auf ihren Stuhl nieder und sagte: „Nein, Schatz, solang dein Vater bei uns weilt, sollst du dir jetzt eine gemütliche Stunde für ihn gönnen. Nun bin ich ja wieder da, um nach dem Rechten zu sehen."

Also er war auch kein Tyrann!

„Höre, Kind," sagte Jordan vorwurfsvoll, als sie allein waren, „warum hast du mir denn nicht mit einem Wort angedeutet, wie sonnig und heiter deine Ehe geworden ist, nachdem du mir an deinem Hochzeitstag diesen wilden Schrecken eingejagt hattest? Du mußtest doch denken, daß ich mich sorgen würde um dich!"

Margot schlug verlegen die Augen nieder. „Ach, Papa — ich meinte, du würdest das aus meinen Briefen herauslesen."

Dann aber warf sie sich ihm mit ihrem leidenschaftlichen Ungestüm an den Hals und flüsterte: „Verzeih,

verzeih, daß ich so häßlich war gegen dich und — und — gegen Hanna! Jetzt sehe ich ja erst ein, daß ich ein eigensinniger Trotzkopf gewesen bin. Man kennt sich ja selbst gar nicht. Man wird bös und ungerecht vor Langeweile und unbewußter Sehnsucht, wenn man immer nur so dasitzt mit der Handarbeit und nicht recht weiß, woran man seine Gedanken hängen soll."

„Schon gut, Kind — schon gut," sagte er bewegt. „Ich bin ja nur froh, daß du dich glücklich fühlst."

Margot aber hörte draußen die Stimme ihres Gatten und fand geschwind einen Vorwand, um fortzuhuschen und sich ihrem lieben Herrn und Gebieter an den Arm zu hängen.

Er war hier überflüssig, gestand sich der Regierungsrat mit klarer Erkenntnis, und er äußerte bald darauf, daß er nun seine Urlaubsreise an die See antreten wolle.

Er fuhr nach Hamburg, besah sich in Kiel den neuen Hafen, brachte einige Tage auf Helgoland zu, aber wohin er auch ging, eine leise Melancholie begleitete ihn, und das Rauschen des Herbstwindes weckte ihm trübe Gedanken. Ihm bangte vor der Heimkehr. Solange er sich zurückerinnerte, hatte er sich nicht so mutterseelenallein gefühlt als in diesen Herbstwochen. Er fühlte, daß er irgend einen Entschluß fassen müsse, und konnte sich in seiner wachsenden Menschenscheu, in seiner trübseligen Verstimmung doch zu keinem entscheidenden Schritt aufraffen.

Er wartete, ob Hanna nicht eines Tages schreiben und selbst von der Scheidung sprechen würde. Wenn ihre Jugendliebe wieder erwacht war — und daran glaubte er immer fester und schmerzlicher — dann mußte ihr ja daran gelegen sein, wieder frei zu werden von der Ehe, die ihr nun wohl als ein großer Irrtum erschien.

Seine Kollegen waren taktvoll genug, keine unbequemen Fragen an ihn zu richten. Sonst verkehrte er mit niemand. Er ließ sich auch vor den Verwandten verleugnen, wenn sie ihn besuchen wollten. —

Als er an einem Sonntagvormittag im November in seinem Arbeitszimmer saß, wurde heftig an der Klingel gezogen. Seine Köchin schien darauf eine erregte Unterredung an der Tür zu haben. Er verhielt sich lautlos, um nicht zu verraten, daß er zu Hause war. Aber der Besuch ließ sich offenbar nicht abweisen.

Dann kam das Mädchen ganz aufgeregt herein und sagte erschrocken, ein Herr sei draußen, der durchaus nicht glauben wollte, daß die gnädige Frau nicht hier sei. Er wolle den Herrn selbst fragen.

Gleich darauf habe sich der Fremde auch schon in den Flur gedrängt.

Jordan sprang ärgerlich auf. Auf der Karte, die das Mädchen hereingebracht, stand ein Name, den er nicht kannte: Felix Ströbert.

„Führen Sie den Herrn in den Salon!“ rief er dem Mädchen zu.

Mit seinem finstersten Amtsgesicht trat er in das ungeheizte, recht ungemütliche Empfangszimmer. Aber bei dem ersten Blick auf den Besucher stieg ihm das Blut in die Stirne, und sein Herz begann rascher zu klopfen. Das war ja der junge Mensch, den er im Foyer des Theaters gesehen, dessen Züge sich ihm unvergeßlich eingeprägt hatten! Hannas Verlobter von ehedem! Der Mann, an den er nun seit Wochen und Wochen mit so wildem Groll gedacht!

„Was wünschen Sie? Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte er rauh und in sehr wenig freundlichem Tone.

„Herr Regierungsrat, ich weiß wohl, daß Sie kein Bedürfnis nach meiner Bekanntschaft haben,“ er-

widerte der junge Mann mit heiserer Stimme. „Ehrlich gestanden, ich auch nicht nach der Ihren. Aber ich muß wissen, wo Hanna ist. Sie soll sich nicht vor mir verleugnen lassen! Ich will sie sprechen um jeden Preis!“

„Sie hörten ja doch, daß meine Frau verreist ist!“

Jordan sagte es ruhig und gelassen. Er hatte während der Worte des jungen Mannes aufgeatmet, freier und leichter als seit langer, langer Zeit. Dieser Mensch wußte also nicht, wo Hanna weilte! Alle seine Zweifel, alle seine eifersüchtigen Vorstellungen zerfielen in ein Nichts!

Und wo hatte er denn damals im Theater nur seine Augen gehabt? Der Fremde mit den dunklen Augen und den pechschwarzen Haaren war ihm so beneidenswert jung und hübsch erschienen, so viel berückender als er selbst mit seinem angegrauten Kopf. Und nun sah er im hellen Morgenlichte in verwüstete Züge, hektische Röte auf den eingefallenen Wangen. Nun machte die ganze Erscheinung des jungen Menschen einen so verkommenen Eindruck, daß er sich, wie aus einem quälenden Traum erwachend, fragte: Ihn sollte Hanna wirklich lieben?

Und wenn ihr Herz auch einst an ihm gehangen hatte mit den stärksten Fäden, jetzt muß ihr ja grauen vor seinem Anblick, sie kann nichts mehr anderes für ihn empfinden als Verachtung oder Mitleid!

In seiner seligen Befreiung von den langen Martern der Eifersucht und den mißtrauischen Zweifeln, die er erduldet, lächelte er fast freundlich, als Felix Ströbert mit tiefer Enttäuschung ausrief: „Also wirklich nicht erreichbar? Ich hätte sie so gerne gesprochen! Ich hoffte, daß sie mir verzeihen würde, wenn sie mich sähe, krank und elend, wie ich bin! — Wann kommt sie

denn zurück?“ fügte er mit einem gespannten Blick hinzu.

„Ich kann Ihnen hierüber keine genaue Auskunft geben. Meine Frau hat eine kunstgewerbliche Arbeit zu vollenden,“ log der Regierungsrat. „Aber Sie sind wohl nicht bloß gekommen, um ihre Verzeihung zu erbitten über Dinge, die wohl jedenfalls weit zurückliegen —“ Er stockte und warf einen fragenden Blick auf den ihm dicht Gegenüberstehenden.

„Gewiß, Herr Regierungsrat! Weit zurück! Mein Gott, ich war in übermütige Gesellschaft geraten. Man lebt eben so in den Tag hinein! Zu spät kommt dann die Reue! Wenn Sie Hanna schreiben würden, daß es mir sehr, sehr schlecht geht —“

„Ich dachte mir wohl, daß Sie mit einem Anliegen kämen. Und wenn ich Ihnen mit einer kleinen Summe aus einer momentanen Verlegenheit helfen kann —“

Wenn der Mann, den Hanna einst geliebt, als Bettler vor ihm stand, wenn er die Unterstützung nahm, die er ihm bot, dann brauchte er diesen Schatten nicht mehr zu fürchten, dann hatte er sich losgekauft von dieser Erinnerung, die ihn doch mehr gequält, als er sich selbst eingestehen mochte.

„Ich bin in der Tat gänzlich mittellos, ich muß in ein Spital, um mich zu pflegen,“ murmelte der junge Mann und schaute mit begehrlichen Augen auf die Brieftasche, die Jordan aus der Tasche zog.

Der Regierungsrat nahm eine Hundertmarknote heraus. „Würde das wohl für den Augenblick genügen?“

Die schwer umschatteten Augen leuchteten auf in gierigem Glanz. Die zitterigen Hände griffen in Hast nach dem Schein, und als wäre nun alles gut, verbeugte sich der eben noch so Zerknirschte mit einem Anflug übermütiger Laune. „Vielen Dank, Herr

Regierungsrat! Welch ein Glück für Hanna, daß sie Ihre Frau geworden und nicht die meine! — Guten Morgen!“

Jordan riß die Fenster weit auf und ließ sich die kühle, reine Luft um die Stirne wehen. Er sagte sich freilich, daß er jetzt eigentlich lachen müßte über die eigenen Hirngespinste, daß ja nun die Lösung gefunden sei aus dem Wirrsal, das ihn geängstigt. Aber sein bedrücktes Gemüt war nicht so leicht der Freude zugänglich. Von der Unterredung war ihm der peinliche Eindruck geblieben, den die Nähe eines moralisch und körperlich herabgekommenen Menschen in der Seele eines anständigen Mannes zurückläßt. Es verdarb ihm trotz allen Mitleids Hannas Bild, daß dieser Mensch, dessen Hand sich so bereitwillig nach Almosen ausgestreckt, einmal eine Rolle in ihrem Leben gespielt hatte, und er konnte sich nicht sofort dazu entschließen, ihr die Worte zu schreiben, die er ihr ja wohl schuldig geworden war: Verzeih mir, ich glaube jetzt, daß ich dir unrecht getan habe! —

Am übernächsten Tag las er in der Zeitung eine Notiz, die ihn auffahren ließ. „Gestern wurde in den Anlagen ein sinnlos betrunkener junger Mann aufgefunden, der, in das Krankenhaus verbracht, einen schweren Blutsturz bekam. Nach den bei ihm vorgefundenen Papieren heißt der offenbar erst vor kurzem hier Angekommene Felix Ströbert. Der Wirt, bei dem er gezecht, berichtet, daß er viel getrunken, aber auch bezahlt habe. Es fand sich eine nur geringe Barschaft in seiner Tasche.“

War es nicht ein merkwürdiges Verhängnis, daß Jordan durch seine Unterstützung diese Katastrophe herbeigeführt hatte und sich nun förmlich Vorwürfe machen mußte, dem leichtsinnigen Menschen, der offen-

bar gar keine Hemmungen der Vernunft mehr kannte, zu dieser gefährlichen Schwelgerei verholfen zu haben?

Wenige Tage später fand sich eine Krankenschwester bei ihm ein, die mit sanfter Stimme erzählte, ein sterbender Mensch verlange so dringend Frau Regierungsrat Jordan zu sprechen, daß man ihm, wenn es irgend möglich wäre, diese letzte Bitte erfüllen möchte.

Jordan versprach, er wolle sofort an seine Frau eine Depesche schicken. Aber er hielt es doch für taktvoller, sich nicht persönlich einzumischen, und telegraphierte daher unter der Adresse des kunstgewerblichen Ateliers: „Frau Hanna Jordan. Der im Krankenhaus liegende schwerkranke Ströbert wünscht die gnädige Frau vor seinem Tode noch einmal zu sehen."

Sie mußte wohl kommen, wenn ein Sterbender nach ihr rief. Würde sie dann die Wohnung, in der doch immer noch ihre Möbel standen, das Heim ihres Gatten nicht betreten? Jordan fühlte, welch beklemmende Verwicklungen es geben konnte, wenn seine Frau in der Stadt gesehen würde und er von ihrer Anwesenheit nichts wußte.

Mit schwerem Herzen ging er am nächsten Morgen in sein Bureau. Seine erste Frage, als er heimkehrte, war: „Ist niemand dagewesen?"

„Nein — es war niemand da."

Er konnte doch nicht in das Krankenhaus laufen und sich erkundigen, ob Hanna an dem Sterbebette des fremden Mannes weile!

Am Donnerstag hatte er die Depesche abgeschickt; am Samstagabend las er unter der Liste der Verstorbenen den Namen Felix Ströbert.

Montag war die Beerdigung. Auf dem Friedhofe, vor diesem frischen Grabe mußte er doch endlich seine Frau wiedersehen!

Er stand von einer Zypresse verdeckt, als man den

Sarg heraustrug, dem nur der Pfarrer und ein paar Krankenschwestern folgten.

Aber nein — hinter ihnen ging Hanna mit ernstem, blassem Gesicht und gesenkten Augen.

Die traurige Zeremonie war bald vorüber. Die Neugierigen, die sich angesammelt hatten, verliefen sich. Die schlanke Frauengestalt stand allein, wie eingehüllt in Trauer, schwarz und ernst in der wehmütigen Herbststimmung. Aus der nahen Kirche kamen zerrissene Orgelklänge, der Wind rauschte in den Bäumen, und langsam sanken die ersten Schneeflocken nieder.

Jordan wollte die Versunkene nicht stören. Aber endlich bezwang er doch seine Erregung nicht länger. Er trat auf Hanna zu und nannte ihren Namen.

Sie schlug erschrocken die Augen auf. „Du hier?“ fragte sie mit müder, leiser Stimme.

„Ich mußte wohl an diesem Grab nach dir suchen, da du den Weg zu mir nicht mehr zu finden scheinst,“ sagte er traurig.

Sie antwortete nicht gleich, sondern hielt den Blick noch immer auf den Erdhügel gesenkt.

„Ich kam noch vor seinem Ende,“ sagte sie endlich. „Ich konnte ihm noch den Trost mitgeben: Ja, ich habe dir verziehen. Was sagt man nicht, um einem armen Menschen das Sterben leichter zu machen. Aber wie viel Leid ich durch ihn erlitten, wie viel Tränen er mir erpreßt hat, ich wußte es erst wieder, als ich hier den letzten Abschied nahm von dem Irrwahn meiner Jugend.“

„Du sollst dich nun wieder losreißen von diesen bitteren Erinnerungen,“ sagte er mit kaum verborgener Ungeduld. „Auch der Lebende darf wohl Gehör fordern — und es ist lange Zeit vergangen, ehe es nun endlich zur Klarheit kommen wird zwischen uns beiden!“

Sie wendete sich mit einem Seufzer ab. Schweigsam gingen sie durch den Friedhof unter den wehenden weißen Flocken, begleitet von den weichen Orgelklängen.

Als sie auf der Straße standen, begann er mit dem fast feierlichen, stark bewegten Ton, mit dem man Worte ausspricht, die man lange erwogen, schon oft in Gedanken vor sich hin geraunt hat: „Vergib mir, Hanna! Ich weiß jetzt, daß ich dir unrecht getan habe. Aber — einen kleinen Teil der Schuld muß ich auf dich abwälzen. Du hättest mehr Vertrauen zu mir haben, hättest mir die Briefe nicht verbergen, ihren Inhalt nicht verschweigen sollen! Man darf in einer guten Ehe keine Geheimnisse voreinander haben.“

„Ich habe mich geschämt,“ erwiderte sie. „Glaub mir, das Schrecklichste, was eine Frau erleben kann, ist wohl die Erkenntnis, daß sie einen Menschen geliebt hat, der ihre Neigung nicht verdiente! Oh, wie beschämend das ist! Wir wollen ja an den Mann glauben, dem wir gut sind, wir wollen ihn bewundern! Ich hatte in Felix den großen Künstler gesehen, und als er mir von Berlin schrieb, daß er Teilhaber an einer neuen Zeitschrift geworden, war ich fest überzeugt, daß er nun die erste Staffel zum Ruhm erklommen habe. Ich schickte ihm ohne Zögern mein kleines Erbteil und alle Ersparnisse, die ich im Laufe der Jahre machen konnte; ich sandte auch Zeichnungen in meinem Fache ein, die sofort abgedruckt wurden, ohne daß ich jemals ein Honorar bekam. Aber das erschreckte mich nicht. Ich fühlte mich ja als eine Art Teilnehmerin durch ihn und brachte gerne dieses Opfer. Er schrieb ja auch liebe Briefe, bald aber verstummte er allmählich, und in meiner Angst, er könnte krank sein, fuhr ich nach Berlin. — In einer kurzen Stunde — ach nein, in wenigen

Minuten fiel da alles in Trümmer: Liebe, Glück, Vertrauen! Ein paar Worte genügten — und ich mußte schaudernd erkennen, daß all mein Sehnen und Hoffen und Träumen einem Nichtswürdigen gegolten hatte! Ströbert war nur wenige Monate bei der Zeitschrift gewesen. Mein Erbteil, meine Ersparnisse hatte er für sich verwendet, meine Honorare eingezogen, um sie zu einem vergnügten Bummelleben in der großen Stadt zu verbrauchen. Oh, wie häßlich, wie klein, wie erbärmlich das war! Es blieb mir ja nur Verachtung übrig für den Mann, der mich so abscheulich belogen und betrogen hatte! Man braucht Jahre, um über ein so grausames Erlebnis hinwegzukommen! Ich hoffte nur das eine, daß er wenigstens genug Stolz haben würde, um mir nie wieder vor Augen zu treten. — Begreifst du, wie es mir zumute war, als er mir dann plötzlich schrieb — Bettelbriefe, in denen er wieder an meine alte Liebe appellierte und hilfeflehend nach meinen Händen griff! Schamrot bin ich geworden für ihn! Und als er dann nach dem Theater diese wahnsinnige Szene aufführte, da hätte ich in den Boden sinken mögen vor Grauen und Jammer. Ein Lump, ein Trinker! Das war aus dem Künstler geworden, den ich für gottbegnadet gehalten. Voll Entsetzen, von Schauern überrieselt, wollte ich zu dir flüchten um Trost — du aber hast mich hart und rauh zurückgestoßen und mir Worte ins Gesicht geschleudert, die mich trafen wie Peitschenhiebe! Ich kann es dir nicht schildern, wie elend ich war in diesem Augenblick! Ich hätte auch nicht zu sprechen vermocht — es war ja alles zu Ende!"

„Ich verdiene deine Vorwürfe, Hanna," sagte Jordan, der mit gesenktem Haupt neben ihr her gegangen war. „Aber suche dich einmal in mein Emp-

finden zu versetzen, und du wirst einiges finden, was mich entlasten kann. Auch ich hatte ja heimliche Sorgen um mein Kind. Nutzlosen Kummer — jetzt weiß ich es wohl. Aber konnte ich denken, daß die Ehe, in die sich Margot mit wahrer Verzweiflung gestürzt, eine gute Wendung nehmen würde? Und dabei sah ich dein verändertes Wesen. Ich wußte, daß du Briefe empfingst, die dich sehr erregten — ist es mir da zu verargen, daß ich an meinen grauen Kopf dachte und fürchtete, es könnte dir ein anderer besser gefallen als ich?"

„Gib es ehrlich zu, Franz," unterbrach sie ihn mit einem wehmütigen Klang in der Stimme, „dein Vorurteil gegen die Alleinstehende, gegen das selbständige, arbeitende Mädchen, das nicht aus dem Schutz von Vater und Mutter, nicht aus der Hut des Elternhauses in das deine kam — das war die Quelle deines Mißtrauens und deiner Zweifel! Sonst hättest du fühlen müssen, wie ich dir mit heißer Sehnsucht nach Liebe die Hand entgegenstreckte, wie wenig ich nach Abenteuern verlangte, wie ich nichts begehrte als treues, stilles Glück an deiner Seite! So dankbar wäre ich dir gewesen für Ruhe und Frieden, für ein sicheres, behagliches Heim, das nur eine Verwaiste zu würdigen weiß, die von der frühesten Jugend an allein ihre Sorgen tragen, allein um ihre Existenz kämpfen mußte. Aber du konntest nicht vergessen, daß du mich als einsame Wanderin auf deinem Weg gefunden hast. Darüber wirst du niemals hinwegkommen. Und so muß ich diese einsame Wanderin auch bleiben bis an das Ende!"

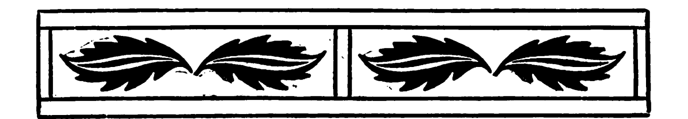
„Nein! Hanna, nein!" sagte er bewegt. „Gib mir deinen Arm. Deine Heimat wartet auf dich. Du ahnst ja nicht, wie leer und grau mein Leben war, seit du

mich verlassen hast. Wir wollen den Winterfrost vergessen bei der friedlichen Lampe in unserem traulichen Wohnzimmer. Ich weiß, daß ich dir viel abzubitten, viel gutzumachen habe. Aber ich meine, nun erst gehörst du mir ganz, seit deine Vergangenheit da draußen begraben liegt. Nun steht der Schatten des Mannes, den du einstmals geliebt hast, nicht mehr zwischen uns! Ist es nicht ein versöhnlicher Gedanke, daß sein Tod uns wieder zusammenführen soll, daß nach dem bitteren Abschied von dem Irrtum deiner Jugend eine warme Neigung nach dir ruft, die nie wieder versagen soll?"

Sie ging erst schweigend neben ihm, kämpfend und in ernsten Gedanken.

Dann legte sie sanft, ohne ein Wort, ihre Hand auf seinen Arm und ließ sich von ihm zurückführen in ihr Heim.





Die Elektrizität in der Hauswirtschaft.

Von E. E. Weber.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Was man bei vielen Zweigen der Technik beobachten kann, zeigt sich auch bei der Elektrotechnik: sie ging von bescheidenen Anfängen aus, wandte sich den höchsten Aufgaben zu und kehrte dann, die gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen verwertend, zur Kleinarbeit zurück. So ist denn heute die elektrische Industrie, obgleich sie sich im großen noch immer neue Gebiete zu erobern sucht, dabei angelangt, die Elektrizität durch die Einführung der verschiedensten Gerätschaften auch der Hauswirtschaft nutzbar zu machen.

Der Aufschwung der Elektrotechnik datiert vom Jahre 1870, in dem Werner Siemens seine Dynamomaschine schuf. Hatte bisher der Feinmechaniker besonders in der Herstellung von Haustelegraphen das Übergewicht gehabt, so nahmen ihm jetzt der Maschinenbauer und die Arbeitsmaschine den Vorrang ab, und die elektrotechnische Fabrikation wuchs zur Maschinentechnik aus. Durch die Vervollkommnung der Bogenlampen, die die Einschaltung mehrerer Lichtquellen in den Stromkreis ermöglichte, und die Erfindung der Glühlampen eröffneten sich der Technik der Stromerzeugung neue Bahnen, die die Vorbedingungen zu

einer umfassenden Weiterentwicklung nach den verschiedensten Richtungen hin in sich trugen.

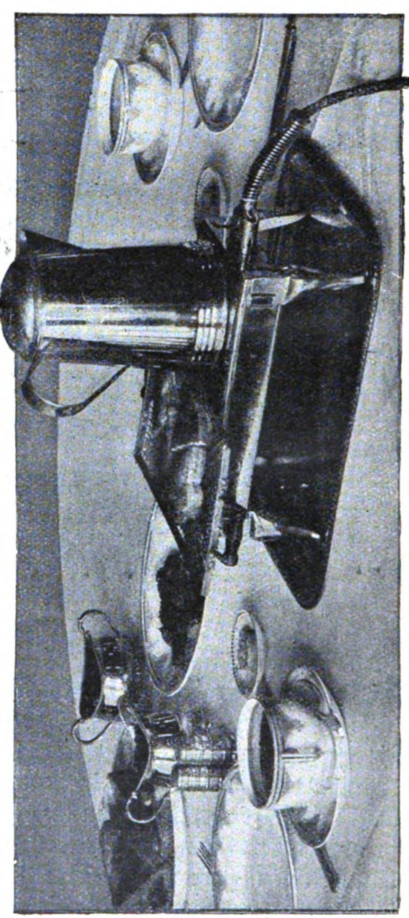
So wurde denn seit 1880 die elektrische Industrie ein Glied der Großindustrie, ein Vorgang, der namentlich in der Errichtung von Elektrizitätswerken den bezeichnendsten Ausdruck fand. Auf die Lichterzeugung



Elektrischer Brotröster.

folgte die Elektrisierung der Straßenbahnen als Vorstufe zur Elektrisierung der Eisenbahnen, und durch die Ausnützung der Wasserkräfte schritt man zur Verdrängung der Dampfmaschine, um die lebende Wasserkraft mit Hilfe von Turbinen und der Dynamomaschine in elektrische Kraft umzuwandeln und sie durch Fortleitung auf nähere und weitere Entfernungen hin den industriellen Anlagen zum Betrieb der Arbeitsmaschinen sowie Stadt und Dorf für Gemeinzwecke dienstbar zu machen.

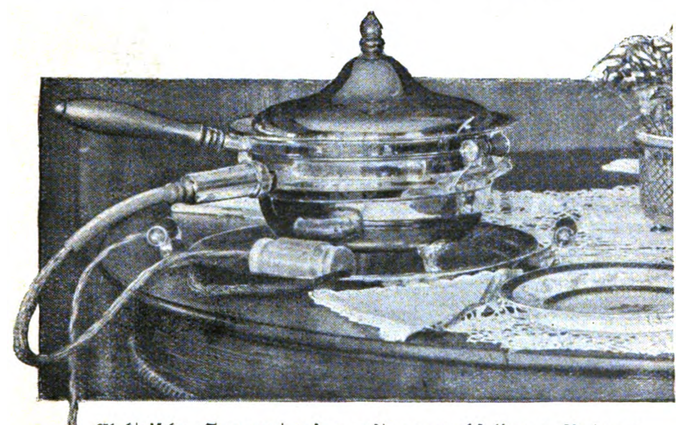
Handelte es sich hier um die Starkstromverwertung, so wußte anderseits auch die Schwachstromindustrie das Feld ihrer Betätigung erfolgreich zu erweitern. Abgesehen von der fortschreitenden Ausdehnung des Telegraphennetzes und des Fernsprechwesens, tat sich der Schwachstromverwertung ein vielseitiges Gebiet in der Konstruktion von Sicherheits-, Signal- und Alarmvorrichtungen auf. Besonders bedeutungsvoll aber wurde sie für die Elektrochemie, indem der elektrische Strom die älteren, teureren und langwierigeren Fabrikationsverfahren bei der Erzeugung chemischer Produkte durch billigere und schnellere Methoden ersetzte. Es sei hier nur hingewiesen auf die Erzeugung von Alkalien, Bleichmitteln,



Elektrische Wärmeplatte für den Kaffeetisch.

Kalium- und Natriumchlorat und Kalziumkarbid auf elektrischem Wege. Endlich ist heute die elektrolytische Metallgewinnung höchst zweckmäßig ausgebildet.

Wie hier im großen, so kommen dieselben Grundsätze für die Verwertung der Elektrizität auch im kleinen zur Anwendung für die verschiedenen Arbeiten und Bedürfnisse in der Hauswirtschaft.



Elektrische Suppenterrine mit auswechselbarer Patrone.

Man kann alle diese Gerätschaften in zwei Gruppen teilen. In der einen wird die Elektrizität zur Wärmeerzeugung benützt, in der anderen als mechanische Kraftquelle.

Anwendbar ist die Elektrizität überall dort, wo eine elektrische Leitung im Hause vorhanden ist. Es braucht dann bei den Geräten für Wärmegewinnung nur der Anschlußstöpsel der Litze in das Gerät eingefügt zu werden, und der elektrische Strom tut sofort seine Schuldigkeit. Die Erklärung für die Betätigung der Elektrizität als Heizquelle liegt darin, daß die elektrische Energie in Wärme umgewandelt wird, sobald sie auf

Widerstände stößt, eine Erscheinung, auf der auch der sehr unerwünschte elektrische Kurzschluß beruht. Auf dieser Grundidee sind die Geräte für die Hauswirtschaft, soweit es sich um die Wärmeerzeugung handelt, sämtlich aufgebaut.

Die Fülle dieser Gerätschaften ist schon heute



Elektrisches Bügeleisen.

außerordentlich groß. Neben Kochplatten, auf die die Töpfe und Pfannen gesetzt werden, Brotröstern und Wärmeplatten gibt es elektrisch zu erwärmende Kaffeekannen, Suppenterrinen, Bratpfannen, Wasserkessel und Milchwärmer. Zum Teil erfolgt die Erwärmung durch Bodenheizung, indem der Anschlußstöpsel in den Boden eingefügt wird, zum Teil benützt man auswechselbare Patronenheizkörper. Eine dritte Form stellen die Scheibensieder dar, plattenförmige Heizkörper, die

mit der elektrischen Leitung handlich verbunden sind und in die Flüssigkeit eingelegt werden. Sehr praktisch ist ferner das elektrische Bügeleisen, das in wenigen Minuten glühend ist und seine Glut so lange beibehält,

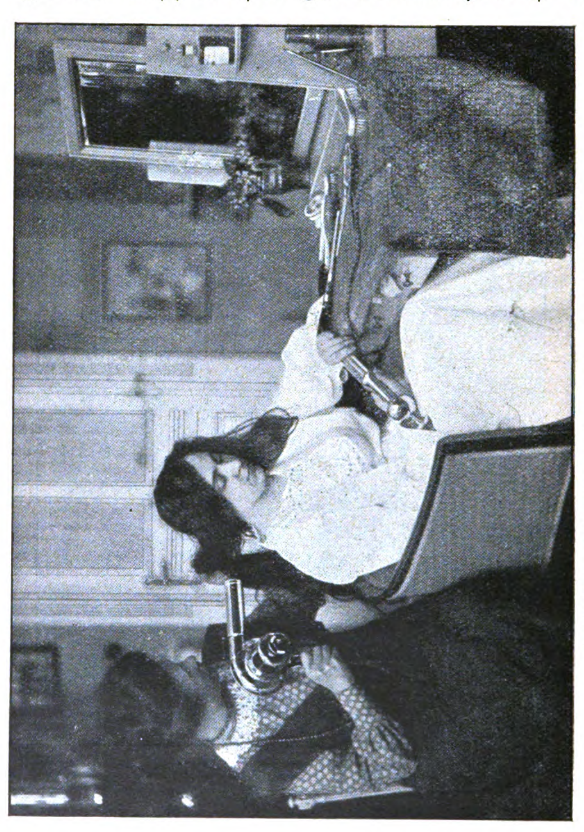


Elektrisches Reisebügeleisen.

als es vom elektrischen Strom gespeist wird. Eine besondere Form ist sogar als Reisebügeleisen eingerichtet worden. Die Eisen dazu, die für alle Spannungen passen, sind sehr klein und sind in Etuis verpackt. Dadurch sind die Damen imstande, sich ihre Blusen und

andere Kleidungsstücke in der Sommerfrische schnell und bequem selbst auszuplätten.

Zu den verschiedensten Zwecken brauchbar ist der

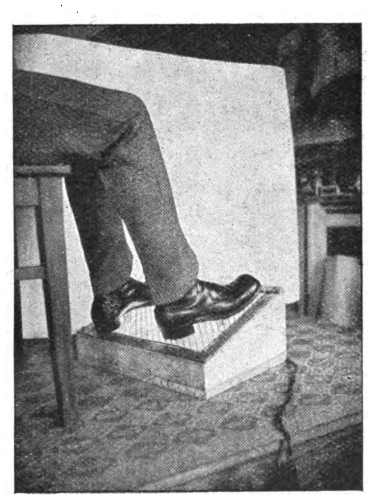


Elektrischer Universalapparat als Haartrockner.

elektrische Universalapparat, der eine Warmluftdusche liefert. Man kann mit ihm nach der Kopfwaschung das Haar trocknen, ferner feuchte Wäsche, durchnäßte Mäntel und Röcke oder ihn auch als Bettwärmer und

Schuhwärmer verwenden. Endlich leistet er bei einer rheumatischen Affektion gute Dienste, indem man den Warmluftstrom auf die erkrankte Körperstelle lenkt und ihn hier längere Zeit einwirken läßt.

Sicher wird früher oder später die Elektrizität auch die Kohlenheizung verdrängen. Einstweilen ist allerdings die elektrische Heizung zum ausschließlichen Gebrauch im Wohnzimmer und in der Küche noch zu teuer. Dagegen bewährt sie sich schon jetzt als Hilfsheizung. Es genügt hierfür ein kleiner tragbarer Ofen. Er besteht aus einem oben offenen Holzkasten, der für wenige Mark herzustellen ist. In ihm werden zwei Kohlenfadenlampen von je 25 Kerzen angebracht, die am Steckkontakt der Hausleitung angeschlossen werden. Für eine mäßige Heizung reicht schon eine Lampe aus. Beide zusammen entwickeln sehr schnell eine beträchtliche Wärme. Oben ist der Kasten durch ein Eisenblech oder ein Drahtnetz abgedeckt. Wie unsere Abbildung zeigt, kann man diesen Ofen gleichzeitig als Fußwärmer benützen. Die Betriebskosten belaufen sich auf einige Pfennige in der Stunde.


Tragbarer Ofen als Fußwärmer.

Verschiedentlich hat sich auch schon die elektrische Sparküche eingeführt. Namentlich für kleinere Woh-

nungen, wo sich die Familie oftmals stundenlang in der Küche aufhält, ist ihre weitere Verbreitung äußerst wünschenswert. Die Luft wird nicht durch Rauch und Kohlengase verdorben, und ebenso fällt die Staubbildung fort. Endlich können die Kinder in Abwesenheit der Erwachsenen nicht der Versuchung unterliegen, mit Streichhölzern zu spielen, eine üble, trotz der strengsten Verbote doch immer wiederkehrende Unart, die bekanntlich alljährlich zahlreiche Brände und andere Unglücksfälle mit sich bringt. Die zweite Gruppe von elektrischen Hausgeräten wird dadurch gekennzeichnet, daß bei ihnen ein Elektromotor eingeschaltet ist, der die elektrische Energie in mechanische Kraft umsetzt und durch Übertragungen wie bei den großen industriellen Arbeitsmaschinen die verlangten Umdrehungen oder sonstigen Bewegungen



Eine elektrische Sparküche.

hervorruft. Derartige Geräte gibt es heute von der Nähmaschine bis herab zu der winzigen Poliermaschine, mit der man Silberzeug und andere metallische Gegenstände mühelos und äußerst sauber putzen kann.

Wie weit man die Elektrizität für die Hauswirt-



Elektrische Nähmaschine.

schaft ausbeuten kann, zeigt anschaulich das elektrische Haus, das unlängst der Elektrotechniker Knap in Paris eingerichtet hat. Besonders sehenswert ist hier das Speisezimmer. Ein Druck durch den Hausherrn genügt, um aus einer Klappe der Tafel eine Suppenterrine heraufsteigen zu lassen. Auf einen zweiten Druck setzt sich die Terrine über die Tafel hin in Bewegung, hält vor dem einzelnen Gast an und wandert dann in die Mitte der Tafel zurück. So folgt ein Gang

nach dem anderen, wobei die Schüsseln und Teller jeweilig nach der Benützung auf einen bestimmten Druck hin geräuschlos in die Tiefe nach den Küchenräumen verschwinden.

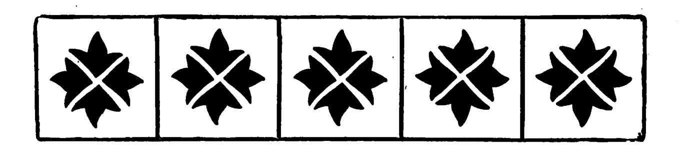
Je mehr die elektrischen Hausleitungen eingeführt



Elektrische Poliermaschine.

werden, desto mehr werden zweifellos auch die elektrischen Hauswirtschaftsgeräte Verwendung finden. Vielleicht sind sie berufen, zur Lösung der Dienstbotenfrage beizutragen, denn mit ihnen kann die Hausfrau Dienstboten zum guten Teil entbehren, da sie eine größere körperliche Anstrengung nicht erfordern und zugleich eine sehr reinliche Handhabung gestatten.





Erfüllte Wünsche.

Eine Geschichte zum Nachdenken. Von Fr. Lehne.

Weihrauchdüfte erfüllten den dämmerigen Raum der Kirche und vermischten sich mit dem schwülen Duft der Rosen, die den Marienaltar verschwenderisch schmückten, auf dessen Stufen ein schlankes, einfach gekleidetes Mädchen in inbrünstigem Gebet lag.

Fordernd, flehend hingen die Augen der Betenden an dem Antlitz der Gottesmutter.

War es da nicht, als nähme das Bild Leben an, als lächle die Gebenedeite ihr zu und stiege aus dem Rahmen zu ihr herab, segnend die Hand erhebend?

Verzückt breitete die Knieende die Arme weit aus. „Mutter Maria, Gnadenreiche —"

Da hörte sie auch die leise, süße, selige Stimme: „Deine Gebete haben mich erreicht! Nun sage mir einen Wunsch — ich will ihn dir gewähren."

So sprach die Heilige zu der Betenden, deren Herz ungestüm klopfte. Die war einer Ohnmacht nahe, überwältigt von dem Wunder, das sie erleben durfte.

Die Gottesmutter sprach zu ihr! Einen Wunsch wollte sie ihr gewähren!

Welchen aber sollte sie äußern? Ach, sie hatte deren so viele — sie wußte gleich ihrer bekannten Vorgängerin im Märchen nicht, welcher ihr heißester war! Sollte sie sich Reichtümer wünschen? Aber die konnten ihr

jeden Tag in den Schoß fallen, wenn sie wartete; denn sie war jung, und sie war schön!

Gesundheit? Ach, sie war gesund, war es immer gewesen! Warum also etwas wünschen, das sie schon besaß? Es mußte etwas für sie sonst Unerreichbares sein, etwas, das dauernd für sie von Wert war.

Jetzt wußte sie es plötzlich: sie wollte die Heilige einfach bitten, daß ihr jeder Wunsch erfüllt werden würde, welcher es auch sei.

Stammelnd brachte sie ihr Anliegen vor. Ein Schatten huschte über das Gesicht der Gottesmutter, das strahlende Lächeln erlosch, wehmütig schüttelte sie den Kopf und blickte traurig auf das schöne blonde Mädchen.

„Du törichtes Menschenkind! Bist du dir auch vollkommen dessen bewußt, was du willst? Ich sage dir: tausendmal wirst du es bereuen! — Doch da ich es dir zugesagt, will ich dir deinen Wunsch erfüllen. Es sei also. Für jeden Tag sei dir Erfüllung eines Wunsches gewährt. Aber bedenke: was auf diese Weise geworden, kann nie ungeschehen gemacht werden, auch wenn du es brennend wünschest!"

Weihrauchwolken stiegen von neuem auf und verhüllten das Antlitz der Gebenedeiten wie mit einem Schleier.

Überwältigt hatte das Mädchen die Augen geschlossen, und als sie die Lider wieder hob, war es wie immer: die Mutter Gottes hielt das Jesuskind im Arm und schaute aus dem Rahmen still und stumm auf die Betende herab.

Hatte sie geträumt? Nein, denn jedes Wort, das die Heilige zu ihr gesprochen, klang in ihrem Innern nach — ganz klar und deutlich!

Wunderbar getröstet erhob sie sich und verließ das

Gotteshaus mit neuem Lebensmut. Sie konnte die Zeit nicht erwarten, bis sie wieder daheim in ihrem Stübchen war. Dort wollte sie darüber nachsinnen, was sie sich für heute wünschen sollte.

„Wäre ich nur erst daheim!“ dachte sie, ihre Schritte beschleunigend.

Wie ein plötzlicher Schwindel erfaßte es sie. Ihr war, als würde sie emporgehoben. So schnell war sie noch nie heimgekommen.

Nun mußte sie wieder an die Arbeit gehen. Bis zum nächsten Mittag hatte sie ein Kleid abzuliefern; um es fertig zu bringen, würde sie einen Teil der Nacht opfern müssen.

Und sie war so müde, so unlustig zur Arbeit! Immer mußte sie arbeiten, kaum das bescheidenste Vergnügen konnte sie sich gönnen! Und ihr, dem verwöhnten Kinde reicher Eltern, war es wahrlich nicht an der Wiege gesungen worden, ihr jetziges Los! Ein Schicksalsschlag hatte den Eltern ihren Besitz genommen, aus Verzweiflung waren beide in den Tod gegangen — sie war allein zurückgeblieben!

Ach, wenn sie an das alles dachte! Nein, sie hatte sich mit ihrem Geschick noch nicht ausgesöhnt; Groll, Unzufriedenheit, Bitterkeit erfüllten sie. Inbrünstig sehnte sie sich heraus aus diesem Leben. Ihre Schönheit, ihre Jugend sollten nicht so vergehen! Sie träumte von Glanz und Reichtum, von großem Glück — und übersah dabei das wahre Glück, das ihr bittend die Hände entgegenstreckte, übersah den Mann, der ihr sein ganzes Herz geweiht!

Sie nähte an der zartfarbigen Seidentaille. Ihre Wangen röteten sich, fieberhaft arbeiteten die Hände. Doch es wollte nicht so recht vorwärts gehen — seufzend ließ sie den Stoff in den Schoß gleiten. Da fiel ihr

ein: Wünsche dir doch, daß das Kleid jetzt fertig ist, dann kannst du morgen endlich einmal den Sonntag richtig feiern und einen kleinen Ausflug machen!

Inbrünstig hegte sie den Wunsch. Sie faltete die Hände. Doch das Kleid blieb unvollendet, wie es war, vor ihr liegen.

Da lachte sie bitter auf.

Nach dem Abendbrot klopfte es an ihrer Tür. Der junge Ingenieur, der im gleichen Hause mit ihr wohnte und sie längst verehrte, war es. Er kam, um sie aufzufordern, in seiner Begleitung und mit seinem Verein die für morgen geplante Partie nach dem „Schreckenstein“ zu machen.

„Hoffentlich bleibt das Wetter gut. Wir haben uns so darauf gefreut! Es sind mancherlei Überraschungen geplant,“ schloß er und sah sie bittend und zärtlich an.

Doch mit einer kurzen Absage ließ sie ihn wieder gehen. Sie war verstimmt, verärgert und wußte doch nicht recht weshalb.

Spät und sehr übermüdet ging sie zu Bett. Das Kleid war nicht fertig geworden; sie ließ es auf dem Arbeitstisch liegen. —

Ein strahlender Sonntag brach an. Golden flutete die Morgensonne in ihr Zimmerchen, blau wölbte sich der Himmel über der frühlingsgrünen Erde.

Der junge Ingenieur verließ auch schon in aller Frühe, festtäglich gekleidet, das Haus, nicht ohne einen sehnsüchtigen Blick nach ihrem Fenster zu werfen. So viele Leute waren an diesem gesegneten Morgen schon auf den Beinen, um zu wandern und die Natur zu genießen! Eltern mit ihren Kindern, die Buben mit umgehängter Botanisiertrommel und Schmetterlingsnetz, das sie erwartungsvoll schwenkten, die Mädchen be-

hutsam den Frühstückskorb tragend oder das kleinste Geschwisterchen im Kinderwagen fahrend, Radfahrer, Liebespärchen — alles war unterwegs, allen lag die Sonntagsfreude auf dem Gesicht — — nur sie, sie hatte keinen Teil daran, sie mußte arbeiten wie an jedem Werktage, wenn sie nicht die Kundschaft der gut zahlenden Steuerrätin verlieren wollte!

Ein tiefer Ärger erfüllte sie, ein Haß auf alle Menschen, die sich freuen durften.

„Wenn es nur heute noch tüchtig regnen und stürmen wollte! Dann würde mir mein Zuhausebleiben doch nicht so schwer!“ dachte sie, während sie ihr einfaches Frühstück verzehrte.

Dann nahm sie ihre Arbeit vor.

„Wäre nur das Kleid erst fertig!“ wünschte sie sich. Doch niemand half ihr; sie mußte selbst fleißig sein.

Vielleicht zwei Stunden mochte sie genäht haben, als ein heftiger Windstoß ihr geöffnetes Fenster zuklappte. Der Himmel hatte sich umdüstert; es wurde dunkel, und bald begann es heftig zu regnen. Unablässig und eintönig rauschten die Regenmassen hernieder.

Die Ausflügler kamen zurück; die vorher frohen Kinder weinten jetzt; verdrießlich, enttäuscht schauten alle drein, denen das Wetter den Sonntag so gründlich verdorben hatte.

Auch der Ingenieur kam, von einigen Freunden begleitet, verstimmt heim, sich umzukleiden. Sein neuer Anzug und sein neuer Panamahut waren gründlich durchnäßt, vielleicht verdorben.

Da mit einem Male fiel es ihr schwer auf die Seele: hatte sie gar mit ihrem unbedachten Wunsche den Leuten die Sonntagsfreude zerstört? Es war ihr doch nicht so Ernst gewesen! —

Als sie am nächsten Morgen erwachte, sann sie müde vor sich hin, die Arme im Nacken verschränkend. Heute würde sie den Arbeitslohn für das Kleid bekommen — achtunddreißig Mark betrug die Rechnung. „Ach, das ist doch gar kein Geld! Ich wollte, ich hätte gleich tausend Taler, dann würd' ich ein paar Wochen gar nichts tun!"

Da erfüllte ein lautes Klingen den Raum. Erstaunt richtete sie sich im Bett auf, um gleich darauf mit einem leisen Schreckenslaut die Decke über sich zu ziehen: etwas Hartes hatte sie gar empfindlich getroffen und ihr weh getan, etwas Hartes, das aus der Luft auf ihr Gesicht gefallen war! Es prasselte nur so um sie herum. Erst als das Prasseln endlich aufgehört hatte, wagte sie sich unter der schützenden Decke wieder hervor. Mit einem Jubelruf sprang sie auf: lauter blanke, runde, neue Talerstücke lagen am Boden, auf dem Tisch, auf ihrem Deckbett — überall! Blanke, harte Taler!

Sie wühlte in dem Segen und barg ihn in den Schubladen, im Schrank — sie wußte kaum, wohin damit.

Hatte die liebe Gottesmutter also doch ihren Wunsch erfüllt?

Wie wollte sie jetzt vorsichtig und überlegend in ihren Wünschen sein, daß ihr kein Tag verloren ging!

Und doch — wie oft vergaß sie ihre Vorsicht, wie manchmal kam ein rebellischer, trotziger, begehrlicher Gedanke — er wurde ihr erfüllt, ohne daß sie je ernstlich darauf gehofft.

Ein wundervolles Brillantkollier mit Smaragden in dem Schaufenster eines Juweliergeschäftes erweckte ihr Begehren. „Oh, hättest du das! Wie gut würde dir das stehen!"

Wie eine kühle und schmeichelnde Hand legte es sich da um ihren weißen Hals — und die Leute auf der Straße sahen sie so scharf an, als sie weiterging.

Plötzlich fühlte sie sich angehalten, und ein Herr rief in höchster Erregung aus: „Da — da ist sie, die mir das Kollier gestohlen hat!“

In unwillkürlicher Bewegung faßte sie an ihren Hals, und da fühlte sie die kühlen Steine.

Bestürzt stammelte sie: „Mein Gott, das ist ja nicht wahr! Ich habe doch Ihren Laden gar nicht betreten!“

„Gleichviel! Das Schmuckstück ist in Ihrem Besitz — Sie müssen mir folgen!“

Heiße Angst erfüllte sie. Man beschuldigte sie eines Diebstahls, den sie gar nicht begangen! Und doch half alles Beteuern nichts — der Schmuck, den sie vorhin bewundert und gewünscht, der lag nicht mehr auf der weißen Samtunterlage, der prangte an ihrem Halse.

Ach, und die Folgen! Man behielt sie in Polizeigewahrsam. Das Schmuckstück konnte ihr nicht abgenommen werden, wie festgelötet lag es um ihren Hals, und die kühlen Steine brannten wie Feuer.

Als es Mitternacht schlug, atmete sie befreit auf: ein neuer Tag begann, der ihr Gewährung eines Wunsches bringen würde.

„Möge das Kollier wieder im Schaufenster liegen wie gestern und ich zu Hause in meinem Bette sein!“

Tief und fest schlief sie dann ein, und als sie am Morgen die Augen aufschlug, umgaben sie die Wände ihres Zimmerchens.

Was war das nur gewesen? Lächerlich, was man alles träumen kann!

Die Tage vergingen im Nichtstun und in tausend Nichtigkeiten, und wenn sie etwas sehnsüchtig verlangte,

wurde es ihr versagt, weil sie vorher schon irgend etwas Gleichgültiges gedacht und gewünscht hatte, an dessen Erfüllung ihr im Grunde gar nichts gelegen war.

Sie wurde verstimmt, nervös — jeden Gedanken beobachtete sie, mußte sie in acht nehmen; das Sorglose, Unbekümmerte, das sie trotz aller Lebensschwierigkeiten doch noch gehabt, wurde ihr dadurch ganz genommen, denn ihre rege Phantasie hatte sie so oft über die Widerwärtigkeiten des Daseins hinweggebracht und sie in ein Traumland geführt, in dem Rosen blühten und ein ewiges Glück herrschte.

Und welche Befriedigung hatte ihr bis jetzt die Erfüllung ihrer Wünsche gebracht?

Keine!

Ihr Egoismus, ihr Neid und ihre Mißgunst auf andere — ja, das war es — hatten sich deutlich in ihren Wünschen offenbart, so daß sie sich manchmal vor sich selbst schämte.

Wie oft hatte sie nur zum Nachteil, zum Schaden anderer Wünsche geäußert, deren Erfüllung ihr gar keinen Vorteil brachten. Hinterher tat es ihr leid; doch es war dann zu spät. Und durch diese unselige Gabe war sie nicht nur unfrei nach außen geblieben — nein, sie war es auch innerlich geworden, weil sie ihre Gedanken und Wünsche ständig beherrschen und kontrollieren mußte.

Was nützte ihr das Geld, das ihr geworden? Es zerrann ihr nur so unter den Fingern.

Niemals hatten ihre Wünsche anderen Freude bereitet! Jeder leisen Verstimmung und Verärgerung hatte sie nachgegeben.

Mancher schöne Tag war ihr ungenützt verstrichen. Und dabei war der Tag so lang — sie hatte nichts zu tun, und das war so über die Maßen langweilig;

ihren Tatendrang befriedigte das einst so heiß ersehnte Nichtstun gar nicht.

In allem möglichen hatte sie das Glück gesucht, auch als Herrscherin des Landes. Wie war sie so froh gewesen, als der Tag sich neigte, als sie die Bürde und die vielen und großen Pflichten einer Königin, die sie einst um ihr glänzendes Dasein beneidet, beiseite werfen konnte! Sie hatte sich das Leben der hohen Frau doch leichter vorgestellt, und sie freute sich, wieder ihr stilles, einsames Leben führen zu können.

Glück! Sie wollte so gern glücklich werden, und doch floh es sie — unbefriedigt und enttäuscht von der Erfüllung ihrer Wünsche hatte sie noch jeden Abend ihr Lager aufgesucht.

Für heute hatte sie, bis sie in später Nachmittagsstunde ausging, noch nichts gewünscht — heute sollte es etwas wirklich recht Schönes werden.

Mitten in ihre sinnenden Gedanken hinein ertönte die warnende Klingel eines Radfahrers, der sie beinahe umgefahren hatte. Erschreckt sprang sie zur Seite, und geärgert über einen groben Zuruf des Mannes, dachte sie: „Wenn er doch gleich stürzte und Hals und Beine bräche — warum muß er mich so erschrecken!“

Ein lauter Schrei ertönte plötzlich. Schauerlich gellte er über die Straße. Unbegreiflicherweise war auf dem glatten Asphalt des Fahrdamms der Radfahrer gestürzt und war leblos mit gebrochenen Gliedern liegen geblieben.

Das Blut erstarrte in ihren Adern; unfähig, sich zu rühren, stand sie da und sah, wie die Leute sich um den Verunglückten bemühten.

Da erfaßte sie ein Grausen.

„Mörderin!“

Tausend Stimmen klagten sie an, riefen es ihr zu:

„Mörderin! Dein frevelhafter Wunsch ließ diesen braven Familienvater zu Tode kommen — nur, weil du einer augenblicklichen Verstimmung nachgegeben hast!“

Wie von Furien gejagt, stürzte sie davon.

An den Stufen des Marienaltars brach sie zusammen. Flehend hob sie die gefalteten Hände.

„Heilige Gottesmutter! Nimm deine unselige Gabe zurück! Heilige, habe Erbarmen! Ich bin deiner Güte nicht wert gewesen! Zum Fluch ist sie mir geworden!“

Irre, heiße Worte stammelte sie — Tränen rollten über ihre Wangen.

Da lächelte die Gebenedeite auf sie herab, ernst und gütig.

„Kommst du jetzt schon, du törichtes Menschenkind? Hab' ich dir nicht gesagt, du wirst einst bereuen? Siehst du jetzt ein, daß das Glück nicht in erfüllten Wünschen liegt? Tue deine Pflicht mit frohem Sinn und fröhlichem Herzen! Nur dann bist du glücklich! Beneide nicht andere um das, was sie mehr haben oder mehr scheinen als du! Du weißt jetzt, daß auch auf den Höhen des Lebens, in den prunkvollsten Palästen heimliche Tränen geweint werden, daß jedem sein Teil Leid beschieden ist! Du hast das Glück gesucht in weiter, nebelhafter Ferne, und daß es neben dir wartet, schon lange — das hast du nicht gesehen, hast nicht beachtet, daß du einem guten, ehrlichen Manne das Höchste bist! — Du hast nur an dich gedacht, hast dich nicht um andere gekümmert — in deiner Selbstsucht hast du die dir verliehene Gnade nicht einmal angewandt, einem Mitmenschen eine Freude zu bereiten, und darum hat dir auch die wahre Zufriedenheit gefehlt! — Wünsche dir nichts Unmögliches! Beglücke andere, lebe für andere, nicht nur für dich! Sei zufrieden mit deinem Geschick, dann wirst du auch glücklich sein!“

Ein überirdisches Licht erglänzte. Orgelklänge durchbrausten den hohen, heiligen Raum. Die Knieende sank auf ihr Angesicht und betete. Ihr ganzes Innere löste sich auf im Gebet.

Wunderbar froh und gestärkt war sie. Sie fühlte sich erhoben, befreit.

— — — — — — — — — — — — — —

Das junge Mädchen richtete sich hoch auf im Bett und rieb sich die Augen. Sie blinzelte, als ein vorwitziger Sonnenstrahl über ihr Gesicht huschte.

Ihr erster Blick fiel auf die hellfarbige Taille, die unvollendet auf dem Arbeitstische lag.

Das Kleid war doch längst abgeliefert! Wie kam das wieder hierher?

Sie schüttelte den Kopf. Minuten brauchte sie, um sich zu besinnen. Fremd und unwirklich kam ihr das vertraute Stübchen vor. Sie war doch weit fortgewesen, hatte so viel erlebt — ganz deutlich erinnerte sie sich. Und das viele Geld, das sie besaß?

Sie sprang aus dem Bett und schaute in den Schubladen nach. Aber die waren leer, und doch hätte sie darauf schwören mögen, daß sie noch gestern mit blanken, harten Talern angefüllt gewesen waren.

Das war doch alles so seltsam — sie fühlte so lebhaft noch die Angst, die sie wegen des Brillantkolliers im Polizeigewahrsam ausgestanden hatte, sie fühlte auch noch den Schrecken und das Grauen, das sie beim Anblick des gestürzten Radfahrers empfunden, sein Schrei gellte ihr noch in den Ohren.

Sie strich mit der Hand über die Stirn und dachte angestrengt nach. Dann atmete sie tief auf. Es war ein befreiender Atemzug, der ihre Brust hob: sie hatte nur geträumt, lauter törichtes, verwirrtes Zeug — nein, töricht war es nicht, nur wahr! Sie errötete,

als sie daran dachte, wie sie sich im Traum gezeigt — so egoistisch und mißgünstig.

Deutlich hörte sie noch die mahnenden Worte der Gottesmutter — und sie gelobte sich, eine andere zu werden.

Sie dachte an den jungen Ingenieur. Wie traurig hatte er ausgesehen, als sie ihn so kurz abgefertigt hatte! Und er war so gut und tüchtig! Im Grunde war er ihr ja immer schon sympathisch gewesen, nur seine demütige, bescheidene Art hatte sie so ungeduldig gegen ihn gemacht.

Käme er heute zum Fragen — sie würde mit ihm gehen.

Nun aber war es zu spät!

Ihr Traum beschäftigte ihre Gedanken in hohem Maße. Wie konnte man nur solchen Unsinn träumen!

Da klopfte es. Ihre Wirtin brachte ihr den Kaffee.

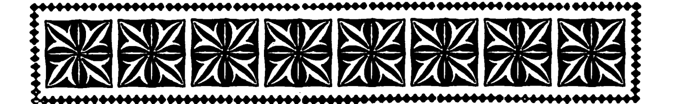
„Fräulein, der Herr Ingenieur unten läßt fragen, ob Sie sich nicht doch besonnen haben und den Ausflug mitmachen wollen. Um acht Uhr ginge der Zug. Er würde unten auf Sie warten. — Lieber Gott, Fräulein, gehen Sie doch mit! Sie gönnen sich ja gar nichts! — Und das Kleid da, wenn das die Frau Steuerrätin auch erst am Dienstag kriegt! Die hat noch mehr anzuziehen!“

Die gutmütige Frau redete ihr zu, und nach kurzem Besinnen gab sie ihre Zusage.

Sie lachte fröhlich auf.

„Also, sagen Sie dem Herrn, daß ich gern mitkomme! In zwanzig Minuten bin ich bereit.“





Vom edlen Gerstensaft.

Von W. Helmuth.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Freude am Genuß alkoholischer Getränke ist sicherlich eine der ältesten Schwächen des Menschengeschlechts, und die Kunst, solche Getränke zu bereiten, darum auch eine seiner ältesten und am weitesten verbreiteten Fertigkeiten. So niedrig auch immer der allgemeine Kulturzustand eines Volkes sein mochte, für die Erkenntnis und praktische Würdigung der Tatsache, daß sich aus zucker- oder stärkemehlhaltigen Stoffen durch geeignete Behandlung die Mittel zur Erzielung eines Räuschleins gewinnen lassen, war doch immer Intelligenz genug vorhanden. Selbst die primitivsten Naturkinder entfalteten dabei oft einen erstaunlichen Scharfsinn, und die Methoden, nach denen sie zu Werke gingen, unterschieden sich im Prinzip mitunter nicht sehr wesentlich von unserem heutigen, durch alle Hilfsmittel moderner Wissenschaft unterstützten Verfahren.

Wenn zum Beispiel schon die nordamerikanischen und australischen Naturvölker mit Hilfe glühender Steine die Samenkörner eines Wildgrases rösteten und den Gärungsprozeß dadurch einleiteten, daß sie gründlich durchgekaute Wurzeln, Reiskörner oder Leguminosenfrüchte in das Braugefäß spieen, so vollzogen sie damit, wenn auch in weniger komplizierten und

weniger hygienischen Formen, dieselben Maßnahmen, denen das beliebteste unserer alkoholischen Erfrischungsgetränke, das Bier, noch heute seine Entstehung verdankt. Wir beneiden sie ja gewiß nicht um das so gewonnene Labsal, ein „Bier“ aber war es immerhin.

Daß die alten Ägypter eifrige Biertrinker waren, wissen wir längst. Auf das Verfahren, Gerste in Malz zu verwandeln, verstanden sie sich wahrscheinlich nicht schlechter als wir, und wenn ihnen auch der Hopfen als Bierwürze unbekannt war, so wußten sie ihn doch durch Safran und andere Gewürze in einer Weise zu ersetzen, die ihrer Zunge jedenfalls vortrefflich zusagte, da man noch zu Strabons Zeit dies „Zythos“ genannte Bier zu Alexandria in großen Mengen vertilgte. Auch Pelusium an der Mündung des Nils war eine hochberühmte Bierstadt des Altertums. Archilochos, der um 700 vor Christus lebte, erzählt uns von dem aus Gerste und einem Würzkraut bereiteten Bier der Phrygier und Traker, und starke, berauschende Gerstengetränke wußten sowohl die Armenier wie die Illyrier und die Pannonier zu brauen.

Ob unseren germanischen Vorfahren schon zu Cäsars Zeiten das Bier bekannt war, ist ungewiß, da seiner als eines nationalen Getränks nicht Erwähnung geschieht, wohl aber wissen bereits Diodor und Tacitus, die doch nur wenig später lebten, davon zu berichten. Der altgermanische Name für das aus Gerste gewonnene Gebräu lautete peor, bior oder pior. Hie und da stoßen wir auch auf die Bezeichnungen alu, alo oder ealo, in denen wir unschwer die Stammform des englischen ale erkennen.

Der Hopfen, der angeblich zuerst von den Finnen verwendet wurde, ist jedenfalls schon im achten Jahrhundert nach Christus zum Zwecke der Verwendung als



Auf einem Münchener Bierkeller.

Bierwürze in Deutschland angebaut worden, und zur Zeit der heiligen Hildegard, der frommen Äbtissin von

Rupertsberg, also um das Jahr 1079, wurde der Hopfenbau in Bayern, Franken und Niedersachsen sogar in sehr beträchtlichem Umfange betrieben.

Während die Biererzeugung anfangs wohl ein



Berliner Weiße.

Privilegium der Klöster gewesen war, entstanden im vierzehnten Jahrhundert die Zünfte der Bierbrauer, die den sagenhaften König Gambrinus zu ihrem Schutzpatron erkoren. Bis tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein scheint Norddeutschland in der Herstellung guten Bieres den Vorrang behauptet zu haben. Namentlich das Eimbecker Bier erfreute sich hohen

Ansehens. Im Jahre 1591 aber wurde in München das Hofbräuhaus eröffnet, dessen Erzeugnis bald zu hoher und wohlberechtigter Berühmtheit gelangte. Das erste Weißbier soll 1541 in Nürnberg gebraut worden sein. In England, wo schon im fünfzehnten Jahrhundert das Weizenbier erfunden worden war, blieb die Verwendung des Hopfens seltsamerweise lange Zeit streng verboten, und so stammt die Erzeugung der



Eine „Potsdamer Stange“.

bekannten englischen Biere Porter und Ale erst aus dem achtzehnten oder dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

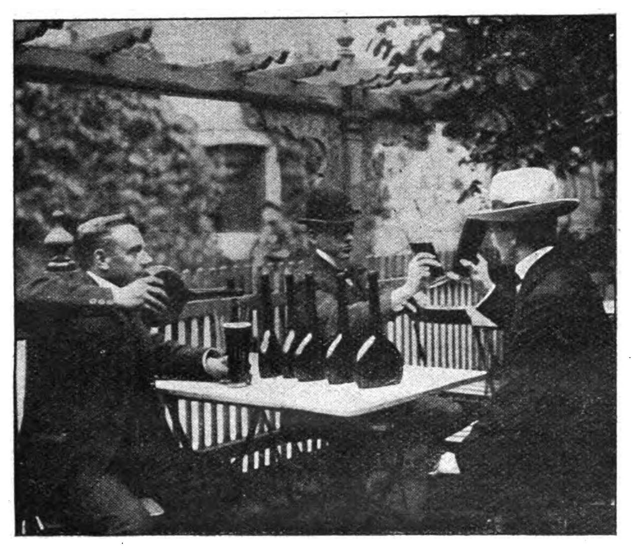
Daß die Kunst oder vielmehr die Wissenschaft des

Bierbrauens ihre höchste Entwicklungsstufe in Deutschland erreicht hat, ist ein Ruhm, der unserem Vaterlande wohl von keiner anderen Nation streitig gemacht wird. Ein ganzes Heer von Gelehrten und Technikern hat sich in den Dienst der Sache gestellt. Mit heißem Bemühen hat man die chemischen Vorgänge in den einzelnen Stadien des Malz- und Brauprozesses studiert, um Herrschaft über sie zu gewinnen; statt der primitiven hölzernen Geräte, mit denen unsere Vorfahren sich behelfen mußten, hat man äußerst sinnreiche Maschinen eingeführt, und man hat endlich auch gelernt, sich von der Witterung, deren Einfluß für den Brauer früher von so großer Bedeutung war, unabhängig zu machen. Der Lohn dieses wackeren Fleißes besteht darin, daß das deutsche Bier heute einen Weltruf genießt und daß man wohl in keiner größeren Brauerei des Auslandes andere Bräumeister anstellt als solche, die ihre Ausbildung auf deutschen Fachschulen erhalten haben.

Ist aber irgendwo von deutschem Bier die Rede, so denkt man dabei unfehlbar zuerst an das bayrische, das, aller Nachahmung zum Trotz, bis auf den heutigen Tag der edelste, süffigste und bekömmlichste Gerstensaft geblieben ist. Die Kunst- und Geistesaristokratie der bayrischen Hauptstadt verwahrt sich ja neuerdings immer nachdrücklicher gegen die Gepflogenheit, sich München zuallererst als ein Bierdorado und nur hinterher als Kunstmetropole vorzustellen; aber der Protest wird wohl noch für geraume Zeit wirkungslos bleiben. Solange die Biertrinker der ganzen Welt die Namen Hof-, Löwen-, Spaten-, Pschorr- und Augustinerbräu nur mit einem Gefühl der Ehrfurcht nennen können, solange der Anstich des Maibocks und des Salvator für den Münchener Bürger die festlichsten

Ereignisse des Jahres bedeuten, so lange werden alle unwiderleglichen statistischen Nachweise für den Rückgang des Bierkonsums nichts daran ändern können, daß München als Bierstadt einzigartig und unerreichbar in der Welt dasteht.

Es liegt auch für niemand, am wenigsten für die



Die Leipziger „Gose".

zahllosen begeisterten Freunde des lieben Isar-Athen, ein Grund vor, darob zu klagen. Viel eher möchte man geneigt sein, denen zuzustimmen, die gleichzeitig mit dem Rückgang des Bierverbrauchs auch einen merklichen Rückgang jener alten Münchener Gemütlichkeit wahrgenommen haben wollen, die für den Fremden vielleicht noch anziehender und anheimelnder war als die etwas krampfhaften und nicht immer mit vollem Gelingen gekrönten Ausstellungs- und Festspiel-

anstrengungen einer neuen Zeit. Seine nivellierende Eigenschaft war ja eine der größten und schätzenswertesten Tugenden des Münchener Bieres. Weil sich in der Freude am köstlichen heimischen Gerstensaft alle Stände begegneten, darum verwischten sich auch überall, wo man diesen Nektar an der Quelle schlürfte, alle Standesunterschiede und Kastenvorurteile. In den Bierkellergärten wie im Hofbräuhaus war dem Münchener jedermann eben nur der „Herr Nachbar“, dem er auch ohne voraufgegangene Vorstellung freundlich seine Blume zutrank und dem er bierehrlich sein Herz ausschüttete, unbekümmert darum, wieviel gesellschaftliche Rangstufen ihn draußen von diesem „Herrn Nachbar“ trennen mochten.

Dergleichen erlebt man heute schon viel seltener, und wenn man in der bisherigen übereifrigen Weise fortfährt, das reizvoll kleinstädtische München in eine geräuschvolle und bei aller scheinbaren Buntheit immer farbloser werdende Großstadt zu verwandeln, so wird bald genug die Zeit gekommen sein, da auch die herzerwärmende Münchener Gemütlichkeit nur noch eine Legende aus vergangenen Tagen ist. Ob die heißersehnten Fremden dann aber lieber und zahlreicher nach München kommen werden als heute — ich möchte es stark bezweifeln.

Etwas von der gleichmachenden Wirkung des Münchener Bieres hatte vor Jahrzehnten ja auch die Berliner Weiße, die sich ihm in allem übrigen freilich gar wenig vergleichen darf. Sie gehört zur Nachkommenschaft des nach seinem Erzeuger „Broihahn“ benannten Weizenbieres, das sich im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von Hamburg und Hannover aus über ganz Deutschland verbreitete, und zählt zu den obergärigen Bieren, die schon wenige Tage nach

dem Brauen getrunken werden können, dafür aber von geringer Haltbarkeit sind. Das Berliner Weißbier wird aus drei Teilen hellen Weizen- und einem Teil hellen Gerstenmalzes hergestellt. Seinen charakteristi-



Das Lichtenhainer Bräu.

schen säuerlichen und erfrischenden Geschmack erhält es durch den Reichtum an Kohlensäure und durch einen Milchsäuregehalt, der es von fast allen anderen Bieren unterscheidet. Es ist arm an Alkohol und darum mehr durststillend als „anregend“.

Man versteht darum leicht, daß es längst aufgehört hat, ein Lieblingsgetränk des nervösen und geschäftigen

Berliners von heutzutage zu sein. Für eine ältere, gemächlichere Generation aber bedeutete das im einfach behaglichen Kneipzimmer von Mund zu Mund wandernde mächtige Weißbierglas ein Symbol gemütlicher Zusammengehörigkeit und allgemeinen Wohlwollens. Man rückt nicht bloß äußerlich näher zusammen, so lange man aus demselben Glase trinkt, und trotz des harmlosen, wenig oder gar nicht berauschenden Getränkes herrschte darum in einer alten Berliner Weißbierstube mehr Stimmung und Wärme als in den protzigen Bier- und Weinpalästen der Gegenwart.

Ein ähnliches Schicksal wie der einst für reich und arm schier unentbehrlichen Weiße ist den meisten anderen jener Biergattungen beschieden, die es ehedem in einem mehr oder minder beträchtlichen Verbreitungsgebiet zur Berühmtheit gebracht, und die vor der Überlegenheit des bayrischen oder nach bayrischer Art gebrauten Bieres dann Schritt für Schritt haben zurückweichen müssen. Die „Potsdamer Stange“, eine entfernte Verwandte der Berliner Weiße, sieht den Kreis ihrer Verehrer immer kleiner werden, und für die Leipziger „Gose“ schwärmt aus vollem Herzen sicherlich nur noch die bescheidene Zahl derer, die sich in weit zurückliegender Jugendzeit an den Genuß dieses eigenartigen Labetrunks gewöhnten. Auch der fremde Besucher der regsamen Buchhändlerstadt pflegt ja „der Wissenschaft halber“ noch heute eine der bekannten langhalsigen Flaschen mit dem sonderbar plattgedrückten Bauche zu leeren. Aber ich habe noch keinen gefunden, den es allzu sehnlich nach einer Wiederholung des Versuches verlangt hätte.

Und Lichtenhain! Eine selige, feucht-fröhliche Erinnerung aus der herrlichen Jenenser Burschenzeit — gewiß! Irgendwo in einem der Vergangenheit ge-

widmeten Winkel des Arbeitszimmers steht wohl noch heute das seit langem leck gewordene hölzerne Trinkgefäß, dessen es durchaus bedarf, um alle charakteristischen „Tugenden“ des Lichtenhainer Gebräus zu voller Geltung kommen zu lassen. Aber es ergeht einem mit



Braunschweiger Mumme.

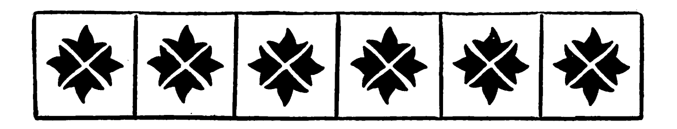
dem Lichtenhainer Bier wie mit jeder anderen Jugendliebe. Ihr Andenken lebt hold verklärt in unserem Herzen; nur müssen wir uns um des Himmels willen hüten, ihr wieder zu begegnen. Welcher alte Jenenser hätte das nicht schon an sich erfahren!

Der wackere Bräuer Christian Mumme, der im Jahre des Heils 1492 zu Braunschweig das nach ihm benannte

Bier erfand, war gewiß ein gescheiter und verdienstvoller Mann. Denn der Haltbarkeit seines aus vierzigprozentiger Würze gebrauten, sirupartigen Erzeugnisses war es zu verdanken, daß deutsches Bier schon damals in den fernsten Ländern zu Ruf und Ansehen gelangte.

Heute aber trinkt man wohl nur noch der Kuriosität wegen ein mehr eigenartiges als süffiges Gemisch aus dicker Mumme und leichtem Bier. Das Bessere ist des Guten Feind, und alles auf Erden hat seine Zeit.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die geschmuggelten Spitzen. — „Wie wundervoll! Damit wirst du sogar in London Aufsehen erregen!"

Mistreß Lucy Cruffle, eine elegante Amerikanerin, die in einem Pariser Hotel ihre Base getroffen hatte, pries mit solchen Worten die prächtigen Spitzen, die diese in Paris gekauft hatte.

„Allerdings," erwiderte die glückliche Besitzerin der gewobenen Schätze, „diese Muster habe ich in England noch nicht gesehen, auch früher, als ich noch in Amerika wohnte, nicht. Sie sind ja nicht billig, aber den Zoll, weißt du, den denke ich zu sparen!"

„Sehr richtig, Lucy! Wir schmuggeln auch tüchtig, wenn wir nach New York hinüberfahren."

„Da fällt mir ein Fall aus London ein, den mir mein Mann erzählte," bestätigte Lucy. „Der Inhaber eines großen Modehauses fuhr mit seiner Frau und zwei ihrer Freundinnen nach Paris, um sich hier zu amüsieren. Die riesigen Koffer, die mit den kostbarsten Toiletten gefüllt waren, fielen bei der Eleganz der Damen im Zollamt nicht auf. Der gesparte Zoll war viel höher als das, was beim Amüsieren ausgegeben wurde!"

„Sehr gut! Du weißt ja, bei uns schmuggelt fast jeder, die Reichsten am meisten, denn sie haben am wenigsten Angst vor der Strafe."

Mistreß Lucy Cruffle war also der festen Absicht, die gekauften Spitzen nach England hinüberzuschmuggeln. Wie war nun aber das am sichersten durchzuführen?

Die Base erzählte, eine ihrer Freundinnen hätte Spitzen

— freilich nicht ganz so schöne — nach Amerika hinübergeschmuggelt, indem sie sie vor der Landung um ihre Taille gewunden hatte, und sie waren auch glücklich den Zollbeamten entgangen.

Diesem Beispiele beschloß Mistreß Cruffle zu folgen. Vor ihrer Überfahrt nach England breitete sie in ihrem verschwiegenen Hotelzimmer in Calais die Spitzen vor sich aus und wand sie dann um ihre Taille. Das Korsett ging zwar sehr knapp zu, und auch das Kleid beengte Leib und Seele der Dame, aber was tut man nicht, um der Behörde ein Schnippchen zu schlagen.

Als Frau Cruffle den Dampfer, der sie nach Dover führen sollte, betreten hatte, traf sie zufällig eine Bekannte aus London. Diese begrüßte sie und lud sie ein, sich ihrer kleinen Reisegesellschaft anzuschließen.

Man saß auf einer geschützten Stelle des Decks und erzählte sich allerlei. Schließlich kam man auch aufs Schmuggeln.

„Eine recht gefährliche Sache!“ meinte ein älterer Herr. „Wird man gefaßt — und das ist leicht möglich — dann zahlt man hohe Strafe und hat die Blamage obendrein!“

Lucy Cruffles Brust hätte sich gern unter einem tiefen Seufzer gehoben, wenn sie nicht der Spitzenpanzer daran gehindert hätte. Er drückte doch wirklich gar zu sehr, es war ganz abscheulich!

„Die Zollbeamten sind schlau,“ fuhr der Herr fort. „Ich kenne da einen Fall, wo eine Dame ein wertvolles Perlenhalsband in einer Falte ihres reichgarnierten Hutes versteckt hatte und doch gefaßt wurde.“

„Da fällt mir eine ähnliche Geschichte ein,“ rief ein anderer Herr. „Eine Dame aus New York hatte in Paris ein kostbares Kollier gekauft. Der Zollbeamte sieht zunächst die Koffer oberflächlich durch und sagt dann ganz ruhig: ‚Ich bitte um das Kollier, das Sie in Paris gekauft haben.‘ Der Mann der Dame mußte hohe Strafe zahlen und als er und seine Frau dann den Beamten geradezu anflehten, ihnen zu sagen, woher er das gewußt habe, lächelte dieser nur und sagte: ‚Wir wissen alles!‘

Die Opferfreudigkeit der Mistreß Cruffle erhielt durch diese Erzählung einen weiteren Stoß. „Ich hätte doch lieber die Spitzen nicht verheimlichen sollen!“ sagte sie sich. „Und dabei dieses schauderhafte Drücken und Pressen!“

Die Zollangelegenheiten erregten das Interesse der kleinen Gesellschaft so sehr, daß Frau Cruffles leidender Zustand nicht weiter beachtet wurde.

Jetzt nahm wieder der ältere Herr, der zuerst vor dem Schmuggeln gewarnt hatte, das Wort. „Ein ganz ähnlicher Fall,“ begann er, „passierte einem jener armen Leute, die einige oder mehrere Millionen durchs Leben schleppen müssen. Er kam in New York an und erklärte dem Zollbeamten möglichst ruhig, er habe nichts zu verzollen. Mit der Ruhe, die den Gipfelpunkt des Spottes darstellt, erwiderte ihm der Beamte: ‚Das weiß ich. Aber bitte, sagen Sie doch Ihrem Chauffeur, daß er den rechten Stiefel und Strumpf ausziehen möchte. Dort werden wir schöne Ringe finden.‘ Und sie fanden sie. Beschlagnahme und hohe Strafen folgten. Der Millionär rief wütend: ‚Ich zahle zehntausend Dollar, wenn Sie mir sagen, woher Sie das Versteck der Ringe kennen.‘ Der Beamte erwiderte wiederum: ‚Wir wissen alles!‘“

„Aber wie mag der Beamte das Geheimnis nur erfahren haben?“ fragte eine der Damen.

„Derlei spricht sich herum,“ erwiderte der ältere Herr. „Man rühmt sich einem guten Freunde gegenüber seiner Schlauheit, und dieser erzählt die Sache im Vertrauen weiter, ein Böswilliger bekommt sie zu Ohren und wendet eine Postkarte daran, um die Sache einem Beamten zu verraten. Was wollen Sie? Etwas, was dem Staate nützt — eine patriotische Tat!“

Alle lächelten, und auch Frau Cruffle versuchte dies. Aber umsonst! Diese Angst, die sie plötzlich überfiel! Konnte nicht auch ihre Base die Geschichte von der spitzenumwickelten Taille weitererzählt haben?

Zu diesem Seelenschmerze kamen nun noch die körperlichen Leiden, denn so durfte man die Zusammenpressung durch den Spitzenpanzer wirklich bezeichnen.

„Mistreß Cruffle — was ist Ihnen, sind Sie krank?“ wendete man sich jetzt an die mit bleicher Unglücksmiene Dasitzende.

„Ach nichts — ein leichter Anfall von Seekrankheit, der bald vorübergehen wird,“ war Lucy Cruffles Ausrede.

Der Dampfer geriet in eine dicke Nebelwand hinein und mußte langsam fahren. Alles flüchtete in die Kajüten, aber Mistreß Cruffle half dies nichts, ihre Furcht vor dem Gefaßtwerden und das immer schlimmer werdende Pressen der Spitzen machte sie halb bewußtlos.

Endlich, nach noch nie erduldeten Qualen, konnte sie sich ans Land begeben. Ihre Angst vor der Entdeckung trug dazu bei, ihr Befinden noch zu verschlimmern, und so schleppte sie sich denn in der Verfassung einer Schwerkranken in das Zollamt. Hier nahm man Rücksicht auf ihren Zustand, man durchsuchte nur flüchtig ihre Koffer und fragte sie selbst nicht weiter aus.

Sofort nach London zu fahren, war ihr nicht möglich. Sie suchte ein Hotel auf, und ihr erstes war, sich von dem Spitzenpanzer zu befreien.

Das war eine Erleichterung!

Aber trotzdem war Frau Cruffle nicht froh, die Erinnerung an die überstandenen Leiden war noch zu stark.

Erst am nächsten Tage fuhr sie nach London. Hier begrüßte sie ihr Gatte, den sie telegraphisch benachrichtigt hatte, am Bahnhof.

„Du siehst etwas angegriffen aus,“ sagte er, als sie sich im Erfrischungsraum des Bahnhofs niedergelassen hatten.

„Ich habe auch in den letzten Tagen viel durchgemacht!“ erwiderte sie lächelnd und erzählte mit Stolz die Sache von den Spitzen.

Mister Cruffle hörte mit Unruhe zu. Und als sie endlich mit den Worten schloß: „Nun, was sagst du jetzt zu deiner tapferen Frau? Den hohen Zoll habe ich gespart!“ — da entgegnete er mit einer Miene, als ob er ein Gespenst sähe: „Aber, liebe Lucy, weißt du denn nicht, daß schon seit einem halben Jahrhundert in England der Zoll für Spitzen — aufgehoben ist!“

„Auf—ge—hoben?“ fragte die Gattin matt und sank halb ohnmächtig in ihren Stuhl zurück.

A. Thiele.

Zauberbücher. — Nachklänge eines uralten Aberglaubens und deshalb in kulturgeschichtlicher Beziehung äußerst interessant sind die Zauberbücher, in denen Anleitungen gegeben werden, wie der Mensch die Geister zitieren und sie sich seinen Wünschen dienstbar machen kann. Ein in vielen Ausgaben erschienenes Zauberbuch, das aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts stammt, hat den Titel: † † † D. J. Fausti Dreyfacher † † † Höllen Zwang und Magische Geister Commando nebst den schwarzen Raaben.

In der Vorrede wird über das Zitieren der Geister eingeschärft: „Halte an mit Citation und laß nicht nach, wenn auch die Geister nicht gleich erscheinen. Sey du nur immer standhafft in Werk und Glauben, denn der Zweifler erhält nichts.“ Darauf werden die günstigen Zeiten zum Zitieren mitgeteilt und der Zauberkreis beschrieben, der mit dem Blut einer jungen weißen Taube auf Pergament aufgezeichnet werden muß. In diesen Kreis muß sich der Beschwörer stellen und zunächst den 91. Psalm beten. Die Zitationsformeln bestehen aus einigen griechischen und hebräischen Wörtern wie Yschyros, Theos, Zebaoth und Adonay, meist aber aus ganz sinnlosen Lautzusammenfügungen, in denen die Buchstaben q, w, x, y, z besonders häufig vorkommen.

Zitiert werden die sieben Großfürsten Aziel, Ariel, Marbuel, Mephistopheles, Barbuel, Aziabel und Aniquel. Die Formeln stammen angeblich aus dem sechsten und siebenten Buch Moses. Hierauf folgen die Beschreibungen der sieben Großfürsten. Beispielsweise ist Aziel „ein sehr schneller Schatzgeist der Erde und des Meeres, seine Erscheinung ist in wilder Ochsengestalt“. Ariel erscheint als rasender Hund. Mephistopheles zeigt sich als schöner Jüngling. „Er ist zu allen Künsten und Dingen willig, er gibt die geistigen Diener und bringt Schätze aus der Erde und dem Wasser sehr schnell.“ Barbuel erscheint als wildes Schwein und Aniquel als Paradiesschlange. Die sieben Großfürsten der Hölle haben „viele Legiones der vom Himmel gestürzten Erzgeister unter sich“. Außerdem werden die „Siegel oder Charakteure zum Zwang und Gehorsam“ der sieben Groß-

fürsten angeführt, rote und schwarze Kreise mit hebräischen und lateinischen Buchstaben.

Ein anderes Zauberbuch ist das „Romanus-Büchlein, gedruckt zu Venedig“. Außer Zauberformeln und Zaubermitteln gegen Behexung, Krankheiten, Diebe und Feinde finden sich in ihm auch Mittel vor wie folgendes: „Einen Stecken zu schneiden, daß man einen damit prügeln kann, wie weit man auch selber entfernt ist.“

Das „Sympathetische Zeughaus, in sich haltend, wie der durch Zauberei versehrte Mensch wieder erlediget und befreiet werden kann“, wurde 1755 in Venedig gedruckt. Bei allen Vornahmen zur Abwendung bösen Zaubers weist der Verfasser darauf hin, wieviele Gran oder Unzen der Behexte von dem „Venetianisch-Sympathetischen Malefiz-Pulver“ oder dem „Planeten-Pulver“ gleichzeitig einnehmen soll. Ohne Zweifel war der Verfasser auch zugleich der Verfertiger dieser wunderbaren Pulver.

Drei Teile umfaßten des „Albertus Magnus bewährte und approbierte, sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse“. Diese „egyptischen Geheimnisse“ enthüllen eine Unzahl von Anfertigungsweisen verschrobener Zaubermittel. So lautet ein Rezept: „Einen magnetischen Compaß zu machen, welcher zur Entdeckung der Schätze und Erze unter der Erde dienlich ist. Zu solchem wird ein aus dem Plusquamperfecto gemachter Planet mit der prima Materia, woraus alle Metalle wachsen, erfordert, mit welchem der Magnet des Compasses gestärkt sein muß, um den alle sieben Metall-Charaktere stehn.“ Eine andere Anweisung erklärt: „Ein geheimes Kunststück, in einem Spiegel zu sehen, was der Feind auf eine Meile Wegs weit formiert. Man schaffe sich einen guten, gemeinen, flachen Spiegel, so groß er sein kann, zur Hand, lasse oben und zur rechten Hand Leisten leimen bis auf die linke Seite, da er offen bleiben muß. Solchen Spiegel muß man gegen den Ort, da der Feind sich aufhält, halten, so wird man dessen Marschiren, Schanzen und Formationen sehen können.“ Zur Öffnung von Schlössern wird empfohlen: „Töte einen Laubfrosch, lege ihn drei Tage in die Sonne,

mache ein Pulver daraus, und wenn du ein wenig in ein Schloß thust, so hüpft es von selbst auf.“

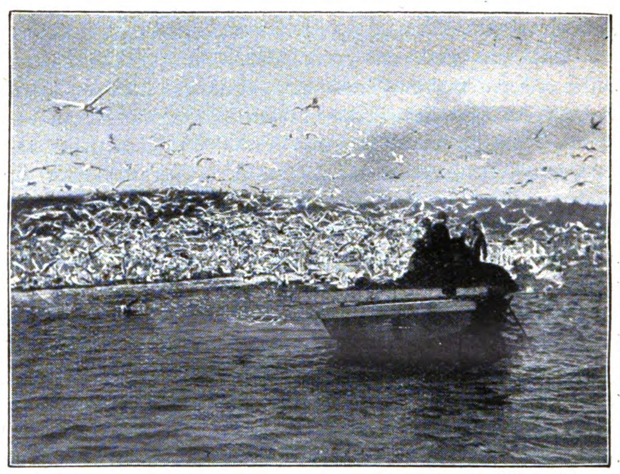
Endlich soll „der wahrhaftige feurige Drache oder Herrschaft über die himmlischen und höllischen Geister und über die Mächte der Erde und Luft“ ein Auszug aus den zwanzig Bänden des großen Buchs Salomos sein. Man soll in ihm finden „den ewigen Talismann oder Geisterzwang, womit man in die entferntesten und dunkelsten Regionen der Geisterwelt eindringen, die mächtigsten und widerspenstigsten Geister zur Unterwürfigkeit und zum Gehorsam zwingen kann“. Unter anderen werden Mittel angegeben: Wie man auf jeden Satz in der Lotterie gewinnen kann. Feuergewehre zu bezaubern, daß sie immer treffen müssen. Die Liebe jedes beliebigen Frauenzimmers zu gewinnen. Sich unsichtbar zu machen. Siebenmeilenstiefel zu verfertigen. Tinte anzufertigen zum Verkehr mit Geistern. Ein Pflaster zu bereiten, mit dessen Hilfe man elf Meilen Wegs in einer Stunde bequem zurücklegen kann.

Die große Beschwörung beginnt mit einem Gebet. Daran schließen sich ein Opfer von Weihrauch für Adonai und ein Opfergebet um seinen Beistand, worauf der Teufel angerufen wird. Indem man den Zauberstab in die Hand nimmt und beständig Branntwein in das Feuer gießt, hat man zu sprechen: „Kaiser Lucifer, Fürst und Gebieter aller rebellischen Geister, ich flehe dich an, deine Wohnung zu verlassen und hierher zu kommen und mit mir zu sprechen. Wolltest du jedoch meiner Bitte nicht Gehör schenken, so befehle ich dir und beschwöre ich dich, augenblicklich hier zu erscheinen, und zwar ohne Verbreitung irgend einen üblen Geruches, und mir zu antworten mit lauter und deutlicher Stimme auf alles, was ich dich fragen werde, Punkt für Punkt und wahr, o erhabener Vater der Lüge! Gehorche, Lucifer, gehorche, oder durch die Allgewalt dieses Zauberstabes sollst du verdammet werden zu neuen ewigen Qualen. Erscheine, Lucifer, erscheine!“

Zeigt sich trotz der Beschwörung Lucifer nicht, so wird geraten: „Man peitsche sämmtliche Höllengeister tüchtig, indem man beide Enden des Zauberstabes in das Feuer steckt. Dabei

entsetze man sich aber ja nicht über das gräßliche Jammergeheul, das von allen Seiten ertönen wird, sondern drohe vielmehr mit noch viel fürchterlicherem Peitschen.“ Th. S.

Geflügelte Fischfreunde. — Im September nähert sich der Weißfisch oder, wie ihn die Indianer nennen, der Altihâmeg in ungeheuren Scharen der Küste von Britisch-Kolumbia, um in die Flüsse hinaufzusteigen und dort zu laichen. Nicht nur



Phot. King.

Möwen folgen einem Weißfischzug in der Georgiastraße.

die Indianer treiben dann eifrig Fischfang, damit sie sich durch das getrocknete „Renntier des Meeres“, was der indianische Name bedeutet, Wintervorräte beschaffen, sondern es stellen sich auch nordamerikanische Fischer ein, die hier reiche Beute machen. Man fängt in wenigen Wochen ungezählte Tausende von Weißfischen.

Eine besonders gute Fanggegend ist die Georgiastraße, die die Festlandsküste und die Vancouverinsel trennt und eine wichtige Durchfahrt von Seattle nach Alaska bildet.

Außer den Menschen erscheinen aber auch noch andere

Fischfreunde — die Möwen. In unübersehbarer Zahl verfolgen sie den Zug der Weißfische, stoßen auf die dichtgedrängte Tiermasse herab und holen sich immer von neuem aus ihr zappelnde Opfer heraus. Th. S.

Das Urbild Karl Moors. — Oberst Coningham, ein irischer Rebell, den die englische Regierung um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ächtete und für vogelfrei erklärte, wurde ein so gefährlicher Parteigänger, daß die Behörden einen Preis von zweitausend Pfund für seine Ergreifung aussetzten. So hoch diese Summe auch war, konnte oder wollte sie niemand verdienen. Seinen Landsleuten war die Person des Geächteten heilig, und sie halfen ihm, wo sie konnten.

Der Oberst bekam aber mit der Zeit das Leben eines vogelfreien, geächteten Flüchtlings satt und beschloß, sich den englischen Behörden zu stellen.

Einige Meilen vor Dublin wurde jedoch seine Kutsche von einem berittenen Straßenräuber angehalten. Der Mensch war noch jung und schien den besten Ständen anzugehören.

Der Oberst fragte ihn lächelnd, ob er auch wüßte, wer er wäre.

„Nein, Sir,“ antwortete der verblüffte Räuber.

„Ich bin Coningham, derselbe geächtete Oberst Coningham,“ antwortete der Verfemte, „auf dessen Einlieferung zweitausend Pfund ausgeschrieben sind, von dem man aber auch weiß, daß er sich niemals mit Gewalt fangen läßt. Ich halte Sie noch für jung und unerfahren in Ihrem heutigen Handwerk. Entdecken Sie mir dessen Ursache. Wenn Sie in Not sind, werde ich Ihnen helfen, aber berauben werden Sie mich nicht.“

Der junge Mann erzählte nun von seiner unverschuldeten Not, die ihn auf die Bahn des Verbrechens geführt habe.

„Steigen Sie ab, mein Freund,“ sagte der Oberst, „und geben Sie Ihr Pferd dem Kutscher. Dann kommen Sie mit mir, denn ich bin Ihr Gefangener. Sie liefern mich nachher im Schloß zu Dublin ab, wo ich dafür sorgen werde, daß man Ihnen die zweitausend Pfund auszahlt, die demjenigen zugesichert sind, der mich einliefert.“

Das geschah denn auch. Der junge Mensch erhielt sofort die zweitausend Pfund ausbezahlt und war aus aller Not.

Schiller soll diese Geschichte zu dem wirkungsvollen Schluß seiner Räuber verwendet haben, wo er seinen Karl Moor sagen läßt: „Ich erinnere mich, einen armen Schelm gesprochen zu haben, als ich herüberkam, der im Taglohn arbeitet und sieben lebendige Kinder hat. — Man hat tausend Louisdor geboten, wer den großen Räuber lebendig einliefert. Dem Mann kann geholfen werden!“ W. F.

Unser erstes Frühstück. — Wie wir den Tag angefangen, ist durchaus nicht unwichtig. Ob wir mit dem linken oder rechten Fuß zuerst aus dem Bett steigen und uns an einen sorgfältig und zierlich oder nachlässig und liederlich gedeckten Tisch setzen zu einem gut oder schlecht zubereiteten Frühstück — ja, das ist sehr wichtig. Das Frühstück ist die Grundlage, auf der wir unseren anstrengenden Tag aufbauen. Wenn wir uns früh schon ärgern über etwas Vergessenes, Mißratenes, eine Nachlässigkeit, wenn wir schlechter Laune, verstimmt an unser Tagwerk gehen, oder wenn wir angenehm angeregt, nach einer appetitlich arrangierten Frühmahlzeit unseren Tag beginnen — welch ungeheurer Unterschied!

Und wie häufig wird gerade diese Mahlzeit wenig beachtet, so über den Ärmel eingenommen, vernachlässigt. „Ach, frühmorgens hab' ich gar keinen Appetit. Das erste Frühstück könnte meinetwegen ganz wegbleiben,“ sagt so mancher, genehmigt in der Eile einen Kognak und rennt ins Geschäft. Wie unzuträglich für Nerven und Magen!

Wir brauchen ja nicht gleich eine lange Mahlzeit zu halten, wie es der Engländer tut, denn darauf ist unser deutscher Magen nicht recht eingestellt; aber unser gemütliches deutsches Frühstück sollten wir uns erhalten.

Ja, es liegt eine förmliche Poesie in so einem sauber und nett gedeckten, lecker bestellten Frühstückstisch am hübschen, heimeligen Platz. Wenn die Winterstürme blasen, sitzen wir am Kamin, im Sommer, wer's haben kann, auf der luftigen Veranda, wo die Weinranken schaukeln und wehen.

Aber auch die Schaffenden und Arbeitenden, die meist

frühstücken mit dem Fuß im Bügel, die heiße Tasse Kaffee von der Wirtin brummig hingeschoben, wenn schon die Straßenbahn draußen, die am Kontor oder an der Fabrik vorbeifährt, klingelt, oder die Mutter, die den Haufen Kinder in die Schule verpacken und versenden, erst noch die Taschentücher und alle Fingerchen nachsehen, die Butterbrote streichen, die Aufgaben noch einmal überhören muß — sie alle könnten für ein wenig mehr Behagen sorgen zum Tagesanfang. Sagen wir wenigstens am Sonntag!

Der Frühstückstisch braucht gar nicht im modernen Erker oder kostbaren Wintergarten der Parkvilla zu stehen, auch in der Mansarde gibt's Sonnenschein und einen herrlich weiten Blick über Türme, Dächer, Gärten, über Wald und Wiesen. Im kleinen, am Fensterkreuz schaukelnden Bauer schlägt der gelbe Piepmatz mit den Amseln draußen um die Wette. Das Tischchen ist sauber gerichtet, wohl nur mit dünnem Kaffee im Bunzlauer Topf, mit Brot und Pflaumenmus bestellt, aber in der Mitte duftet in kleiner Vase ein Sträußchen. So kann auch die arme Näherin ihr Frühstück am Sonntag behaglich genießen, sich die ganze Woche über darauf freuen, denn jeder Arme hat Sinn für Genußfähigkeit und Genußfreudigkeit, ohne die eben unser poetischer Frühstückstisch nur ein leerer Schall ist.

Und nun gar auf Reisen! Wie herrlich ist da gerade das Frühstück!

Wer besänne sich nicht auf jene unvergeßlichen Eindrücke, da man am Morgen in der belebend frischen Firnluft auf die Aussichtsterrasse mit all den bunt und heiter gedeckten Frühstückstischchen trat, langsam das gewaltige Panorama in sich auffsaugend!

Da serviert schon die niedliche Bernerin mit den klirrenden Silberkettchen vor uns die köstliche Mahlzeit, die Butter in Kügelchen oder Locken auf Eis, die Hörnchen von Blätter- und Butterteig, Honig und Lenzburger Marmelade. Oder wir saßen in St. Moritz, der Hochburg allen Wintersports, hinter spiegelnden Scheiben, und draußen blitzt und blinkt der Schneekönigin eisiges Reich. Wie das gemütlich ist hier

im warmen Saal! Um uns herum alles in Wolle gewickelt und gepackt, fertig gerüstet zum Angriff auf jeglichen Wintersport. Wie das frisch und heiter macht, diese Aussicht auf die kräftige, stählende Bewegung in Eis und Schnee! Alles läuft durcheinander, sucht, ruft, verabredet sich, lacht, flirtet beim ersten Frühstück.

Unvergeßbare Momente!

Und wo einst unser alter Kaiser frühstückte! Auf der reizenden Mainau, von den grünen Fluten des Bodensees bespült, ist hoch über der blauen Weite, auf einem alten Wartturm, durch eine gemauerte Zugbrücke mit dem Schlößchen verbunden, ein Balkon geschaffen. Von duftenden Blumen, von Verbenen, Geranien, Petunien, Levkojen, Heliotrop und Rosen überschüttet, überblüht wie ein großer Blumenkorb. Ein unglaublich reizender Luginsland. Hier frühstückte Kaiser Wilhelm I., wenn er, wie so gern, als Gast auf der Mainau weilte. Hier, wo heute Zeppelins Luftschiffe wie weiße Riesenvögel majestätisch dahinziehen, da genoß unser greiser Heldenkaiser die Poesie des ersten Frühstücks.

Ja, wer's nur einmal so haben konnte im Leben, der empfindet schon den Morgenzauber des Frühmahles und legt von nun an mehr Wert darauf. A. v. Schmidt.

Ein schreckliches Geschick. — Der Perlenfischerschoner „Hugh Norman" wurde an der westaustralischen Küste schiffbrüchig. Der Sturm warf das Schiff auf eine Klippe, wo es hilflos liegen blieb, während die See durch große Lecke in den Rumpf eindrang. Das Land war nur wenige Meilen entfernt sichtbar, und da das Schiff nicht mehr zu retten war, ließ der Kapitän die beiden Rettungsboote aussetzen. Alle Mann mit Ausnahme des Kapitäns und des Matrosen Anderson waren bereits in die Rettungsboote hinabgeglitten, als diese von einer wuchtigen Woge emporgeschleudert wurden und kieloben wieder in die See zurückfielen. Jetzt spielte sich ein grausiger Kampf zwischen den in das Wasser gefallenen Matrosen und den Haifischen ab, die das Wrack umschwärmten. Unter herzzerreißenden Schmerzensschreien verschwand ein Mann nach dem anderen, von den gierigen Bestien in die Tiefe gezogen, und die See färbte sich



rot von ihrem Blute. Der Kapitän und Anderson mußten dem grausamen Schicksal ihrer Kameraden zusehen.

Nach acht Stunden, als die See ein wenig ruhiger geworden war, sprang der Kapitän über Bord, um ans Land zu schwimmen, aber schon wenige Meter vom Schiff entfernt erfaßte auch ihn ein Haifisch, und er verschwand gleichfalls in den Wellen.

Sechs Tage lang brachte Anderson auf dem Deck des Wracks zu, die Vorräte standen unter Wasser, er litt Hunger und Durst. Am siebenten Tage sprang auch er in die See, denn seine Lage war so unerträglich geworden, daß Haifischrachen keine Schrecken mehr für ihn hatten. Er versuchte die Küste zu erreichen, aber die Entbehrungen der letzten Tage waren zu groß gewesen. Er verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf sandigem Strande, wohin eine Welle ihn getragen hatte. Fischer nahmen sich seiner an und brachten ihn nach Brisbane. Er allein konnte von dem grausigen Schicksal seiner Gefährten erzählen. O. v. B.

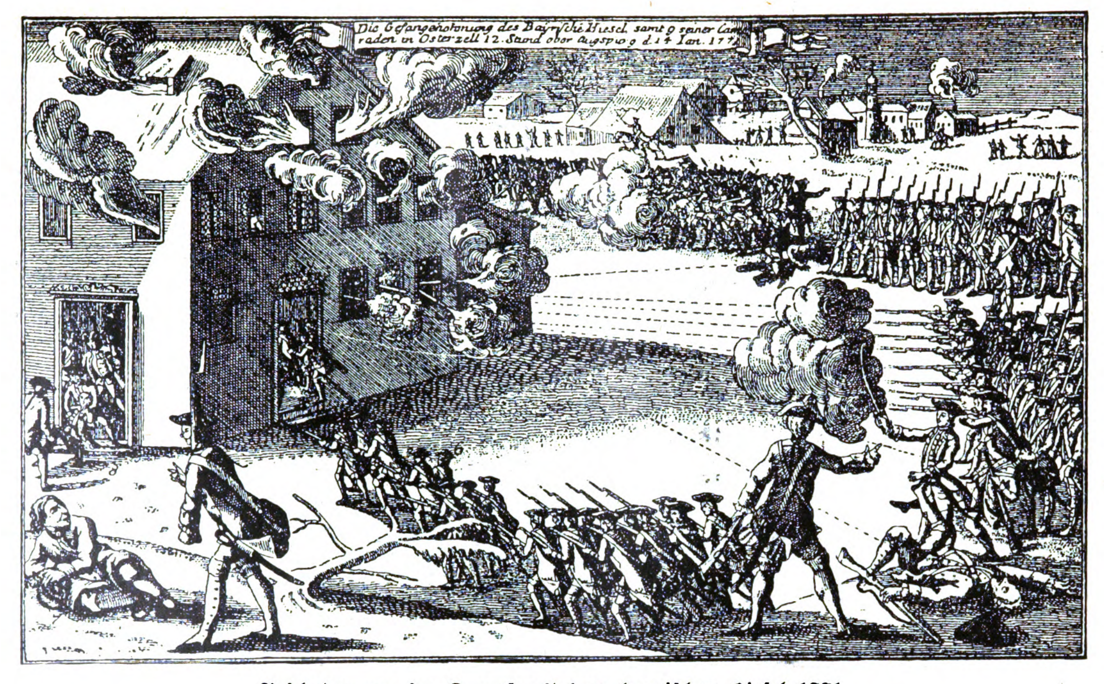
Verbrecherschlachten. — Wie alles, so haben auch die gegen die Automobilapachen in der Umgebung von Paris gelieferten „Schlachten“ ihre Vorgänger, zuletzt noch in Oberbayern, wo der Gendarmenmörder und Räuber Matthias Kneißl in einer Scheune von Gendarmen und Soldaten belagert und beschossen worden ist. Das geschah so gründlich, daß das Gebäude nachher wie ein Sieb durchlöchert war. Auch die Bell Star, die einst ganz Texas und Nordmexiko an der Spitze ihrer Bande unsicher machte, fiel im Kampfe mit Regierungstruppen, tapfer und unbändig wie sie gelebt hatte. Der Ruf der Wildheit und Schönheit dieses weiblichen Rinaldo Rinaldini war so groß, daß die verwegensten Desperados in Texas, Kansas, Nebraska und Nevada es für eine Ehre hielten, ihrer Bande anzugehören. Die Bell Star, die an der Spitze ihrer Leute jahrelang den Schrecken der ganzen Gegend bildete, die gegen sie gesandten Truppen geschlagen und Dörfer und Städte geplündert hatte, starb in ihren Stiefeln, und zwar, wie sie es sich gewünscht hatte, im Gefecht mit den Regierungstruppen, welche die schöne Teufelin in ihrem Lager überfielen.



Ähnlich erging es hundert Jahre vorher, am 14. Januar 1771, wie unser nach einem gleichzeitigen, von J. M. Will gestochenen Kupfer reproduziertes Bild zeigt, dem wegen seiner Räubereien, Wilddiebereien und Mordtaten gefürchteten oberbayrischen Räuberhauptmann Matthias Klostermeyer, der es als „bayrischer Hiesel“ zu einer Art Weltberühmtheit brachte.

Der kühne Räuber war zuerst der Abgott des Landvolkes gewesen, weil er ihm das „herrschaftliche Wild“ von den Feldern abschoß. Die Bauern lohnten ihm durch Spionendienste, indem sie ihm Anzeige von den gegen ihn ausgesandten Streifen machten. Hiesels Bande war im Laufe der Jahre jedoch so stark geworden, daß er, um seine Leute ernähren zu können, auch die Bauern in Kontribution setzen mußte. Nun hörten die Warnungen auf. Der augsburgische Leutnant Schedl erfuhr am 13. Januar als Leiter des gegen die Räuber ausgesandten Kontingents Reichstruppen, daß Hiesel mit neun seiner Leute im Wirtshaus zu Osterzell Rast halte. Er brach sofort dahin auf und umzingelte, von dichtem Nebel begünstigt, das Haus. Um sieben Uhr des Morgens begann der Kampf, der bis in die Mittagstunden währte. Schedl drang mit einigen Freiwilligen dann in den oberen Stock des Hauses, durchschlug den Fußboden und ließ durch das Loch brennendes Heu unter die Räuber werfen. Der Qualm war derart, daß Hiesel die Waffen streckte. Die gefangenen Räuber wurden auf Holzschlitten gefesselt und nach Dillingen ins Gefängnis verbracht. Das Urteil konnte jedoch vom „hochnothpeinlichen hochfürstlich Augsburgischen Halsgericht“ erst im August gefällt und die Hinrichtung Hiesels auf den 6. September festgesetzt werden.

Um dem Blutschauspiel anzuwohnen, reisten damals über zwanzigtausend Menschen nach Dillingen. Der bußfertige Räuberhauptmann wurde dort in aller Frühe auf einer Kuhhaut nach dem Rathaus gezogen, wo ihm das Urteil verlesen wurde. Dann ging's nach dem Richtplatz, wo er auf einem Andreaskreuz liegend „von oben herab“ die fürchterliche „Strafe des Rades“ erlitt. Der Körper wurde gevierteilt und Kopf und Brust mit einem Plakat: „Der bayrische Hiesel“ auf dem Dillinger Galgen befestigt. Die anderen Viertel kamen nach



Reichstruppen im Kampf mit dem bayrischen Hiesel 1771.
Nach einem Kupfer von J. M. Will, Nürnberg.

Lamendingen, Schwabmünster und aufs Lechfeld: „Hiesel zur Strafe, anderen zur Lehre und abschreckenden Beispiel“, wie's im Urteil hieß. W. F.

Der verkaufte Wind. — Dem Grafen Cirksena von Friesland bot ein Kaufmann achttausend Gulden, wenn er ihm den Wind verkaufen wolle, der über Friesland wehe. Der Graf nahm das Gebot lachend an und erlaubte dem Käufer, eine Proklamation zu erlassen, daß er den Wind in ganz Friesland gekauft habe und jeden strafen lassen werde, der sich desselben ohne seine Erlaubnis bediene. Die Bekanntmachung wurde auch im ganzen Lande belacht. Aber als man sah, daß der Käufer die Sache ernstlich gemeint habe und mehrere um eine empfindliche Summe strafen ließ, die Getreide auf der Tenne geworfelt und Tauben hatten fliegen lassen, ohne einen Erlaubnisschein von ihm gelöst zu haben, erkannte man erst das Unglück. Das Land mußte eine große Geldsumme zusammenbringen, um damit dem Besitzer des Windes denselben wieder abzukaufen. C. T.

Eine peinliche Sitzung. — Auf einer Alpentour begriffen, kam der englische Maler Boughton eines Tages durch einen Wald, der ihm einen so stimmungsvollen Eindruck machte, daß er ihn sogleich zu skizzieren beschloß. Indem er nach dem wirkungsvollsten Punkte Umschau hielt, überlegte er zugleich, ob es wohl in dieser erhabenen Ruhe auch ein menschliches oder wenigstens ein lebendiges Wesen geben möge, das als wirkungsvolle Staffage dienen könnte.

Kaum hatte er den Gedanken gedacht, als er erfreut stehen blieb: ein glücklicher Zufall spielte ihm beides zu gleicher Zeit in die Hand. Unweit des stillen Wasserspiegels eines Wildsees hatte sich ein altes Weiblein mit einer Last Besenholz niedergelassen, einen malerisch häßlichen Köter als Schützer neben sich.

Ganz voll von Eifer und Schaffensfreude bat er das Mütterchen: „Ach, bitte, sitzen Sie doch ein kleines Weilchen still, damit ich Sie und Ihren Hund zeichnen kann!“

Geschmeichelt versprach sie es ihm, und emsig skizzierte er in großen Zügen die düstere Waldlandschaft um den stillen See mit der Staffage im Vordergrunde.

Sein stummes Arbeiten wurde bald unterbrochen durch die Erkundigung der Alten: „Wird's noch lange dauern, Herr?"

„Nicht mehr lange," beruhigte er sein Modell.

Schon nach einigen Minuten, die er mit fieberhaftem Eifer ausgenützt hatte, ließ sich die Stimme der Alten wiederum vernehmen, diesmal aber mit nicht zu verkennender Angst und Unruhe: „Ist denn das Bild noch nicht fertig?" fragte sie.

„Bald, liebe Frau — bald!" erwiderte er, ohne sich in der Arbeit stören zu lassen. „Haben Sie es denn so sehr eilig?"

„Ei nun, das gerade nicht," gab sie zu, „es ist bloß — wissen Sie — ich hab' nämlich nicht gewußt, daß ich auf einem Ameisenhaufen sitze!"

Unter diesen Umständen freilich mußte die peinliche Sitzung aufgehoben werden, aber zum Glück reichte die flüchtige Skizze des Künstlers hin, um ihm als Grundlage eines seiner schönsten Bilder zu dienen.

Ein reichliches Trinkgeld entschädigte sein Modell für das ausgestandene Zwicken. C. D.

Arme Könige. — Nach allgemeiner Annahme heißt König sein auch gleichzeitig reich sein. Einige Beispiele aus der Geschichte werden beweisen, daß diese Ideenverbindung nicht immer zutrifft. In welche Verlegenheit ein König geraten konnte, zeigt ein Brief, den Heinrich IV. von Frankreich an seinen Finanzminister Sully schrieb:

„Mein Freund, ich will Ihnen aufrichtig die Lage schildern, in welcher ich mich jetzt befinde. Ich stehe in der Nähe meiner Feinde, ich habe aber beinahe kein Pferd, es für den Kampf zu besteigen, noch einen Harnisch anzuziehen. Alle meine Hemden sind zerlumpt, meine Röcke haben Löcher auf den Ellbogen, mein Kochtopf ist oft umgestülpt, und seit zwei Tagen esse ich mittags und abends bald bei dem einen, bald bei dem anderen meiner Offiziere, denn meine Einkäufer sagen, sie könnten nichts für meinen Tisch anschaffen, weil sie seit mehr als einem halben Jahre kein Geld bekommen haben. Urteilen Sie, ob ich verdiene, so behandelt zu werden, und ob ich es länger dulden darf, daß meine Kassenverwalter mich vor Hunger sterben lassen, während sie selbst leckere Gastmähler halten." —

Am 1. April 1808 schrieb die Oberhofmeisterin des preußischen Hofes, die Gräfin v. Voß, in ihr Tagebuch die bezeichnenden Worte: „Von heute an hört der Tisch der Offiziere bei uns auf; ich ging heute noch zu ihnen hinein, um Abschied zu nehmen, es tat mir weh. Leider werden von Tag zu Tag mehr Einschränkungen im königlichen Haushalte notwendig; auch ich verzichte auf einen Teil meines Gehaltes. Ach, es ist ja nicht anders möglich!“ K. K.

Käfer als Schmuck. — Der Brauch, schönfarbige Käfer als Schmuck zu verwenden, ist ziemlich weit verbreitet, wenn auch Südamerika das Hauptgebiet dieser eigenartigen Liebhaberei ist. Im Togoland in Afrika kommt zur Regenzeit auf den blühenden Sträuchern ein smaragdgrüner Blatthornkäfer vor, der in Gold gefaßt wird und von den Häuptlingsfrauen als Brosche getragen wird. Die Singhalesen auf Ceylon benützen die Flügeldecken eines rot schillernden Prachtkäfers zur Verzierung ihrer kunstvoll gearbeiteten Decken. In Südfrankreich wird ein hellblau schimmernder Laubkäfer von den Landleuten gesammelt. Die Frauen stecken den toten Käfer an Nadeln ins Haar. Vor Jahren trugen ihn auch unsere Damen auf den Blumen ihrer Hüte. Der Käfer wird übrigens aus Frankreich nach Batavia, Port Said und Bombay exportiert und hier den Fremden als seltenes Prachtstück für teures Geld verkauft.

Die Kaffeebäume Brasiliens bewohnt der Brasilkäfer, dessen harte, grün-metallisch schimmernde Flügeldecken in Gold gefaßt und so als Manschettenknöpfe und Busennadeln, Hutnadeln und Armbänder benützt werden. In Ecuador verfertigen die Jivaroindianer aus den Flügeldecken eines Rosenkäfers Halsbänder und Ohrenschmuck. Das gleiche geschieht mit den Flügeldecken des Riesenprachtkäfers. Der Käfer wird fünf bis sechs Zentimeter lang. Seine Flügeldecken sind kupferigrot, grün umsäumt und gelb bestäubt. Ihre Härte ist so groß, daß die aus ihnen hergestellten Halsketten beim Laufen oder Tanzen einen metallischen Klang von sich geben. Auch nähen die Eingeborenen die durchbohrten Flügeldecken als Schmuckstücke auf ihre Mäntel.

Die tiefschwarzen, mit Reihen von goldgrünen Grübchen

besetzten Flügel des Juwelenkäfers läßt man in Brasilien wie wirkliche Edelsteine fassen.

Als lebenden Brillanten benützt man in Westindien den Cucujo, einen Schnellkäfer. Er besitzt am Rückenschild auf beiden Seiten blasige Auftreibungen, die, solange der Käfer lebt, grüngelb leuchten. Da seine Leuchtkraft mit dem Tode erlischt, hält man ihn in kleinen Drahtkäfigen, füttert ihn mit Zuckerrohrscheiben und badet ihn täglich mehrmals. Will man ihn benützen, so stecken ihn die Damen in kleine Tüllbeutel und tragen ihn nun im Verein mit Blumen, die aus Kolibrifedern angefertigt sind, als Kopfschmuck.

Eine sehr eigentümliche Verwendung findet endlich in Mittelamerika ein Schwarzkäfer. Der Käfer schimmert zu Lebzeiten goldig. Er wird an einem goldenen Kettchen befestigt, das vom Halsband herabhängt. Die jungen Damen der Plantagenbesitzer tragen ihn teils als Schmuck, mehr aber noch als Talisman, da man glaubt, daß er böse Mächte von den Besitzerinnen fernhält. Die Käfer sind außerordentlich zählebig und dauern bis zu zwei Jahren ohne Nahrung aus. Um sie vor einer Schädigung zu bewahren, pflegt man sie aber sorgfältig, da das Erlöschen des Glanzes als üble Vorbedeutung betrachtet wird. Th. S.

Die Verfassung der anglikanischen Kirche. — Die englische Staatskirche, die den Namen „Hochkirche" führt, gehört ihrer Lehre nach zu den reformierten Kirchen, hält aber in der Verfassung und Hierarchie die Mitte zwischen dem Protestantismus und dem Katholizismus inne. Es hängt dies mit der Geschichte ihrer Entstehung zusammen. Ebenso erinnern die Ornate, die die hohen Geistlichen tragen, an die katholischen Vorbilder.

Die gesamte Geistlichkeit untersteht zwei Erzbischöfen, dem Erzbischof von Canterbury und dem Erzbischof von York. Ihnen sind dreiunddreißig Diözesanbischöfe und siebzehn Suffraganbischöfe untergeordnet. Jeder Bischof hat ein Kapitel zur Seite, zu dem ein Dekan, Chorherren, Domherren und Archidiakonen zählen. Die Bischöfe verwalten die inneren Angelegenheiten der Kirche und haben die Leitung über die Disziplin und die Gerichtsbarkeit. Die Erzbischöfe wie Bischöfe

werden von dem König ernannt. Es ist ihnen wie überhaupt allen Geistlichen die Verheiratung gestattet.

Die Pfarrherren zerfallen in Rektoren, die den Vollgenuß



Phot. Ernest Brooks.

Ein Dekan und ein Chorherr der anglikanischen Kirche in ihren Ornaten.

des Zehnten und des Pfarrlandertrages haben, in Vikare, die nur den kleinen Zehnten beziehen, und in beständige Kuraten, die in dotierten Filialkirchen angestellt sind. Besetzt werden die Pfarren von den Patronatsherren, doch wird der

Kandidat nur dann vom Bischof in sein Amt eingeführt, wenn er über die nötige Vorbildung verfügt. Es ist indessen nichts Seltenes, daß besonders reiche Pfarreien an den Meistbietenden versteigert werden oder sie namentlich zur Versorgung der jüngeren Söhne der Gutsbesitzer und Verwandten der Bischöfe dienen. Auch werden noch verschiedentlich mehrere Pfarreien in einer Hand vereinigt. Doch ist neuerdings gesetzlich angeordnet worden, daß der Inhaber einer Pfarrstelle den Gottesdienst wenigstens einen Teil des Jahres persönlich versieht. Th. S.

Ziehms Bilder. — Von dem Maler Felix Ziehm, der jüngst im Alter von neunzig Jahren in Paris das Zeitliche gesegnet hat, erzählt man sich eine große Anzahl amüsanter Geschichtchen. Einmal wurden dem Künstler, der hauptsächlich Ansichten aus Venedig und Konstantinopel auf die Leinwand warf, aus seinem Atelier auf Montmartre nicht weniger als zweiunddreißig Bilder gestohlen. Es waren dies Bilder, die ihm besonders ans Herz gewachsen waren, und die er niemals hatte verkaufen wollen.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß man die Diebe bald festnahm, und der Maler wurde vor den Untersuchungsrichter geladen, um ihnen gegenübergestellt zu werden. Er ging, da er mit solchen Dingen nicht gern etwas zu tun haben wollte, nur widerwillig hin und war nicht besonders freudig überrascht, als er in den beiden Spitzbuben, die von zwei Gendarmen durch den Korridor des Gerichtsgebäudes geführt wurden, zwei seiner Modelle erkannte.

„Was ist euch nur eingefallen?“ sagte er in väterlich-strafendem Tone. „Anstatt mir meine Bilder zu stehlen, hättet ihr mich ja um eine Unterstützung bitten können, wenn ihr kein Geld hattet!“

„Wir wußten,“ erwiderte der eine der beiden Gauner, „daß Ihre Bilder weit mehr wert waren als die Unterstützung, die Sie uns hätten geben können. Im übrigen haben wir uns des Besitzes Ihrer Bilder nicht lange erfreut. Sie sind uns sofort wieder gestohlen worden. Nicht genug, daß wir jetzt für den Diebstahl hart bestraft werden, haben wir davon nicht den geringsten Nutzen gehabt. Wir sind nach wie vor bettelarm



und haben nicht einmal so viel, daß wir uns Tabak kaufen könnten."

Ziehm war aufs tiefste gerührt, als er dies vernahm, schenkte den beiden schlauen Burschen, die die Bilder zu einem Hehler gebracht hatten, Geld für Tabak und sagte: „Seht zu, daß ihr die Bilder wieder herbeischafft, sobald ihr freikommt. Anstatt sie dann zu einem Hehler, der euch nur betrügen würde, zu bringen, bringt sie zu mir, ich werde sie euch weit besser bezahlen."

Und der Künstler hielt Wort. Er kaufte seine eigenen Bilder, eines nach dem anderen, wieder zurück. O. v. B.

Folgen eines Rausches. — Über eine lehrreiche Erfahrung berichtet der berühmte Zirkusbesitzer Frank Bostock, eine unanfechtbare Autorität auf dem Gebiete der Tierdressur. „Ich hatte einmal einen Tigerbändiger in meinen Diensten, einen riesenstarken Irländer, der in einem britischen Regiment in Indien lange Zeit gedient hatte und die Charaktereigenschaften und Lebensgewohnheiten der Tiger besser kannte als irgend ein anderer. Er hatte mir drei Tiger zu Kunststücken abgerichtet, wie ich solche sonst niemals Tiger in einer Arena habe verrichten sehen. Und er stand persönlich auf dem vertrautesten Fuße mit ihnen. Er pflegte sich zum Beispiel mitten unter sie zu setzen und ihre Pfoten nachzusehen, ob sie auch nicht wund oder die Krallen gespalten seien. Das ist nun eine Vertraulichkeit, die die zahmste Hauskatze sich nicht gefallen läßt. Es geht zu arg gegen die Katzennatur. Die drei Zöglinge jenes Irländers aber taten ihm dabei nichts weiter, als daß sie leise winselten.

Da geriet eines Tages der sonst nüchterne Mann in übermütige Gesellschaft und betrank sich. Ich hatte ihn bis dahin nie betrunken gesehen. Trotz seines Zustandes vergaß er seine wilden Pfleglinge nicht, ging vielmehr, ohne daß es von jemand bemerkt worden wäre, in den Tigerkäfig. Dort aber taumelte er und sank zu Boden, um in dieser gefährlichen Nachbarschaft seinen Rausch auszuschlafen. Andere Wärter hörten ihn schnarchen, eilten herbei und sahen, was da geschehen war. Sie gaben sich auch sogleich alle Mühe, ihn herauszuholen.

Die Tiere aber lagerten sich wie eine Wache um ihn her und schienen der Meinung zu sein, man wolle ihrem schlafenden Freunde etwas anhaben. Ihre Haltung gegen ihn war ebenso friedlich, wie sie den anderen Wärtern gegenüber feindselig war. Um sie nicht zu erbittern und vielleicht eben dadurch den Kollegen zu gefährden, zogen die Wärter sich zurück.

Noch am nächsten Morgen fand man die vier in derselben Gruppe vereinigt: den Mann in der Mitte, wie er in seinem Rausch zusammengebrochen war, die drei Tiger wie eine wachsame Leibgarde um ihn herumgelagert. Unbehelligt ließen sie ihn auch, als er zu sich kam, sich erheben und aus dem Käfig hinauswanken. Als er aber nach ein paar Stunden wiederkam und seine gewohnten Übungen mit ihnen vornehmen wollte, da zeigte es sich, daß die wilden Bestien dem Falle doch eine besondere Bedeutung beimaßen: sie verweigerten ihm den Gehorsam. Ob er ihnen zuredete, ob er sie züchtigte, sie widersetzten sich ihm.

Er hatte jeden Einfluß verloren. Durch seine körperliche und geistige Überlegenheit hatte er bisher die Herrschaft über sie ausgeübt; jetzt hatten sie ihn aber schwach und hilflos gesehen. Als er Gewalt brauchen wollte, nahmen sie eine so drohende Haltung gegen ihn ein, daß ich, um ihm das Leben zu retten, den sonst tüchtigen Menschen entließ.“ C. D.

König Podiebrad und sein Barbier. — Eines Tages ging der König Georg Podiebrad von Böhmen (1458—1471), wie das seine Gewohnheit war, zu Prag in das Bad hinter der Judengasse und ließ sich von seinem Barbier Janda den Bart abnehmen. Dieser war mit dem König wohlbekannt und hatte sich schon oft eine Frage an ihn oder einen Scherz mit ihm erlaubt. Jetzt fiel ihm das aber sehr zur Unzeit ein. Als er das Schermesser an des Königs Kehle hatte, setzte er ab, lächelte und fragte listig und wichtig zugleich: „In wessen Händen befindet sich jetzt wohl das Königreich Böhmen?“

Der König antwortete ganz gelassen: „Lieber Freund, in wessen Händen sollte sich jetzt das Königreich Böhmen befinden als in den deinigen, da der König selbst sich darin befindet.“



Darüber freute sich der Bartscherer sehr und sagte: „Das ist auch meine Meinung."

Als nun der Bart herunter und das Schermesser beiseite gelegt war, fragte der König: „Janda, wer ist jetzt König in Böhmen?"

„Wer sonst als Ihr, gnädigster Herr," antwortete Janda.

„Und du bist ein schlechter Kerl!" schrie der König und schlug den vorwitzigen Barbier mit solcher Wucht zu Boden, daß dieser am Tage darauf starb. C. T.

Unverkennbares Zeichen von Liebe. — Der Verfasser des Schauspiels „Die Weihe der Kraft", Zacharias Werner, war ein eckiger, ungeschliffener und exzentrischer Mensch, der sein Äußeres aufs gröblichste vernachlässigte. Im Alter von sechsunddreißig Jahren kam er nach Berlin, war aber zu der Zeit bereits von zwei Frauen geschieden und ließ sich nicht lange darauf auch zum dritten Male scheiden. Seine dritte Frau war eine schöne, erst dreiundzwanzigjährige Polin, die sich nach kurzer Zeit in Berlin mit einem Staatsrat wieder verheiratete.

Zehn Jahre später, als Werner Berlin verließ, stattete er seiner ehemaligen Frau, der nunmehrigen Staatsrätin, einen Abschiedsbesuch ab und kam danach ganz aufgeregt zu einem Freunde. „Denke dir," berichtete er ihm frohlockend, „ich habe soeben entdeckt, daß mich meine schöne Malgarzata Mankjatowska noch immer liebt. Sie hat mir ein unverkennbares Zeichen von ihrer Liebe und Fürsorge gegeben."

„Ist's möglich! Worin bestand denn das?" forschte der Freund.

„Sie begleitete mich bis an die Treppe und sagte zu mir: ‚Werner, du bist doch nun einmal früher mein Mann gewesen, und da möchte ich dir doch noch einen guten Rat mitgeben: Wasche dich und kämme dich, denn du siehst aus wie ein Schwein!'"

Ob Werner sich nach diesem „unverkennbaren Zeichen von Liebe" gerichtet hat, hat die Geschichte leider nicht aufbewahrt. C. D.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Echt amerikanische elastische

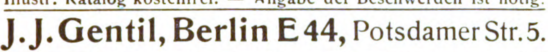
Leibträger „Empire“



für Männer und Frauen sind die besten der Welt. Leicht, bequem, porös. **Keine lästigen Schenkelriemen oder Stäbe vorhanden.** Vorzüglich als Stütze des Leibes bei

Korpulenz, vor und nach der Entbindung, Hängeleib, Wanderniere, Nabelbruch, Senkungen, Darmleiden,

überhaupt für alle unterleibsschwachen und leidenden Personen. Empire elastische Bandagen schnüren den Leib nicht ein und geben jeder Bewegung nach. Verringern Hüftenumfang. Verbessern die Figur. Beeinflussen günstig die Funktion der Abdominal-Organe. Illustr. Katalog kostenfrei. — Angabe der Beschwerden ist nötig.



Jeder spielt sofort Klavier.

Mit der Tastenschrift, jenem tausendfach anerkannten Notensystem, kann jeder, ob alt oder jung, ob von leichter oder etwas schwerer Auffassung, in kürzester Zeit flott und fehlerfrei Klavier spielen. Vorherige Notenkenntnisse sind nicht erforderlich, denn die Tastenschrift ist eine Notenschrift, welche sich eng an das alte System anschließt, nur daß es eben kinderleicht zu erlernen ist. Nach den übereinstimmenden Urteilen solcher, die das Klavierspiel nach der alten Notenschrift erlernt haben, kann man mit der Tastenschrift in wenigen Wochen das erreichen, wozu man früher Jahre benötigte. So schreibt z. B. Herr M. K. aus Blumendorf:

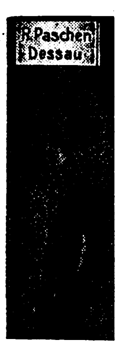
„Ihr System ist verblüffend einfach; ich habe bereits 2 Jahre nach der alten Notenschrift gelernt, ohne aber vorwärts zu kommen. Nach Ihrer Tastenschrift ist es eine Freude zu lernen. Mit ihr habe ich in kurzer Zeit etwas erreicht.“

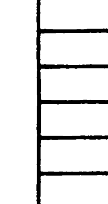
Die Tastenschrift ist eine ernst zu nehmende Methode, die auch von Berufsmusikern allgemein geschätzt wird.

Das komplette Werk, das neben allen zur Erlernung notwendigen Einzelheiten auch noch etwa 20 vollständige Musikstücke, wie Lieder, Märsche, Tänze usw. enthält, kostet **5 M.** und kann gegen vorherige Einsendung des Betrages oder Nachnahme von dem **Musik-Verlag Euphonie, Friedenau 11 bei Berlin**, bezogen werden. An Interessenten, die es für erforderlich halten, sendet der Verlag gegen Einsendung von **40 Pf.** in Briefmarken Aufklärung und einige Probestücke der Tastenschrift.



Pas
...
au
Rück





Bei der

Ver

vervielfältig
schläge, F
schreiben
nicht zu u
Kein Hekt
mit allem

Otto

Union D
Ma

DATE DUE			

